[illegible] by Google

Google

Oecon. 1188 - 1

Oeconomia. Systemata & methodi 129.

~~Oec. gen. N° 320.~~

R

# Das Ganze der Landwirthſchaft.

## Erſter Theil

von

**Johann Friedrich Mayer,**

Pfarrer zu Kupferzell, der Akademien und ökonomiſchen Sozietäten, der k. k. in Niederöſterreich, Kärnthen und Steyermark, der k. Preußiſchen zu Frankfurt an der Oder und der patriotiſchen in Schleſien, der k. Kur-Hannövriſchen zu Zelle, der Kur-Maynziſchen zu Erfurt, der Kur-Pfalz-Bayeriſchen zu Burghauſen, der Schweizeriſchen zu Bern und in Zürich, Mitglied.

Prag, 1789.
Mit Ignaz Elſenwangerſchen Schriften, in der Eiſengaſſe Nro. 201.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

ΤΟΥΣ ΜΕΝ ΝΕΩΣ ΤΟΙΣ ΘΕΟΙΣ ΠΡΟΣΗΚΕΙ ΚΑΘΙΕΡΟΥΝ ΤΟΥΣ ΔΕ ΑΝΔΡΑΣ ΤΟΥΣ ΕΛΛΟΓΙΜΟΥΣ ΤΗ ΤΩΝ ΒΙΒΛΙΩΝ ΑΝΑΘΕΣΕΙ ΤΙΜΑΝ.

Ariſtides Sophiſta.

Hätte ich Tempel erbauet, ſo würde ich ſie nach der Sitte der Alten der Gottheit allein heiligen; ich habe aber für Menſchen geſchrieben, und ſo weyhe und übergebe ich mein Buch, auf den Ausſpruch des Weiſen, den Beſten unter denſelben: meinen Mäcenen, und Freunden, die mich dabey mit Pränumerazionen und Subſkribzionen, groſsmüthigſt, edel, und freundſchaftlichſt unterſtützten, unter herzlichſter Anwünſchung göttlicher Gnade, Heil und Segens auf Ewigkeit und Zeit,

in aller unterthänigſten ſchuldigſten Dank

der Verfaſſer.

# Vorrede.

Das Ganze der Landwirthſchaft zu ſchreiben und in einem Buche vorzulegen, dazu deucht mich, hätte mir mein ausgebreiteter Briefwechſel Anlaß und hinlängliche Urſache gegeben; es ſchiene mir; mein Beruf geweſen zu ſeyn, alles und jedes derſelben, ſoviel möglich wäre, auf einmal allen meinen Leſern zu ſagen, damit ſie ferner nicht die Mühe haben möchten, mich bald über dem, bald über jenem, weil ich in meinen bereits herausgegebenen Büchern zwar vieles, doch nicht alles geſagt hatte, auch wenige alle meine Bücher in Händen haben möchten, in welche ich meine Erfahrungen und Gedanken verſtreuet habe, mit Mühe und Koſten zu befragen.

Nach dieſer Abſicht habe ich vieles, ſo ich in meinen Schriften mit mehrern in vielen Worten geſagt habe, ins Enge gezogen, und in wenigere Worte gekleidet; manches aber auch, welches ich dorten in einer Kürze vortrug, hier umſtändlicher erzählt und gelehrt; jedes aber ſo, daß ich hoffen kann, von allen und jeden verſtanden werden zu können; Pflicht war es allerdings, ſo zu ſchreiben, und doch kann ich mich auch heute noch nicht bereden und überzeugen, daß ich meinen Wünſchen, in allem recht verſtändlich worden zu ſeyn, in allem ſatt und hinlängliches Genüge gethan habe, über einigen bin ich wirklich verlegen; vielleicht blieb manches in der Feder, welches ich ſchreiben wollte; vielleicht habe ich einiges gar nicht gedacht; von einigem aber weiß ich, daß ich mich für unfähig hielte, ihm ſo viel

Licht

Licht geben zu können, als es bedürfte, um eingeſehen und gethan werden zu können: dergleichen ſind Beſchreibungen der nöthigen Maſchinen, der Werkzeuge, die man bey den landwirthſchaftlichen Gewerben bedarf, und dann der Handgriffe bey dieſem oder einem andern Geſchäfte.

Es wird nie möglich ſeyn, in einem Buche von einer Sache alles und jedes zu ſagen: gar nichts zu vergeſſen. Dieſe Wahrheit ſagt mir alſo im Voraus ſchon ſo viel, daß ich allen weitern Anfragen auch durch alle meine beobachtete Genauigkeit dennoch nicht ganz und gar abhelfen werde: daß ich immer noch faſt, wie bisher, Antworten zu geben haben werde.

Unmöglich zu umgehendes kann auch ich wohl nicht umgehen; ich bin daher auch dazu im Voraus ſchon entſchloſſen, ja, ich rechne es zu meinen Pflichten, denjenigen, welche mein Buch von mir erkauft haben, — oder auch in der Folge noch von mir abfordern werden, wie ich es auf Begehren jedweden, der es von mir zu erhalten begehrt, zu zuſchicken bereit bin, Antwort zu geben: Riſſe, Modelle, Werkzeuge, Saamen, Reiſer, weitläuftigere Beſchreibungen der oder jener Dinge, allerley Handgriffe und dergleichen willigſt zu zuſchicken, und ſie mit eben ſo vielen Eifer in ihren Abſichten auf die Verbeſſerung ihrer Wirthſchaften zu unterſtützen, als ſie mich bey Herausgebung meines Buchs unterſtützt, und meine Wünſche erfüllt haben, oder noch zu erfüllen gedenken.

Dies iſt für mich nun Schuldigkeit! dagegen aber muß es mir auch keiner meiner Leſer ver-

den-

denken, wann ich auf die Zukunft allen andern meine Belehrungen und dergleichen durch Brieſe, auf die ich bisher ſo vielmal angegangen wurde, gänzlich verſage; einmal deßwegen: iſt ſtehe an dem ſiebenzigſten Jahre meines Lebens, die Arbeiten kommen mir nach und nach hart und ſauer an, ich muß mich mancher Arbeit entſchlagen, viele bleibt mir dennoch auch dabey noch übrig, und dann dadurch, ſo viel möglich iſt, den Nachdruck, der mir, wie ich Nachricht habe, gedroht iſt, zurück zuhalten, wann ich dem Dieb den Gewinn ungewiß mache und entreiſſe, da ſein Käufer und Leſer von meinem Buche aus ſeiner Preſſe den Nutzen nicht haben wird, oder kann, den meine Gönner und Freunde erſt durch meine nachherige dankbare Bemühungen für ſie gewiß ziehen und einſammeln werden.

Einiges muß ich hier meinem Buche noch voranſetzen: Ich rede in demſelben hin und her von Maaßen, als von Maltern, Simri: von Schuhen, Ruthen, Morgen; von Pfunden, Centnern und dergleichen, hierüber muß ich mich einmal für allemal da erklären; ich thue es! —

Wann ich von Maltern rede, ſo verſtehe ich darunter eine gewiſſe Anzahl Simri; dieſe aber, wie die Malter, ſind verſchieden, groß oder klein: das groſſe oder rauhe Simri hält, an Nürnberger Pfunden 28 $\frac{3}{4}$ Pfunde Roggen; das kleine aber 27 $\frac{1}{8}$ Pfund: mit dem groſſen oder rauhen Simri miſſet man Dünkel oder Spelzen, Haber, Gerſten, Wicken; mit dem kleinen oder glatten aber Roggen, Erbſen, Linſen, Hirſen, Waizen und dergleichen glatte, oder feinere Früchte aus.

Das Malter dieſer letzten Sorten hält 8 glatte Simri: das Malter erſtrer Sorten aber 9 rauhe oder groſſe Simri.

Das Simri wird in halbe: in 4 Theile, die man Vierlinge oder Jefel, und in 16 Theile, die man Maaße nennet, getheilet.

Ich beſtimme alſo die Gröſſe der Simri und Malter durch Pfunde, und zwar Nürnberger Pfunde; dieſes Pfund hat 32 Loth, oder 32 gleiche Theile, und iſt um 2 Loth mehr, als das Frankfurter oder Rheiniſche Pfund.

Ein Nürnberger Schuh hat 12 Zolle; die Hälfte oder 6 Zolle hält die hie am Rande angebrachte Linie: folglich machen zwo ſolche Linien einen Nürnberger Schuh, und dieſe zwo Linien in zwölf gleiche Theile getheilt, geben zwölf Zolle, oder ein Theil von dieſen zwölf Theilen, iſt ein Zoll. Sechszehn ſolche Quadratſchuhe machen eine Quadratruthe, und 256 dergleichen Quadratruthen machen einen Quadratmorgen.

Auf dieſe, und nach dieſer Angabe, muß man das, was ich in der Folge von Maaßen und Gewichten ſage, verſtehen; man wird ſie auch durch das abgegebene gar leicht auf andere Maaße und Gewichte reduziren, und ſich in ſie finden.

Was ich nun ferner zu ſagen, für nothwendig anſehe, iſt das Wenige, ſo ich hier in einigen Abſätzen anfüge:

In der allgemeinen teutſchen Bibliothek las ich: 61 Band, 2tes Stück, p. 438. Beantwortung der Frage: wie iſt die nützliche Stallfütterung ohne Zwang allgemeiner zu machen, und wie iſt ihre Einführung dem Landmanne zu erleichtern?

„Eine Preisſchrift, die den Herrn Kammer-Se„kretair Schneider in Merſeburg zum Verfaſ„ſer hat, und ganz des Preiſes würdig iſt. Auch „kein Wort iſt vergebens darinn zu finden. Kurz, „auch wir würden ihr den Preis zuerkannt ha„ben: wenn der Verfaſſer gleich ſelbſt, wie aus „dem Anhange erhellet, eingeſtehet, daß er kein „groſſer Praktikus ſey. Zu einer Schrift dieſer „Art wird dieſes ſo ſehr nicht erfordert, wenn „nur ſeine Gründe von Gewicht ſind. Und iſt „dann Mayer ſo der groſſe Praktikus, wie man „ihn vom Anfange ſeiner Schriften bis zur Be„ſchreibung ſeiner Lebensgeſchichte hielt? Mit „nichten; hier erhellt, und er kanns nicht länger „bergen, daß er — von jeher ſein Pfarrgut „verpachtet habe! und doch hat er hier das „Akzeßit erhalten, ſeine Schrift bereits drucken „laſſen; aber dadurch bewieſen, daß er nichts lo„kales, und daher weniger als Wichmann — „wäre der anderſt nicht ſo in der bereits auch ab„gedruckten und in Leipziger Magazine befindli„chen 3ten Preisſchrift (denn nur drey waren „eingelaufen!) ſogar weitläuftig geweſen — daß „Akzeßit verdient hätte.

Ich will von der Bitterkeit, womit dieſe Rezenſion gegen mich überſtreuet iſt, weiter nichts ſagen; ich kann aber meine Verwunderung nicht bergen, daß ich ſchon ſo manchmal von den Her-

ren

ren Rezenſenten ſogar ſehr verkannt worden bin; ehemals ſagte einer der Rezenſenten meiner ökonomiſchen Reiſe, die ich auf Rechnung eines edlen Walachens abdrucken ließ, ich ſeye der dalmatiſche Graf Stephano de Zannowick. Da ich doch in der Vorrede des erſten Theils deutlich genug ſagte, daß ich es ſelbſt ſeye; nun ſaget dieſer: ich hätte mein Lebenslauf abdrucken laſſen, da ich doch noch niemal an die Beſchreibung meines Lebens gedacht habe; vermuthlich glaubet der ehrliche Mann, daß der **erklärte Roman meines Lebens**, welcher in zweyten Anhang zu meinen Beyträgen ꝛc. Frankf. 1784. befindlich iſt, meine Lebensbeſchreibung ſeyn müſſe; ich verſichere ihn aber, daß er ſich ganz und gar hiebey geirrt und verfehlet hat; meine Lebensbeſchreibung iſt dieſer Roman nicht; er iſt ein Roman: ein Zuſammentrag vieler einzeln Begebenheiten in Eins, worunter kaum zwo kurze Erzählungen ſind, die auf das eigene meiner Kindheit paſſen, oder aus ihr genommen ſind;

Meine Abſicht bey dieſem Zuſammentrag wunderbarer einzelner Fälle aus Lebensgeſchichten vieler einzeln Perſonen, in Eins, war keine andere, wie ich auf dem Titel ja ſelbſt ſagte, als durch ſie Gelegenheit zu haben, die Wahrheit, es ſeye Thorheit, ſich durch das **Wunderbare einer unmittelbaren Vorſicht** in der Landwirthſchaft leiten und führen laſſen zu wollen, wenn man **mittelbar** durch die **Natur** von Gott zum Glücke erhoben werde, anſchaulicher vortragen zu können.

Wer mich, und die Umſtände meines Lebens nur halb kennet, wird wiſſen, daß der erklärte

Roman meines Lebens alſo meine eigene Geſchichte nicht ſeyn könne; iſt es nun aber ſo, ſo iſt auch alles das, was der Herr Rezenſent von mir ſagen will, ſein Gewebe und Gedicht: ich habe nie ein Pfarrgut, oder einen Bauernhof bey meiner Pfarre zur Baſtallung gehabt, alſo nie einen verpachtet: drey, vier Morgen Wieſen, und ein paar Gärten ſind alles, was ich hierauf beſitze; wenn alſo derſelbe daraus, daß ich meinen Pfarrhof verpachtet hätte, ſchlieſſen wollte: alſo müßte ich der Praktikus in der Landwirthſchaft, für den man mich hielt, nicht ſeyn, ſo ruhet ſein Schluß auf ſehr ſchwachen Gründen, wie er dann, wann auch jene, die, welche er angiebt und erdichtet hat, wahr wären, doch von ſolchen ſo wenig Ehre haben würde, daß er ſich deſſelben billig zu ſchämen hätte, dann ich bin überzeugt: daß man auch ein guter Landwirth und Praktikus ſeyn könne, ohne ſelbſt Feldgüter beſeſſen oder ſie ſelbſt bearbeitet zu haben: der Knecht beſitzet ſelbſt keine, und iſt doch öfters ein beſſerer Landwirth, als ſeyn Bauer ſelbſt, und dann giebt es ja viele Landwirthe, die nie einen Pflug in der Hand hatten, und doch die beſten Bauern ſind.

Kopf und Aufſicht: Bemerkungen, Erfahrungen, und ein Bißchen Mutterwitz bey den Arbeiten anderer, denen man zuſiehet, öfters zuſieht, thun, und vollenden da alles aufs beſte.

Wie nun ſo jeder ein guter Landwirth zu werden vermag, und jedweder begreifen wird, daß es ſo möglich ſeye, der werden zu können, ſo ward ich auch der, und man that mir nicht unrechte, wenn man mich aus meinen Schriften als einen Praktikus anſahe.

Ich habe das Vergnügen, mitten unter Landleuten nun ſchon beynahe 50 Jahre als Lehrer zu leben, und bin von Kindheit an in einem Hauſe erwachſen, wo man ein ſehr groſſes Landgut eigen beſaß, und ſehr gut bearbeitete, ſollte es mir wohl unter ſolchen Umſtänden, und zumal unter meinen Kupferzeller Landwirthen, die keinen in der Welt weichen (ſo ſind ſie in und auſſer Teutſchland erwieſen bekannt) unmöglich geweſen ſeyn, zumal da ich doch immer noch einen Kopf zwiſchen den Schultern trage, dieſer haben werden zu können, oder worden zu ſeyn? —

Zu dem kommt noch, daß ich auf meinem eigenen drey oder vier Morgen groſſen, aus einer Einöde geſchaffenen Garten, der ein Baumgarten iſt, und 1800 Bäume enthält, den ich aber in ſeinen Abtheilungen, bald zu Klee, bald zu Winter- bald zu allerley Sommerfrüchten verwandte und nutzte, wohin ich alle meine Ideen bringe, meine Anſchläge verſuche, ſie da erprobt oder verunglücket anmerke, ſie andern meinen Pfarrkindern, zum verſuchen empfehle, und ſie hernach erſt in meinen Büchern dem Publikum nach meinem Gutbefinden vorlege: empfehle, oder mißrathe.

Was ſo des Neids Hohnſpruch? er iſt kein Praktikus! — und — ſo hat er vor Herrn Wichmann das Akzeßit nicht verdient! — alſo dabey noch der lendenlahme Schluß! — kann man dann das Akzeßit nicht vor Herrn Wichmann zu erkannt erhalten, ohne eben der groſſe Praktikus, wie man ſich ihn denket, zu ſeyn? — Er bejat's ja doch ſelbſten!

Ich

Ich leſe mit Hochachtung jedermanns Urtheile über meine Bücher, weil ich aus ihnen gerne lerne, und ich meine Bücher nie anderſt, als Stückwerk menſchlichen Wiſſens denke; nur ſcheint es mir fremde, wenn man ſo hämiſch ohne Grund ſpricht, ſich ſodann hinter ſeinen Buchſtaben wohlbehalten zurück zieht und verbirgt: ſo hat freylich der Rezenſent gegen dem Schriftſteller allemal vieles Vorweg; er kann ungerügt ſagen, was er will, und ſchreiben was ihm einfällt und beliebt, ohne von der wichtigſten Wiederlegung was zu fürchten Das beſte hiebey: daß man weniger Reiz und Gelegenheit hat, ſich an ihm zu verſündigen: Scheltworte gegen Scheltworte zu ſetzen!

Ich ſage es hier nochmal, wie ich es ſchon mehrmalen geſagt habe: ich habe niemalen dieſe Ehre aus eigener Verwaltung eigener oder anderer Bauerngüter ein praktiſcher Landwirth zu ſeyn, geſucht; noch darinn, daß ich die Ställe durchkroch, einiges Vergnügen gefunden;

Dieß iſt wohl nicht die Sache des Gelehrten, des Denkers, der aus den ihm getreu bekannt gemachten Verſuchen und Erfahrungen anderer eben ſowohl als aus eigenen, und auch daraus, wann er anderer Geſchäften nur zuſiehet, ſowohl, als wenn er alles ſelbſt mitmachte, ſeine Kenntniſſe bereichert, Schlüſſe ziehet, Regeln abſtrahirt, und ſie andern, denen es Beruf iſt, zur Ausführung treu und bieder vorleget.

So bin ich Praktikus ſo weit worden, daß ich das Herz habe, heute noch zu ſagen; alle meine dem Publikum in meinen Büchern getha-

nene

nene Vorſchläge glückten, und nicht einer, den man genau annimmt und befolget, wird je, oder kann je verunglücken! —

Die Herren, ſie ſeyen Pfarrer, weltliche Diener, Adeliche, Fürſten, bis zu dem Könige hinauf, glauben ja mit mir dem Wort: **bleibe in deinem Beruf;** — und wann ſie wollen, dem zweyten: **was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! dann dir iſt vor mehr befohlen, weder du kannſt ausrichten!** —

Sobald wir dem Bauern in ſeinem Beruf eingreifen, ſobald ſind wir verlohren.

Man überdenke doch alle die berühmten groſſen Oekonomen und Landwirthſchaftslehrer von vorn bis hinten! was war ihr Gewinn aus ihren eigenen Ausführungen ihrer Ideen und Anſchläge? —

Der Herr von **Münchhauſen**, der Hausvater, der Herr Geheimerrath **Schubart**, von **Kleefeld**, der Herr von **Pfeiffer**, und noch mehr andere, was gewannen ſie? was hinterlieſſen ſie alle? — was, das kann jeder, der ihren Rechnungsſchluß überſehen will, leicht wiſſen und erfahren! —

Leider, kenne ich zween unter meinen ehemaligen verehrlichſten Herren ökonomiſchen Korreſpondenten, die über der Selbſtverwaltung ihrer Güter verzweiflungsvoll in vollen Bankerotte ſich entleibten; einen, der auf ewig durch übelausgeſchlagene Verſuche arm ward, Untreue begieng, an den Karren geſchmiedet im Zuchthaus; noch mehrere im Bankerrot; viele dieſem nahe; manche

che aus ihrem Verwaltungen um Amt, Beſtallung um Brod gebracht; nie ſahe ich noch einen Fürſten, der aus ſeinen Kameralgütern, wo ſie nicht vorher gar öde lagen, und gar keinen Preis hatten, wirklichen Gewinn zog; ſehr viele aber dabey in fortdauerndem groſſen Schaden und wirklichem Verluſte;

Männer meines Amtes und Standes, welche die ſchönſten, gröſsten Bauernhöfe zu ihren Beſtallungen haben, welche ſie entweder durch eigene Dienſtbothen bauen, oder die ihnen ohne Entgeld von ihren Pfarrkindern gebaut werden, frage man doch, ob ſie in beeden Fällen aus ihnen je auch Gewinn hatten, oder Nutzen erhalten haben; man wird erfahren, daß allemal, weniges oder gar nichts herausfällt; gewiß! wo nicht unanſtändiger Geiz, bäueriſche Erziehung und Gebrauch der Kinder zu Knechten, und Mägden auf'm Feld und im Stall, jüdiſcher Kram hier hinzukommt, ſo beſtehen dieſe Herren allezeit ſchlechter als die, welche ihre Beſtallung an Geld und Naturalien, oder wie man ſagt, im Sack oder baar haben.

Jenen, wenn ſie noch beſtehen wollen, bleibt nichts übrig, als daß ſie ihre Pfarrbauerngüter, einzeln: Morgen - oder ſtückweis, an viele ihre Pfarrkinder um baar Geld verpachten.

Wer ſollte, da ich allen meines-gleichens, — von jeher, — in allen meinen Büchern, — wo ich Gelegenheit dazu fand, recht vorſetzlich den Beſitz der Bauerngüter abgerathen habe, glauben, daß ich ſelbſt eins adminiſtriren würde? — verſucht habe ich's einmal; aber durch zwey, drey

Jah-

Jahre aus Erfahrungen klug, gab ich alles das, was nicht meines Berufs war, bald gänzlich auf einmal, und allezeit wieder auf.

Nichts iſt mißlicher, als das landwirtſchaftliche Gewerb; — das allermeiſte dabey hängt von der Witterung, die nicht in unſerer Gewalt iſt, allein ab; beſorge jemand alles nach dem Maaße alles Verſtandes, aller Kräften, alles Fleiſſes, aller Treue, ſchicke ſich aufs beſte dabey in Witterung, Zeit und Umſtände, ſo wird er doch zweymal erliegen, bis er einmal gut durchkommt.

Daher kein ſo geplagter Menſch, als der Oekonomieverwalter, oder der Direktor der Landwirthſchaft eines Landes; er wird nie lang beſtehen, nie auf einer Stelle lange aushalten: ſein Leben wird ſeyn, wie das wandelbare des Herrn vom Pfeiffers; dieſer unter den einſichtigſten Landwirthſchaftslehrern einer der würdigſten, war in ſeinem ganzen Leben wie ein Ball, unter allerley Geſtalten: unten, oben, hoch und tief unten, bald da, bald dort: geliebt, geehrt, verworfen, angenommen, unterſtützt, verſtoſſen, verſpottet, bald im Brod, bald ohne Brod — nie reich, und doch in allerley Dienſten: bey Königen, bey Kaiſern, bey Kurfürſten, Fürſten, Grafen; ſeine Laufbahn, davon er mir die Karte ſelbſt gab, war: Schleſien, Brandenburg, Mecklenburg, Sachſen, Oeſterreich, Bayern, die Schweitz, Montfort, Hohenlohe, Wilmersdorf, Würzburg, Bayreuth, Pfalz, England, Hanau, Offenbach, Mainz, er lebte endlich für ſich, nährte ſich durch ſeine Feder; zuletzt war er Profeſſor der Oekonomie in Mainz, und ſtarb da, vor etwa zwey Jahren.

Unter dieſen zwo letzten Erſcheinungen ergieng es ihm noch am beſten; — bey den erſtern mußte er mehr als einmal, bey Nacht und Nebel entwiſchen; nicht als ein Böſewicht, ſondern weil ſeine Projekte verſagten, und ſcheiterten, und die Herren, denen er diente, den Gewinn nicht einzogen, den doch nichts ſonſt als die Zeit, und die Witterungen aufhielten, oder wegnahmen! — Aus ſeinem Munde hörte ich gar oft ſeinen einzigen Troſt, der ihn noch bey ſo vielem widrigen hielt und belebte, *un homme de genie ne meurt de faim!* — Alles! nur kein Verwalter der Oekonomie, oder der Landwirthſchaft, wo man ſogar nichts: auch das dabey umumgänglich nöthigſte im geringſten nicht einmal in ſeiner Gewalt hat; auch die Fürſten bey jedweder kleinen Abgabe darauf ſtets fragen: was habe ich dieweil? nicht warten können, und bey zwey, dreymal repetirenden Unglücksfällen aus der widrigen Witterung in Ungeduld und Zorn alſobald aufs heftigſte losbrechen! — Seye es hier zum letztenmal geſagt: wer aus ſeinem Berufe tritt, iſt Stümper, und gewißlich verloren! — viele Feldgüter machen einen groſſen Bauern, und viele Bauern einen groſſen Fürſten; dieſem alſo liegt ob, Bauern zu regieren, und jenem ſteht es zu, die Feldgüter zu pflügen; theilt ſich jeder das Seinige zu, ſo wird es gelingen; wo nicht, ſo wirds gewißlich verſagen! — bey allem! — man wäge, meſſe, docktere und quackſalbere auch, wie man weiß, will, kann, und verſtehet! —

Ich freue mich, ſo oft ich es denke, daß ich dem Verkauf der Kammeralgüter ſo mancher Herrſchaft anrieth, daß ſo manche meinem Vorſchlag befolgten, und alle dieſe dabey augenſcheinlich

lich groſſen Gewinn machten; ich leſe in der allgemeinen teutſchen Bibliothek, 63 B. II. St. Seite 597. bey der Rezenſion des Anhangs zu meinen Beyträgen und Abhandlungen ꝛc. dieſes:

„IV) Erweis und Beylage zu der Wahrheit: es iſt nützlicher Kammeralgüter an Unterthanen zu verkaufen, als ſie ſelbſt zu adminiſtriren oder zu verpachten: Es iſt wohl eine ausgemachte und durch viele Beyſpiele augenſcheinlich erwieſene Sache, daß ſich Fürſten in Anſehung aller ihrer Kammeralhöfe und Güter am beſten rathen, wenn ſie ſolche an Unterthanen vereinzeln und verkaufen, ſie ihnen eigen überlaſſen, und auf dieſelben jährliche gewiſſe und ungewiſſe Abgaben, als: Erbzinſen, Steuren, Zehenden, Handlohn und Sterbefallgelder heften und anrechnen.

„Aber dieſe ſo nützliche Operazion wird wohl in manchen Ländern noch lange in der Liſte frommer Wünſche geführt werden, weil die meiſten Kammeralkollegia nicht dafür ſind. Und dieſe haben auch ihre gute Gründe ſich darwider zu ſtreuben: denn, wenn auf dieſe Art die Kammereinnahmen mehr ſimplifizirt und auf einen gewiſſen Fuß geſetzt würden, ſo fiele bey den Kammerkolegiis ein beträchtlicher Theil der Beyſitzer und Subalternen weg, welche bey der alten Einrichtung von Verpachtungen, erneuerten Pachtskontrakten, und von den jährlichen Beſichtigungen, der zu den Domainen gehörigen Gebäude und Felder, ꝛc. ꝛc. mit beſoldet werden, und ſich auch wohl ſelbſt beſolden. —“

Ge-

Getroffen! — freylich ſo ſich beſorgt; dem Fürſten aber in Schaden gelaſſen! — — unterdeſſen iſt auch eine der Urſachen, warum viele Kammeralgüter nicht an Unterthanen ausgethan werden, dieſe, daß es dazu keine Kaufluſtige giebt, weil der Feldgüter vieler Länder zu viel, und der Inwohner zu wenig ſind; ſo findet man es noch im Teutſchland, ſo in viel mehrern Ländern auſſer Teutſchland, und wo? — — da, wo der Druck bisher zu groß war; wo Freyheit, Eigenthum, Gerechtigkeit noch in Feſſeln, verkannt und verkäuflich war, wo das Sklavenjoch noch aufliegt, und die Leibeigenſchaft druckt, und dieſe zuſammen Einſicht und Fleiß verſchließt und erſtickt, die Eingebornen verjagt, den Fremdling ſcheu macht; wo die ſtehenden groſſen Heere geiſtlicher und weltlicher Kriegsleute durch den Cölibat die Fortpflanzung und Vermehrung hindern, und ſo der Abgang durch keinen Zuwachs erſetzt wird, die Ehen nicht mehr geben, als der Todt nimmt.

Würde man alſo dieſe Hinderniſſe wegheben, ſo würde ſich das Glück der Fürſten und der Unterthanen und aller Länder um ein groſſes vermehren, und die Felder überall und durchaus würden mehr grünen, aufblühen, und zum Wohl der Menſchheit auf alle beſſere Ausſichten reifen. Könnte man dieß da, warum dann nicht auch dort? —

Man ſpricht alltäglich und überall von Aufklärung, Toleranz und Patriotiſmus, drey Wörter von dreyerley Schall, von jetzt einerley inneren Gehalt, heutiges Tages gar nicht mehr

von

von ächten, guten Schrot und Korn, — eckelt es nicht vor der Aufklärung, — da, — wo man doch am meiſten von ihr ſpricht; wo ſie ihre Schulen zwar wohlthätig öffnet, wo man ihr aber mit Wuth entgegen tritt, und ihr ins Geſicht ſchnalzt? der Patriotiſmus der Niederländer, was hauchte dann bis daher dieſer aus? das, wofür die Vaterlandsliebe erſchrickt, und faſt ſcheu wird. Die Toleranz, ach der zerſtümmelten, lahmen, nur erſt kaum halb aus der Geburt geholfenen, von ihren Geburtshelfern, denen ihre wüthende Feindinn Intoleranz die Fenſter allenthalben einſchmeiſſet, faſt wieder verlaſſen, wird ſie wohl nicht noch ehe als ſie ganz geboren wird, wieder erſtickt, oder erdroſſelt? —

Der Himmel ſchaffe hellere Aufklärung, die alten Patrioten wieder zum Leben, und die Toleranz mehr ganz, nicht mit ſo verhackten Gliedmaſſen eines ganz lahmen, kraftloſen Körpers!! alsdann wird man über den Mangel der Abnehmer und Käufer der Kammeralgüter nicht mehr klagen: der Fürſt wird ſein Land mit fleiſſigen Bauern vollgepropfet haben, und dieſe werden durch die Treue gegen das Eigenthum in der Freyheit und unter dem Schutz der Gerechtigkeit ihre Aecker grünend und voll beglückt und froh anlachen.

Noch ein drittes, das mich angehet, die allgemeine teutſche Bibliothek, 66 B. zweytes Stück. S. 585. 586. enthält: **Handbuch für Bürger und Landleute in lehrreichen Erzählungen zur Beförderung einer beſſern Haus- und Landwirthſchaft.** Nürnberg bey Zeh, 1785. 352. in 8. nebſt einem Bogen Vorrede.

„Wer

„Wer das Buch Gallerie von Schilderungen
„böſer und guter Hauswirthe in ihren Lebens-
„läufen, ꝛc. 1781. bey eben dieſem Verleger
„24 Bogen und ein Bogen Vorrede beſitzt,
„der hat ſchon dieſes unter einem veränderten
„Titel als neu angegebene Handbuch. Unſer
„Urtheil ſey daſſelbe, was jener Rezenſent da-
„mals (man ſ. unſ. Bibl. 50. Bd. 602)
„über dieſen Inhalt ausſtellte. Sollte es
„wohl möglich ſeyn, daß ein Mayer — ſo
„nannte ſich jener Verfaſſer — dieſe neue Auf-
„tiſchung, ohne es auf dem Titel, des Dop-
„pelkaufes wegen zu bemerken, in der Art be-
„werkſtelligen können? —

Da ich unter einem Doppelkauf meines Buches weder Ehre, noch Nutzen hoffen oder haben konnte, folglich dieſe Auftiſchung vielleicht etwa zur Helfte merkantiliſchen Abſichten, deſſen, der mein Buch in Verlag hat, geſchehen ſeyn mag, ſo wird man mir billig ſo eine Behandlung des Publikums nicht anrechnen; ſobald ich ſie inne wurde, habe ich meinen Unwillen dagegen bezeiget, ſie gerügt und mißbilliget, man ſuchte ſich zu entſchuldigen, und glaubte ſich durch dabey gehabte gute Abſicht rechtfertigen zu können, aber doch bin ich auch heute noch darüber unzufrieden, und erkläre es hier öffentlich im Angeſicht meines Herrn Verlegers einem jeden.

Ich ſetze nun weiter gar nichts hinzu; ſollte mir noch was übrig bleiben, ſo habe ich Zeit und Gelegenheit, es beym Abdrucke des zweyten Abſchnittes zu ſagen. Kupferzell den 14. May.

Der Verfaſſer.

# Inhalt
## des erſten Theils.

## Einleitung.

Kapitel. Seite.

I. Die äuſſere und innere Beſchaffenheit der Stelle, auf welcher ein Landgut mit Vortheil angelegt werden kann. — — 3.

II. Das wahre und richtige Verhältniß aller der Stücke, welche ein Landgut in ſich faſſet. 19.

III. Anlegung des Landgutes ſelbſten. — 41.

IV. Ueber die Beſtimmung jährlicher Abgaben an die Grundherrſchaft des Landguts. — 52

V. Von der Anlegung der Gebäude meines Landguts. — — — — 68.

VI. Die Perſonen, welche zu der möglichſt nützlichſten Bearbeitung eines Land- oder Bauernguts nöthig ſind. Von ihrer Behandlung und ihren Arbeiten. — — — — 80

VII. Von dem Feldgeräthe und der Bauern Werkzeugen. — — — — 104

VIII. Von dem allerley Vieh, und deſſen Behandlung. — — — — 114.

IX. Vom Ackerfeld: deſſen Beſchaffenheit, Verbeſſerung, Pflügen, Saat. — — 236.

X. Die Wieſe: die natürliche, und künſtliche. 273.

XI. Der Garten. — — — 298.

Ein=

# Einleitung.

Hier will ich das, was mich ſelbſt in der Landwirthſchaft belehret hat; den Gang den ich zu meinem eigenen Unterricht genommen habe, ſtatt einer Einleitung angeben, erzählen und andern als an mir erprobt, auch zu ihrer Belehrung vorlegen, und empfehlen.

Man geht gewöhnlich vom theoretiſchen zum praktiſchen über; ich aber kam von dieſem, zu jenem zurück: nachdem ich alles ſatt geſehen und erfahren hatte, durchforſchte ich erſt nachher die Verſuche: die fehlgeſchlagenen und erprobten;

Nicht, als wann ich ſelbſt als Landwirth ein eigenes weitläuftiges Landgut beſeſſen, bearbeitet und abgeerndet hätte: dieß hatte ich niemalen: Ein großer Baumgarten von einigen Morgen, den ich aus einer Einöde ſchuf; ihn als Garten, Ackerfeld und Wieſe abwechslend nutzte, und dann einige Wieſen, als meine Pfarrgüter und ein mit ſolchen verhältnißmäſſigen Viehſtand, das war alles, was ich anbaute, und unter meiner Anweiſung bearbeiten ließe.

Ich achtete, ein eigentliches Landgut zu haben, auſſer meiner Sphäre, über den Gränzen meines Berufes, mir weder angemeſſen, noch ſchön, noch nützlich, mir von allen dieſem aber das Gegentheil zu ſeyn.

Ich glaubte an meinem Garten und meinen Wieſen ſo viel zu haben, was mir angenehm zu ſeyn ſchiene, was ich ohne Nachtheil meines Amtes beſitzen könnte und was mir nöthig war, Verſuche darauf machen zu können, Exempel für andere werden, und das fürgeſchlagene zur Annahme andern praktiſch empfehlen zu können;

a Ich

Ich hatte aber dabey das Glück, in zwo Gemeinden nun beynahe ſchon funfzig Jahre zu ſtehen, in denen ich die folgſamſten Zuhörer fand, die jederzeit ſo begierig lernten, und ſo thätig das aufgenommene ausübten, daß ich auf allen Seiten: auf ihren Aeckern, Wieſen, in ihren Ställen: in der Viehzucht und Maſtung ſo viel täglich ſehen konnte, als mir nöthig war, zu ſehen, zu erfahren, zu wiſſen und ſo viele einzelne Fälle wahrnehmen zu können, als ich nöthig hatte, dabey die Natur zu belauſchen, auf ihre Gänge zu ſpühren, Regeln im Allgemeinen zu abſtrahiren, um mir zu den Einſichten zu verhelfen, die ich nach und nach in meinen Büchern dem Publikum vorzulegen ſo frey war.

Ehe ich dieß zu wagen, ſo keck war, habe ich mich vorher ſelbſt noch ehe überzeugen wollen, daß ich auch in meinen Jdeen, aus Erfahrungen abgezogen und gebildet, nicht geirrt hätte; dann wie bald und leicht begegnet dieß nicht jeden beym Stuckwerk alles unſers Wiſſen? deswegen ſuchte ich mehrere ökonomiſche Schriftſteller auf, ich durchblätterte ihre Schriften, manche gefielen, mehrere mißfielen; keiner war ganz nach meinem Sinn; unter allen ſchien mir nach meiner Abſicht Herrn *Johann Gottſchalk Wallerius in ſeinen chymiſchen Grundſätzen des Ackerbaues*, der beſte zu ſeyn, mit deſſen Erkenntniſſen und Regeln meine Erfahrungen auch aufs beſte harmonirten;

Dieſen las ich, nach dieſem dachte ich, gieng von ihme aus und kam ſo immer und immer weiter: ſahe die Urſachen der Natur genauer ein, und konnte, wie ich die Urſachen der Dinge und Begebenheiten heller aufgedeckt ſahe, nun auch ſelbſt noch höher hinauf zu der Quelle aller Erfolge aufſteigen, ich fühlte meine Schlüße feſter und meine Erfahrungen erläuterter, meine abſtrahirte Regeln gegründeter; ſo wurde ich der Oekonom, ſo weit ich es bin, und welcher zu ſeyn, ich gerne durch dieß,

mein

mein ganzes in der Landwirthſchaft, jedem verhülfe.

Ich bin ein klein wenig ſtolz auf die Vorzüge meiner Gemeinde Kupferzell, die ich nun ſchon drey und vierzig Jahre lang lehre; ſie iſt glücklicher, als viele andere in faſt allem, ihr Feldbau und ihre Viehmaſtung iſt weit über den Gränzen Deutſchlands bekannt und gerühmt, und ich denke, wenn ich ihren Vorgang beſchreibe, wann ich dieſer Erzählung meine Ideen und Regeln anfüge, und dann ſage, was mich Wallerius lehrte, ſo hätte ich aufrichtig gethan, was ich gekonnt; dann ich thue damit alles: jedem dazu, wo ich ihn gern ſehe, wo er ſelbſt hingeſetzt zu ſeyn, wünſchte; zu verhelfen.

Hier alſo voran ſtatt aller Einleitung ein getreuer Auszug aus Wallerius Buche, und dann darauf meiner Gemeinde Behandlung ihrer Landwirthſchaft, ihre Handgriffe dabey, und meine Erfahrungen, Ideen und Regeln! —

---

## Erſtes Kapitel.

## Von den Urſtoffen und Beſtandtheilen der Pflanzen!

Was den Menſchen antreibt, ſeine Kräfte dem Bau der Pflanzen und Gewächſe zu widmen, iſt unſtreitig Bedürfniß des Lebens; was ihn aneifert in ſelbigen fortzufahren, ſich ihm ganz und mit Freude zu widmen, iſt das freche, fette, und gedeihliche Wachsthum ſeiner Pflanzen; würden ſie verwelken, oder mager daſtehen, ihre Früchte leichte und dünne ſeyn, gewiß! — er würde bald, den Pflug ſtehen laſſen, ſeine Haue, oder Schaufel aus der Hand werfen, und das undankbare Feld, die magere Pflanze ohne Wartung,

Pflege, und Aufmerkſamkeit, ihren verdienten Schick-ſal überlaſſen.

So iſt alſo Gedeihen der Pflanze ſein Lohn, der Sporn zur Arbeit, zum Nachſinnen, dieſes Gedeihen zu ſeinem Vortheil, nach ſeinen Wünſchen von Jahr zu Jahr zu verbeſſern, zu vermehren und zu befördern! —

Hierinnen kann er nur dann glücklich ſeyn, wenn er die Beſtandtheile des Gewächſes kennt, deſſen Bau er ſeinen Fleiß widmet, nach dieſem alsdann die Stelle der Anpflanzung die Mittel zu ſeiner Erhaltung und Vermehrung, und die Bearbeitungs- und Behandlungsart, eines jeden beſtimmet.

§. 1.

Zu erfahren alſo welches die Urſtoffe eines jeden Gewächſes ſind, gehet man den Weg der Chymiſten, die dieß entweder, durch die Scheidungskunſt, ohne, oder mit Hülfe des Feuers, herausbringen.

§. 2.

Mittelſt der Scheidekunſt, ohne Feuer bewerkſtelliget, finden ſich dann in den Gewächſen und Pflanzen:

1) Oele von ſchmieriger Beſchaffenheit, olea unctuoſa, ſonſt auch expreſſa, ausgepreßte, genannt.
2) Salze, welche nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Gewächſes, auch die ihrige, wie ihre Benennung erhalten.
3) Säfte, die theils ſchleimicht, theils gummiharzigt, und zugleich klebricht, theils ſeifenartig, theils Harze, harzichte und butterähnliche ſind.
4) Lüftige Theilchen.
5) Geiſtig riechende Partikeln.

Mißbrauch wäre es, wenn man ſich vorſtellte, alles dieſes angezeigte müſſe in allen und jeden Gewächſen zugleich

gleich vorfindlich ſeyn; wenigſtens wird man aber doch drey oder vier dieſer Beſtandtheile in jedem Gewächs antreffen!

§. 3.

Bey dieſen, ohne Feuer, aus den Pflanzen zu erzielenden Beſtandtheilen, muß ich mich noch etwas verweilen, und jedem insbeſondere einige Bemerkungen anſchließen und zwar vors erſte von den ſchmierigten Oelen annoch ſagen, daß ſie der mehrern Erde und Fetts wegen, zähe und unbeweglich ſind, und mittelſt des Auspreſſens aus dem meiſten Saamen, auch durch Kochen, wo ſie dann gekochte Oele genannt werden, erzielet werden. Sie ſind in Anſehung des Geſchmacks, Geruchs und der Dichtigkeit von einander unterſchieden. Kocht man ſie, ſo werden ſie ſcharf und ranzigt, und bekommen einen unangenehmen Geruch; ſo wie ſie auch durch Länge der Zeit, zähe und ſchleimicht werden.

§. 4.

Die Salze, welche man ohne Feuer aus den Pflanzen herauszieht, nennet man weſentliche Salze; und laſſen uns bei ihrer Unterſuchung folgendes bemerken.

1) Daß in theils Gewächſen eine offenbare Säure vorhanden ſey. Man nennt dieſe Säure offenbar weil ſie ſich unmittelbar, durch den herben, ſauern, oder ſüſſen Geſchmack beym Genuß der Pflanze zu erkennen giebt. Erſteres iſt ein Beweis, daß die Säure mit erdigten Beſtandtheilen in Verbindung ſteht; letzteres aber zeigt, daß die Säure mit öhlichten Theilen verknüpft iſt.

2) Daß dieſe Säure in theils Gewächſen mehr verborgen vorhanden ſey. Dieß zu erproben, werfe man in den Saft der Pflanze, wenn er vorhero in einem Gefäß eine Zeitlang ruhig und ſtill geſtanden, ſich geſetzt und gereiniget hat, etwas Eiſenfeil, wovon der Saft alſo-

bald eine dunklere Farbe, und eiſenhaften Geſchmack erhalten wird; eben dieß erfolgt auch mit andern metalliſchen Körpern, deren Farbe er annimmt.

Bedient man ſich dazu eines reinern und ſtärkern fixen Aſchenſalzes, oder der Kreide, ſo wird ſich dieſe Säure durch eine Bewegung verrathen.

3) Daß die Pflanzenſäure von einer Mineralſäure entſtehe, weil erſtere weit gelinder und dem menſchlichen Körper zuträglicher operire, als dieſe.

4) Daß das weſentliche Salz nichts anders ſey, als eine mit öhlichten und erdigten Theilen verbundene, zu einer Konſiſtenz gebrachte, kryſtalliſirte Säure; zu deren Auflöſung man 20mal mehr Waſſer, als zu einer andern bedarf, welche, wenn man ſie auf glühende Kohlen wirft, wegen der enthaltenen öhlichten Partikeln, einen Rauch von ſich giebt, und am Ende ſich in eine Schlacke verwandelt.

5) Weſentliche Salze haben etwas Phlogiſton in ſich, welches, wenn erſteres an's Feuer gebracht wird, davon fliegt.

6) Daß die weſentliche Salze wegen ihrer ſauren, öhlichten und erdigten Ingredienzen, beynahe die Beſchaffenheit der Mittelſalze haben; ob ſie gleich keine vollkommene Mittelſalze ausmachen.

7) Die weſentliche Salze ſind in Betracht ihrer Beſchaffenheit, eben ſo ſehr von einander verſchieden, als die Pflanzen ihrer Natur und Beſchaffenheit nach verſchieden ſind. Einige Chymiſten theilen ſie in folgende Rubriken, 1) in ſaure oder tartariſche, 2) in ſüſſe, 3) in bittre, 4) in See- 5) in Vitriol-Salze.

Die individuelle Verſchiedenheit, der Farbe, des Geruchs, des Geſchmacks einer jeden Pflanze, welches von der Verſchiedenheit der Salze entweder ſelbſt, oder doch von der verſchiedenen Verbindung deſſelben mit andern Theilen, herrühret, lehren aber, oder ſcheinen,

es

es zu lehren, daß dieſe Klaſſifikation unvollkommen, und überflüßig ſey.

8) Das Mineralreich liefere keine weſentliche oder ihnen ähnliche Salze, und dieſe blieben immer von jenen unterſchieden.

9) Es werde das weſentliche Salz in Kryſtallen nicht aus allen Pflanzen erhalten. Weil

a) die, einen ſchleimigten, klebrichten Saft, darreichenden Pflanzen, das Salz, durch das ſchleimigte Weſen von dem Anſchießen zuruck halten, und durch die Gährung erſt verdünnt werden muß.

b) Reichölichte Pflanzen, mittelſt ihres Oeles die Salze binden, daß ſie nicht anſchießen können.

c) Auch gewürzhafte Pflanzen, wegen ihres Oels die Kryſtalliſation des weſentlichen Salzes hindern:

d) Und auch trockne Pflanzen, wegen Mangel an wäſſerigten Theilen, das Anſchießen verſagen: Es iſt dieſes weſentliche Salz bloß durch Hülfe des Reibens der Säfte, mit Waſſer, zu erzwecken.

## §. 5.

Von den Säften, die ohne Feuer aus den Pflanzen erweckt werden, und zwar von den Schleimigten merke ich an, daß ihre Auflöſung nur allein durch Waſſer möglich iſt. Ihre Beſtandtheile ſind, Waſſer, Säure, Erde, Oel. Man theilet ſie ein; in

1) dünne, wo mehr Säure und mehr Waſſer vorhanden iſt;

2) dicke, wobey Oel und Erde in überwiegender Menge zugegen ſind.

## §. 6.

Eine andere Gattung von Säften ſind die Gummiharzigten. In Rückſicht ihrer Beſtandtheile, unter-

terſcheiden ſie ſich von den obigen, bloß durch eine geringere Menge Waſſers. Sind auch bloß im Waſſer auflösbar.

§. 7.

Die Seifenartige, die dritte Art von Säften, die ohne Feuer aus den Gewächſen erzielt werden, beſtehen aus Waſſer, Erde, Oel und Salz die untereinander vermiſcht ſind. Ihre Auflöſung geſchieht mit Waſſer, wie auch mit Weingeiſt. Man kann ſich dieſes Safts auch ſtatt der Seife bedienen; er iſt aber nur aus einigen Pflanzen zu gewinnen.

§. 8.

Die letzte Gattung dieſer Säfte ſind die harzigte, die bloß im Weingeiſt aufgelöſt werden können. Es ſind aber dieſe entweder 1) flüſſigere als Balſame, 2) oder härtere als Harze, oder 3) ausdehnbare, als die elaſtiſchen Harze, 4) oder zähere als Wachs oder 5) morſche, brüchige als Kampfer, oder 6) ſchmierigte als Butter; dieſe alle treffen nur in einigen allgemeinen Eigenſchaften zuſammen. Hier beobachte man noch folgendes:

a) daß dieſe Säfte, aus Oel und einer gerinnen machenden Säure, beſtehen,

b) daß, das, in den Harzen befindliche Oel, nicht durch Deſtillation abgeſondert werden könne, in dem dieß, von jenem, ſo umwickelt und verändert iſt, daß er zerſtört und abweſend ſcheinet,

c) ſo wie die Oele verſchieden ſind, ſo ſind auch die Harze verſchieden,

d) daß dieſe harzigte Theile, oder Säfte in dem Mineralreich, ſo wie auch die andern vorhergehenden, nicht gefunden werden; Bernſtein und Amber ſcheinen zwar ſich dieſer harzigten Beſchaffenheit zu nähern, aber bey genauerer Un-

ter-

terſuchung, iſt der Unterſchied von Harzen unverkennbar.

§. 9.

Dieſe zwey letztern Säfte, die Seifenartigen und Harzigten, ſind nicht unter die Urſtoffe der Pflanzen und Gewächſe, zu rechnen, ſondern haben ihren Urſprung in der, in verſchiedenem Verhältniß, erfolgten Vermiſchung, des Waſſers, der Erde Salz und Oels.

§. 10.

Das in den Pflanzen verborgene Luftige, iſt entweder ein elaſtiſch Flüſſiges, welches ohne Zerſtörung der Pflanze, nicht abgeſondert werden kann, oder ein unelaſtiſch Flüßiges; beyder Abſonderung geſchiehet entweder, durch Feuer, oder durch Fermentation und Aufbrauſen. Ob dieſe Luft wirklich in den Körpern vorhanden, oder ob aus dieſem elaſtiſchen Flüßigen ein dichter Körper geworden ſey? Iſt eine Frage deren Beantwortung hieher nicht gehöret.

§. 11.

Nun noch von dem Geiſtigen das ohne Feuer, und irgend eine Schwere zu haben, aus den Pflanzen abgeſondert wird, und in jedem Gewächs, von verſchiedenem Geruche iſt! — Seine Auflöſung geſchiehet entweder durch Waſſer oder durch Weingeiſt. Sein Unterſchied aber, beſteht entweder in

1) einem angenehmen Geruch, wie z. B. die Balſame, Herzen ꝛc. oder in
2) einem unangenehmen Geruch. Dieſer letztere Unterſchied aber kann, von der
a) Wartung und Pflege der Pflanze, von der Beſchaffenheit des Bodens, worauf ſie ſtehet, herrühren, und durch ſie und andere Umſtände mehr vermehrt oder vermindert werden. Dieſes Geiſtige kann auch gar mangeln, ohne, daß die Beſtandtheile der Pflanze verändert würden.

b)

d) Dieſer Geruch hat ſeinen Grund in der verſchiedenen Säure, und Salzen mit verſchiedenen Oelen vergeſellſchaftet; ſo bringt die mit einem Brennbaren verbundene Salzſäure einen Knoblauchsgeruch; Mineralſäuren mit Weingeiſt, einen gewürzhaften; Säure mit Metallen, einen theils lieblichen, theils unangenehmen, ſo wie hingegen die ſauren Gewürzen, einen ſtärkern Geruch mittheilen.

e) Dieſes geiſtige wird, durch die vorhergehende natürliche Gährung die von äußern Umſtänden, theils befördert, theils verhindert wird, und bey dem Wachsthum, in dem Saamen (Korn) entſteht, wahrſcheinlicher Weiſe, hervorgebracht. Welches man aus dem Geruch beym Gedeihen der Pflanze, ſo wie auch daraus abnehmen kann, daß, wenn man den Saamen wohlriechender Pflanzen in einen ſandigten Boden bringt, ſie ihren Geruch verliehren, und auch ohne Geruch bleiben, wenn man auch den Saamen der Pflanze, auf dem Sandfeld gewachſen, in einen fruchtbaren Boden verpflanzen, wollte.

§. 12.

Nimmt man nun zu dem Feuer, bey Unterſuchung der Gewächſe ſeine Zuflucht, ſo liefert dieß dem Chymiſten folgende Beſtandtheile. 1) Waſſer, das man, wenn es ohne Geruch iſt, Phlegma nennt; 2) Salz, 3) Oele, 4) Erde.

§. 13.

Von jedem einzelnen jetzt insbeſondere. Das Waſſer, hat ſo bald es gereinigt worden, den Geſchmack eines jeden andern Waſſers. Hieher gehören folgende Beobachtungen:

1) alle wäſſerichte Theile haben in ſich ſalzigte Theile, weil der Geſchmack der erſtern bloß von letztern herrührt; dieſer Geſchmack aber bald in ei-

nem höhern, bald in einem geringern Grad in den wäſſrigten Theilen merkbar iſt;

2) enthalten ölichte und geiſtige Theile, dann der Geruch, den dieſe wäſſrigten Theile mit ſich führen, und der bloß von etwas geiſtigem und ölichten herrührt, läßt es vermuthen;

3) haben eine auflöſende verdünnende Kraft, die die andern Theile leicht vermiſcht, dieſes ſchließt man aus der Beweglichkeit der wäſſerigten Theile in den Gefäßen, und aus den vorher bemerkten ſalzigten und ölichten Theilen, denen dieſe Kraft eigen iſt;

4) die wäſſerigten und ölichten Theile vertreten die Stelle eines Leims; denn ſo bald dieſe Partikeln durch das Feuer verjagt worden ſind, hört auch alſobald die Verbindung der übrigen Theile auf;

5) ſie ſind nicht in allen Pflanzen in gleich reicher Menge vorhanden; denn es giebt, außer den ſaftigen auch trockene Pflanzen.

## §. 14.

Das Salz, das man durch chymiſche Unterſuchung in den Pflanzen vorfindet, iſt entweder ein ſaures oder *laugenartiges*, oder fixes oder *flüchtiges* oder *ölichtes*. Ob dieſe Salze ſchon vorher in den Pflanzen zugegen ſind oder erſt durch ihre, der Pflanzen, Zerſtörung erzeugt werden, iſt noch nicht ausgemacht.

Die ölichten Salze von Pflanzen auf einem wärmern Boden gewachſen, erhält man theils durch Deſtillation, theils durch das ſelbſtige Niederſchlagen aus theils Oelen; Aus den Harzen aber, erzielt man ſie durch Sublimiren und Kochen, ſie ſind entweder in den Pflanzen ſchon da, oder erzeugten ſich erſt bey erfolgter neuer Verbindung der Theile miteinander.

## §. 15.

Unter dieſen Beſtandtheilen der Gewächſe findet ſich auch bey langſamen Feuer, theils auch ſchon urch das Auspreſſen der Rinde von gewiſſen Früchten; Oele, die von einander bald in Betracht der Farbe, bald des Geruchs, bald des Geſchmacks, bald der Dichtigkeit, bald der Schwere, ſo wie auch in Betracht ihrer Natur und übrigen Beſchaffenheit, vermög deren ſie in feſtere Körper, als Harz, Salz, Kampfer und dergleichen übergehen, ſo ſehr verſchieden ſind. Dieſe Oele ſind

1) weſentliche,
2) ſchmierigte, deren oben §. 3. Erwähnung geſchehen und
3) brenzlichte, dieſe werden durchs Feuer abgeſondert und ſind bey allen Gewächſen von einerley Beſchaffenheit; ſie haben viel erdigte Theile und ein dickes Salz bey ſich, daher ſie auch, etwas lange aufbewahrt, pechartig werden. Man bemerket dabey

a) daß die Oele aus einer brennbaren erdigten Materie beſtehen, die mittelſt der Säure mit Waſſer verbunden ſind;
b) von der verſchiedenen Natur der Säure, und dem verſchiedenen Verhältniß der Theile, woraus dieſe Oele zuſammengeſetzt ſind, rührt auch ihre Verſchiedenheit her.
c) Die Pflanzenöle ſind von den mineraliſchen Oelen unterſchieden.

## §. 16.

Das letzte, was man beym Feuer oder der Retorte des Chymiſten, in Unterſuchung der Pflanzen übrig bleiben ſieht, das iſt der erdigte Theil; Man ſondert ſie ab, indem man ſie zur Aſche verbrennet, und dann auslauget, und indem man ſie in Fäulniß übergehen

läßt;

läßt; auf dieſe Art erhält man dann eine dreyfache Erde.

1) Eine **glasartige**, die aus mehligten, nährhaften Gewächſen abgeſondert iſt, und durch Mineralſäure aufgelöſet wird;

2) eine abſorbirende, in ſich ſchluckende, die uns die kleinern gewürzhaften, mit Heilkräften begabten Pflanzen, darreichen. Wird durch die Mineralſäure noch mehr aufgelöſt, und ſchmilzt auch weniger;

3) eine kalkartige, ſie wird bloß aus den härtern und größern Gewächſen, abgeſchieden. Kommt mit mineraliſcher Kalkerde überein und ſchmilzt bey einem ſtarken Feuer zu einem grünen Glas. Man beobachtet aber dabey,

a) daß ein und eben daſſelbe Gewächs, zweyerley Arten Erde, hervorgeben könne. Dieß findet man bey dem Nuß und Mandelbaum, aus deſſen Rinde ſich eine kalkartige, aus den mehlichten nahrhaften Früchten aber eine **glasartige** Erde abſondert,

b) daß ſolche Erde bloß in der Staub, Garten oder Torferde anzutreffen und von der mineraliſchen Erde ſehr verſchieden ſey,

c) daß in der Aſche weniger von dieſer Erde als in der Pflanze ſelbſt, zu finden ſey, weil vieles davon beym Verbrennen verdunſtet, ſich in dem Ruß anhängt, und mit dem Oel- und Waſſertheilen ſich verbindet.

d) Sind die Stütze des Pflanzenkörpers, der von ihnen ſeine Feſtigkeit erhält.

§. 17.

So haben wir dann aus dieſem allen ſo viel erſehen und abnehmen können, daß die Urſtoffe und Hauptbeſtandtheile aller Pflanzen ſich auf die vier, Waſſer,

Erde,

Erde, Salz, Oel, reduziren laſſen; wovon aber das Waſſer, die Erde und das Brennbare nur als mittelbare und entferntere Beſtandtheile zu betrachten ſind, die die Oel oder Salzmaſſa bloß zuſammenſetzen und ausarbeiten. Dann, das Oel beſteht aus etwas Erde, Waſſer und einem Brennbaren, welche miteinander verbunden ſind; Das Salz aber beſteht aus dem mit dem Waſſer vergeſellſchafteten Brennbaren; dann eine dergleichen ölichte oder ſalzichte Materie hat nur das Pflanzenreich aufzuweiſen.

## Zweytes Kapitel.

## Von Urſachen des Wachsthums.

§. 1.

Unter dem Wachsthum der Pflanze verſteht man die allmählige Zunahme der Pflanze an Stärke, Größe, Schönheit und Ausdehnung, welche erfolgt, wenn die Nahrung nicht nur ihre gehörige Beſchaffenheit, ſondern auch die Pflanze, die ihre eigenthümliche Kraft und Fähigkeit, und dazu nöthige günſtige äußern Umſtände hat, die Nahrung aufzunehmen, und durch die Pflanzen, ihren Kanälen, und Poren, zu verbreiten, und zum beſtimmten Zweck zu verarbeiten.

§. 2.

Urſachen des Wachsthums ſind alle und jede Dinge, Säfte, Kräfte, Umſtände, u. d. g. welche machen, daß die Pflanze zunimmt, grünt, ſich vergrößert, und ausbreitet.

§. 3.

Das Wort Pflanze aber bezeichnet einen organiſchen Körper, der keine eigenthümliche Kraft beſitzet, ſich hin und her zu bewegen, und ſeine Nahrung ſowohl ober als unter der Erde, durch Hülfe, der in der obern Peripherie der Pflanzen, befindlichen Gefäße,

Pore,

Pore, und Oeffnungen, und der an der Wurzel angebrachten, vielen ſtarken und feinen Faſern, ſeine Nahrung an ſich zieht.

Die letzte Eigenſchaft, daß die Pflanzen auch mittelſt der Wurzeln unter der Erde Nahrungsſäfte erhalten, ſcheint der Verfaſſer als keinen Characterem diſtinctivum angeſehen zu haben; vermuthlich aus dem Grund; weil verſchiedene Gewächſe ohne ihre Wurzel in einen feuchten Ort aufgehängt, auswachſen; allein da es eine logiſche Regel iſt; á potiori fit denominatio, und der Begriff ſich eigentlich auf die, der Landwirthſchaft nützlichen Pflanzen, bezieht, ſo habe ich nicht wider die Abſicht des Verfaſſers zu handeln geglaubt, den übrigen Eigenſchaften auch dieſe letzte anzuſchließen.

§. 4.

Da alſo aus dem Begriff des Worts Pflanze erhellet, daß ſeine Oeffnungen, Gefäße, ſo äußerſt ſubtil, wie auch die Wurzel in ſo vielen feinen Faſern zertheilt, ſo dünne zum Theil, und ihre innere Beſchaffenheit ſo ungemein zart ſind; ſo müſſen folglich auch die Nahrungsmittel, eben ſo dünne und eindringlich geartet und zubereitet ſeyn, daß ſie von den Pflanzen aufgenommen, werden können.

§. 5.

Was wird alſo erfordert, daß das Gewächs ſeinen gedeihlichen Wachsthum habe? Die Beantwortung dieſer Frage liegt in folgenden vier Hauptrequiſiten.

1) Eine wachſenmachende Materie.

2) Eine gehörig zubereitete, den Oeffnungen der Pflanze konforme Materie.

3) Eine natürliche Geſchicklichkeit der Pflanze oder ihres Körpers.

4) Eine Wegräumung aller der Hinderniſſe, die den Wachsthum der Pflanze unterdrücken, aufhalten, oder verringern.

§. 6.

§. 6.

Die wachſenmachende Materie, muß aus ſolchen Theilen beſtehen, die nahrhaft ſind; oder erſt durch andere Beyhülfe, nahrhaft gemacht worden ſind, denn ohne dieſe Eigenſchaft, wäre Wachsthum der Pflanze ein thörigter Wunſch; der nie in Erfüllung gienge. Ein ſolches nahrhaftes Weſen iſt der in den Kanälen der Pflanzen, vorfindliche klebrichte Saft, der durch Waſſer verdünt in Umlauf gebracht wird, wie auch das in den Saamen eingeſchloſſene mehlichte Weſen. Dieß vorfindbare nahrhafte in den Pflanzen, oder dem Saamen derſelben, iſt aber nur im Anfang zum Wachsthum der Pflanze hinreichend, für die Folge aber, wird, ſo wie die Pflanze und ihre Oeffnungen ſich vergrößern, und ihr Umfang und Ausdehnung ſich erweitert, eine gröſſere Menge nahrhafter Theile, zu ihrer Erhaltung und zu vollendendem Wachsthum erheiſcht. So wie aber das nahrhafte, nur beziehungsweiſe, zum Wachsthum beyträgt; weil das was den Birnbaum wachſend macht, beym Nußbaum, von entgegengeſezter Wirkung seyn würde; ſo ergiebt ſich hier von ſelbſten, daß

1) das, was zum Wachsthum erfordert wird, keine fremde, der Pflanzen entgegengeſetzte, ſondern ihre Natur und innerlichen Beſchaffenheit, angemeſſene, homogene Eigenſchaften habe, oder

2) wenigſtens, ſo verändert und verwandelt werden könne, daß der Natur des Gewächſes anpaſſe.

§. 7.

Der Grund, warum dieſe Erforderniß, bey der wachſenmachenden Materie, vorhanden ſeyn müſſe, iſt dieſer,

1) die Pflanzen, deren Nahrungstheile, ihrer Natur angemeſſen ſind, erhalten einen viel ſchnellern und fertigern, ſchönern und fettern Wuchs, als die,

2)

2) deren Nahrungstheile, erſt der Natur der Pflanze konform und angemeſſen gemacht werden müſſen, die ſo zu ſagen im Wachsthum ſtille ſtehen, unterdeſſen, die andere leichter genährte Pflanze, ihren Wachsthum bald vollendet hat.

Der Verfaſſer rechnet unter die Dinge, die dem Wachsthum der Pflanzen hinderlich ſind, Schwefel, mineraliſche Erde, Bergfett, Stein und metallichte Materien.

Ich aber muß die ſteinigte Materie davon ausſchlieſſen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß Gyps, Steinkohlen, überhaupt faſt alle Steine, ſo gar der Heuchelſtein, zum Wachsthum der Pflanzen, ſchneller und fetter beytragen, als jede andere Materie; — recht verſtanden! — durch die in dieſen Steinen befindliche, pflanzen-nährende Theilchen ꝛc.

§. 8.

Von dieſer wachſenmachenden Materie wird, wenn damit der Wachsthum und das Gedeihen, der Pflanzen, erzielet werden ſoll, erfordert, daß ſie nicht nur die Eigenſchaft habe, ſich in die feinen und zarten Oeffnungen der Pflanzen zu ergieſſen, und durch ihre Kanäle zu verbreiten, daher muß ſie gehörig verdünnt, aufgelöſt und vermiſcht seyn; ſondern auch die Fähigkeit beſitzen, ſich der Pflanze, da ſie unbeweglich iſt, durch eine unmittelbare Berührung, zu nähern. Die Mittel durch deren Hülfe die wachſenmachende Materie, verdünnt und aufgelöſt werden kann, iſt aber das Waſſer und Salz, aus dieſen ſind die öhlichten, nahrhaften Theile zuſammen geſetzt, und durch daſſelbe mit dem Waſſer zu vermiſchen.

§. 9.

Soll dieſe Materie nun das Wachsthum der Pflanze erzielen, ſo iſt dazu nicht nur eine natürliche, geſunde Einrichtung der Pflanze, oder auch des Saamens

mens, woraus die Pflanze erwachſen ſoll, erforderlich, ſondern auch die *nothwendige Geſchicklichkeit*, die Nahrungsſäfte aufzunehmen, in die Zweige und Nebenzweige zu vertheilen, zu verarbeiten, anzulegen, aufzubewahren, abzuleiten.

§. 10.

Die Pflanze iſt aber, wie wir ſchon mehrmal behauptet haben, ein für ſich unbeweglicher Körper; es muß alſo von außen und von innen eine *wirkende Urſache* hinzukommen, wodurch die Nahrung der Pflanze zugeführt, von ihr aufgenommen, verdünnt, in Cirkulation gebracht, und zu ihrem gedeihlichen Flor angewendet werden ſoll. Dieſe *wirkende Urſache* iſt theils eine *innerliche*, theils eine *äuſſerliche*, welche unumgänglich, zugleich wirken müſſen, wenn die Pflanze wachſen ſoll. Die *innerlich wirkende Urſache* iſt die von dem weiſen Schöpfer, in jeden organiſchen Körper, gelegte, *Ernährungs- und Vermehrungskraft*; die *äuſſerliche* aber die *Luft* und beſonders die *Wärme*, welche die Säfte in ihrer Flüßigkeit und ihren Umlaufe erhält.

§. 11.

*Hinderniſſe*, die ſich in großer Anzahl dem Fortkommen der Pflanzen oft entgegen ſetzen, es entweder gar, vereiteln, oder hemmen, oder ſchaden, müſſen gehoben und aus dem Wege geräumt werden; dieß iſt manchmal möglich; manchmal aber auch nicht. Solche Hinderniſſe ſind eine üble Beſchaffenheit, *Kälte*, allzugroße *Tröckne*, oder *Feuchtigkeit* des Bodens: *Lage*, *Witterung*, *Thiere*, *Vögel*, *Würmer* und *Inſekten*, auch manchmal ſelbſt ein zu maſtes, fettes Erdreich.

§. 12.

Alles dieß muß *zugleich in*, um und *neben* der Pflanze vorhanden ſeyn, wenn ſie wachſen ſoll, eins ohne das ande-

andere; drey ohne das vierte, wäre gerade, was ein Wagen iſt, dem ein Rad mangelt, muß beobachtet werden, wenn dem Pflegevater der Gewächſe, ſeine Arbeit belohnet werden ſoll.

## Drittes Kapitel.

### Von den wirkenden Urſachen des Wachsthums und zwar erſtens von der innern wirkenden Urſache des Wachsthums der Pflanzen.

§. 1.

Zu der *innerlich wirkenden Urſache* des Wachsthums der Pflanzen gehört eine gewiſſe kräftige Beſchaffenheit derſelben; im vorigen Kapitel habe ich dieß die *Ernährung* und *Vermehrungskraft* des Saamens genennt. Dieſe zweyerley Kräfte, ſind nicht immer in gleichem Grade der Stärke, in den Gewächſen enthalten; ſo daß die eine das Uebergewicht hat, in dem die andere ſchwach und gering iſt. Dann es giebt Pflanzen, welche viele Jahre hintereinander bloß ihre Kraft auf den Wachsthum und die Nahrung anwenden, und wieder andere, die ihre Kraft durch Hervorbringung der Früchte, Jahre durch an den Tag legen.

§. 2.

Daß die Pflanzen eine *Vermehrungskraft* haben, daß kann man aus der Menge des Saamens, die ein Pflanzenkörper hervorbringt, aus den vielen Aeſten, Zweigen, Augen derſelben, und aus den vielen Wurzeln der Pflanze ſchließen, deren Daſeyn zwecklos und lächerlich wäre, wenn dieß nicht die Wege wären, wodurch die Pflanze die Kraft zu erkennen gibt, ſich zu vermehren. Man hat auch beobachtet, beſonders bey den Getraidearten, daß aus dem unterſten Knoten des Halmes, neue Keime, und neue Wurzeln hervorgekommen

ſind, und dieſer Kraft, zum Unterſchied, den Namen der *Vervielfältigungskraft* gegeben.

§. 3.

Zur beſſern Einſicht in dieſe *innerlich wirkende* Urſache des Wachsthums der Gewächſe, wird es nicht undienlich ſeyn, kürzlich zu beſchreiben, wie der Saame beſchaffen ſey, und aus was für Beſtandtheilen derſelbe beſtehe.

Anatomiſch behandelt, zeiget ſich nun äußerlich die *Haut*, die kein weſentlicher Theil der Pflanze iſt, weil nach ihrem Hervorkommen, ſich erſtere von ihr ablöſet, und an den Wurzeln locker herabhängt; in der Haut aber ein *mehlichtes Weſen*, das, ſo lange der Keim in ſeinem *unentwickelten* Zuſtand ſich befindet, ihme zur Nahrung dienet, welches die Ausleerung der Saamen Hülſe, zu Tage legt; aus *einem Keime* nebſt ſeiner *Wurzel* endlich, in welchem die zukünftige Pflanze verborgen liegt.

§. 4.

Chymiſch unterſucht, liefert uns der Saame, vorzüglich der Getraidearten, ihrer folgendes:

1) Durch das Auslaugen mit reinem Waſſer, kann aus völlig reifen Saamen gar nichts *ſalzartiges* erhalten werden; von unreifen Saamen aber erhält das Waſſer einen ſäuerlichen Geſchmack. Beym Auslaugen findet man ferner im Waſſer viel von einer ſchleimigten *gummiharzigten* Beſchaffenheit, welches deſto häufiger anzutreffen, deſto reifer der Saame und deſto reiner das in ihm verſchloſſene Mehl iſt.

2) Wenn man den Weg der Deſtillation einſchlägt, erhält man einen öhlichten ſauern Spiritus, der, wenn er verflogen iſt, ein bloßes Oel, nebſt etwas Erde zurück läßt.

3)

3) Hält man den Saamen der Pflanzen in freyes Feuer, oder in die Flamme, ſo wird er ſchwarz und giebt einen Rauch von ſich, in einem noch ſtärkern Feuer, geräth er in Brand; ſchmilzt zur Kohle, welche, wenn alles flüchtige und fette herausgejagt iſt, eine weiße Erde zurück läßt, die zu Glas ſchmilzt. Dieſe Erde bleibt nicht in allen Saamenkörpern, in gleicher Menge übrig; ſo läßt von ſelbigem der Reiß, weniger als der Weizen; der Weizen weniger als der Haber zurück.

Hieraus zieht man nun den Schluß: die mehlichte Subſtanz der Saamenkörner, entſteht, durch eine innerliche Bewegung vom Waſſer, in der mit vielem Oele verbundenen Erde, veranlaßt, welche Bewegung, wenn ſie fortdauert, das Oel in eine dichtere, erdigte Beſchaffenheit, mit etwas ſäuerlichem Waſſer vermiſcht, verwandelt; daher die Beobachtung, daß das Waſſer durch die Bewegung zuletzt in eine glasartige, das Oel hingegen in eine brennbare Erde umgeſtaltet wird.

## §. 5.

Ich habe ſchon geſagt; daß die innerliche Urſache zum Wachsthum der Pflanzen, ohne eine äußerliche Urſache, nicht wirkſam ſeyn könne; ich frage alſo, wenn, unter welchen Umſtänden kann ſich die innerliche Vermehrungskraft der Saamen, thätig erweiſen?

1) Wenn von außen eine gehörige mit der Beſchaffenheit des Saamens proportionirte, günſtige Wärme und Luft hinzukommt.

2) Wenn der, zum Wachsthum des Saamens und der aus ihr entſpringenden Pflanze, beſtimmte Aufenthalt, ſeine gehörige Tröckne und Feuchtigkeit beſitzet.

3) Wenn die, in der Saamenhülſe verſchloſſene mehlichte Subſtanz, ihre gehörige geſunde Beſchaffenheit, und gewöhnlich richtiges vollſtändiges Maaß hat.

Man hat daher, bey der Ausſaat der Saamen die höchſt nöthige Wahl unter dem vollen, reifen und geſunden und dem unreifen anzuſtellen. Erſtere erkennt man an ihrer Größe, Schwere und Vollheit, die, wenn man ſie mit dem Finger quetſcht, zerplatzen und im Waſſer unterſinken, dahingegen letztere klein, runzlicht, leicht ſind, und beym Fingerdruck platt werden, und im Waſſer oben ſchwimmen.

§. 6.

Jetzt wollen wir zeigen; worinn die Vermehrungskraft beſtehe; Sie beſteht in einer gewiſſen gährenden Bewegung, der zur Gährung geneigten Materie beym Anwachſen der Pflanze; es erhellt dieß aus dem was beym Aufwachſen der Pflanze, in dem Saamenkorn vorgeht; es iſt dieß aber folgendes:

1) Ein Aufſchwellen und Dick werden des Saamens, wenn er zu Feuchtigkeiten an die Luft und Wärme, gebracht wird.
2) Eine innere zunehmende Wärme, Veränderung des Geruchs, Geſchmack des Saftes, und die erſten Merkmahle, des hervorſtechenden Keims, welches man bey einem auswachſenden, Getraide oder Gerſtenhaufen, bemerkt.
3) Das Leerwerden der Kernhülſe, und das Gröſſerwerden des Keims, und der aufs neue veränderte Geſchmack des Saamenſaftes.

Alle dieſe Umſtände alſo, geben zu erkennen, daß in dem Innern des Saamens eine Bewegung vorgehe, bey welcher der Saft deſſelben eine, nach der Natur der Pflanze eingerichtete und abgemeſſene Veränderung erleide, das iſt, daß eine völlige Gährung vorgehe.

Der

Der Verfaſſer ſchließt dieſem §. einige Anmerkungen an.

1) Betrifft die Gründe für ſeine Gährungstheorie, er beruft ſich dabey; *auf das Daſeyn aller*, ſowohl materiellen als geiſtigen, leidenden ſowohl als ſelbſtthätigen Haupturſachen der Gährung, in den Saamen, alſo iſt es möglich; auf die *Erfahrung*, daß *alle Säfte an und für ſich gähren*, nachdem ſie ausgepreßt worden ſind; alſo iſt ſie wahrſcheinlich; auf die *Unmöglichkeit*, der *Verdünnung* und *Vermiſchung* der *Säfte ohne innere Bewegung*; und auf die Erweckung des *Geiſtigen*, durch die natürliche Gährung; alſo ſcheint ſie vernünftig und gegründet zu ſeyn.

2) Hier redet er davon, daß die Gährung eben ſo verſchieden ſey, als wie die Gewächſe und Pflanzen von einander verſchieden ſind; auf dieſem Grunde beruhe auch das ſogenannte Propfen oder Okuliren, wodurch der Saft des Aſtes eine ganz andere Beſchaffenheit erhält, und andere geſchlachtere Früchte als er vorhin gehabt hat, hervorbringt, welches durch nichts anders als durch eine Gährung in dem Auge, Blatt oder Aſt bewirkt werden könne.

3) Die Gährungsmaterie iſt nicht gewiß zu beſtimmen, behauptet er hier; und iſt geneigt ſelbige in dem mehlichten Weſen, oder Staubmehl, wovon die Saamen ihre Fruchtbarkeit erhalten; das nach beſchehener Reinigung, in die Höhe ſteigt, zu ſuchen.

4) Glaubt er daraus, erklären zu können, warum die *Wurzeln* und *Keime*, eine einander entgegengeſetzte Richtung haben, da ſie doch aus einer Quelle entſprungen ſind. — Dann durch die Gährung, gehet das leichtere aufwärts, da ſich hingegen das ſchwerere abwärts neigt.

5) Daher ſagt er ſeyen, die Früchte, die in einer naſſen Erndte geſchnitten, lange auf dem Felde lägen, und mehr oder weniger auswüchſen, zum Sauerteig untauglich, weil ſie vorher ſchon einer ſolchen Gährung und Veränderung unterworfen geweſen ſind.

§. 7.

Die Vermehrungskraft, hängt alſo von der mehrern oder mindern vollkommnern oder unvollkommnern Gährung und ihre Materie, wie auch der Wachsthum der Pflanze, ab. Da aber dieſe Gährung von theils innern theils äußern Urſachen und Umſtänden beſtimmt wird, ſo wird auch die Vermehrungskraft, nach der Beſchaffenheit dieſer Urſachen und Umſtände ſich richten, und daher entweder mehr oder weniger wirkſam ſeyn.

§. 8.

Wovon alſo die Vermehrung und Vervielfältigungskraft vermehrt wird, iſt

1) die Reifheit der Saamen; denn je reifer dieſe ſind, deſto beſſer iſt ihr Nahrungsſaft ausgearbeitet, und deſto geſchickter iſt er zur Gährung. Daher ſollte man das Getraide im Sommer zwar wohlbedeckt, aber doch auf dem Feld aufgeſtellt, von der Luft gehörig austrocknen, ausreifen laſſen.

2) Iſt eine gehörige Wärme, ohne dieſe kann keine Gährung, folglich auch kein Aufkeimen erfolgen. Was die Wärme wirkt, das kann man aus der Aehre eines zerknickten auf der Erde liegenden Halms abnehmen, deſſen Körner nicht nur nicht reif werden, ſondern auch keine Vermehrungskraft, beſitzen, weil ſie ſo tief, von der Sonne nicht gehörig erwärmt werden können; wie auch aus den Bäumen zu erſehen, deren mittägliche Seite immer laubreicher, fetter und grüner iſt, als die andere.

Bey

Bey der Auswahl des Saamens hat man demnach auch hierauf zu ſehen, daß er an einem Ort gewachſen ſey, wo er, beym Wachsthum, wie bey dem Zeitigwerden, überall, gehörig gewärmt werden konnte.

3) Iſt eine proportionirte Fett- und Feuchtigkeit des Ackers, dann zur Gährung, folglich auch zur Beförderung der Vermehrungskraft, gehört eine verhältnißmäßige Menge wäſſerigter, ſalzigter und öhlichter Theile. Iſt dieſe Fett- und Feuchtigkeit nicht verhältnißmäßig da, das iſt, wäre der Acker entweder zu fett, oder zu feucht, zu mager oder zu trocken, ſo würde im erſten Fall der Saame erſticken und nicht zur Reife gedeihen, wie dieß bey den Pflanzen, in den Dung geſetzt, wahrzunehmen iſt; im letztern Fall aber entweder verſchmachten und verwelken, oder ſehr mager elend und unkräftig ausfallen. Es richtet ſich aber das Maaß dieſer Fett- und Feuchtigkeit jederzeit nach der Natur und Beſchaffenheit des Gewächſes, mehlreichere Pflanzen fordern mehr Feuchtigkeit und Wärme, als die weniger mehlreichern.

4) Satte Gährungsmaterie. Hiebey hat der Landmann darauf zu ſehen, daß er die Ausſaat des Saamens, zu einer Zeit verrichte, wo er vermuthen kann, daß ſie beym Keimen eine ſchöne ſtille Witterung haben; damit die Gährungsmaterie dem Saamen beygebracht werden könne.

§. 9.

Was aber die Vermehrungskraft verhindert und vermindert, beſteht in folgenden:

a) Wenn der Saame unreif iſt.

b) Wenn die Gegend ſeines Anbaues zu kalt iſt oder ihr der gehörige Grad der Wärme mangelt. Davon überzeugen uns, am Wald angelegte und

beſäete

beſäete Felder, deren Ergiebigkeit kaum die Mühe des Landmanns bezahlt.

c) Wenn der Grund unfruchtbar, dürre, oder ſumpfigt iſt.

d) Wenn ihm das gehörige Maaß an Gährungsmaterie mangelt.

e) Wenn er zu alt iſt. Dann das wäſſerigte und öligte der Pflanzen, verdunſtet je mehr, deſto älter der Saame wird. Und wie kann ohne dieſe eine Gährung erfolgen? — Vermehrung ſtatt finden? —

f) Wenn man ihn von einem Klima in das andere verſetzt, von einem wärmern in ein kälteres. Den Nachtheil den eine ſolche Verſetzung in Rückſicht der Vermehrung des Saamens, macht, haben viele Verſuche, nicht nur im Pflanzenreich ſondern auch im Thierreich ſattſam und hinlänglich gelehrt und lehren es noch heut zu Tage. Im erſten Jahr ſcheinen zwar ſolche Verſuche, wie mit dem Podoliſchen Weitzen, angeſtellt, reichlich und vortheilhaft abzugeben; aber im folgenden Jahre nimmt der Saame ſchon ſo ſehr an ſeiner Fruchtbarkeit ab, daß er zur dritten Ausſaat, untauglich wird; weil ihm der Grad der Wärme und der fette Boden mangelt!

Die ſo ſehr beſtrittene Frage, ob eine Ausartung und Verwandlung des Saamens, die nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Bodens, worauf er ausgeſäet wird, ſich richte, möglich ſey? will ich zwar berühren aber nicht entſcheiden; eine Ausartung iſt wohl nicht ganz zu leugnen, indem in dem Thierreich Beweiſe genug dafür ſprechen, und es auch im Pflanzenreich Erfahrungen, aufzuweiſen giebt, die ſie begünſtigen. Wenn man beym Saamenziehen, die Kohlrübenſtrunke neben eine Krautſtrunke ſtellt, und ſich beym Blühen ihr Saamenſtaub miſcht, ſo wird man, bey der Ausſaat dieſes

Kohl-

Kohlrübenſaamens, in der Folge eine Ausartung erblicken; in dem die Pflanze zu keiner Kohlrübe, ſondern zu einem Krautſtrunk empor wachſen wird. Eine völlige Verwandlung aber iſt weder glaublich noch wahrſcheinlich, indem der innere Bau einer jeden Pflanze nur zu der Aufnahme, der und der Nahrung eingerichtet, dieſe zwar durch theils äußere theils innere Urſachen verſchieden modifizirt, aber doch nie ſo modifizirt werden kann, daß ein, ſeiner Gattung gerade entgegenſtehendes Gewächs, daraus entſtehen: und aus Dünkel, Haber; oder aus Haber Hirſen werden ſollte.

## Viertes Kapitel.

## Von der Wärme als der erſten äußerlich wirkenden Urſache des Wachsthums.

### §. 1.

Im Thierreich, wie im Pflanzenreich, iſt zum Beſtehen und Fortkommen der Thiere ſowohl, als der Pflanzen die Wärme unentbehrlich. Mangelt ſie, ſo mangelt auch der Pflanze, Saft, Nahrung und Gedeihen! Im Herbſte, wenn die Wärme nachläßt, verliehrt auch die Pflanze ihr grünes Anſehen; der Saft ſtockt in ihm, ſie ſteht ſtille in ihrem Wachsthum, und entblättert ſich. — Rückt der Frühling heran, und mit ihm eine größere Wärme, ſo richtet ſich die traurig ſtehende Pflanze auf, bekommt ihr lebhafteres Anſehen wieder, treibt Keime, Augen, Blätter, Blüthen, Früchte hervor. Und dieß alles wirkt die Sonne, ohne ſie wär alles, ohne geſegnetem Erfolg! —

### §. 2.

Dieſe Wärme aber iſt entweder, eine Luftwärme, die von oben herab, oder eine Erdwärme, die von unten hinauf, zum Wachsthum der Pflanzen, ſo auſerordentlich viel beyträgt, nicht nur aber zum Wachsthum der Pflanzen, ſondern auch aller der Dinge, die

zu

zu ihrem Wohlſtande erheiſcht werden, und mit der Pflanze in der engſten Verbindung ſtehen! Die Wärme wirkt alſo auf die Pflanzen auf die Luft, und auf die Erde.

§. 3.

Auf die Gewächſe zeigt die Wärme eine

1) *unmittelbar thätige Kraft*; a) durch die *Bewegung der Säfte*, die ſie befördert und veranlaßt. Daß dieß von der Wärme abhänge, davon überzeugt uns die Erfahrung. Dann mit dem Nachlaß der Wärme läßt auch die Bewegung der Säfte, und mit dieſer, Nahrung, Wachsthum und Fruchtbarkeit zugleich nach; b) durch die *Bewegung*, der innern Urſache des Wachsthums der Gewächſe, das iſt der *Gährungsmaterie*.
2) Eine *materielle* (oder *mittelbare*) *thätige Kraft*; durch die Herbeyſchaffung einer gewiſſen brennbaren *Nahrungsmaterie*, oder dem *fetten öhlichten Weſen*, woraus die Nahrung der Pflanze beſteht, und deßwegen brennbare *Nahrungsmaterie* heißt, weil die *fetten öhlichten Theile* nur durch das brennbare, das mittelſt des Salzes mit dem Waſſer verbunden wird, erzeugt werden; oder die *Oele* und *Fettigkeiten* in der *brennbaren Erde* ihren Grund und Urſprung haben.

§. 4.

Wie die Wärme auf die Gewächſe ſelbſt wirkt, ſo muß ſie auch auf die Erde, welche dem Gewächs zu ſeinem Wachsthum angewieſen iſt, einen Einfluß haben. Dieſen Einfluß äußert ſie auch wirklich, auf gleiche Art und Weiſe; und zwar

1) unmittelbar dadurch, daß ſie das Waſſer und das Oel der Erde in Dünſte auflöſet und auf

die

die Oberfläche der Pflanzen hinleitet: oder aber, daß unter der Erde in ſo vielen Kanälen dahin ſtrömende Waſſer, beym erfolgten Mangel des Luftwaſſers in Dünſte auflöſet, und ſo gegen die Wurzeln der Pflanze in die Höhe treibt; oder die Säfte bey eintretender Kälte, vor dem Gerinnen bewahrt. Dieß aber thut die unterirdiſche Wärme, alles allein.

2) Materiell oder mittelbar, dadurch, daß ſie Gelegenheit wird, daß ſich das, ſowohl in der Erde, als in der Luft befindliche Brennbare, mit der Fettigkeit des Ackers vergeſellſchaftet, und dieſe dadurch nahrhafter und fruchtbringender gemacht wird. Daher kommt auch die größere Wärme der fetten Aecker, mit welchen ſich das brennbare Weſen deſto leichter vereinigen läßt.

§. 5.

Eben ſo beweißt ſich auch die Wärme wirkſam auf die Luft; indem ſie, unmittelbar,

1) die Luft dünner macht; von welchem ſowohl die Bewegung der Luft, als der Säfte der Pflanzen begünſtigt und

2) die vielen vorhandenen Dünſte, eine größere Fruchtbarkeit erhalten, mittelbar oder auf eine materielle Weiſe aber, indem ſie die

1) in der Luft vorhandene dunſtige, wäſſerigte und entzündbare Theilchen, miteinander verbinden, daß daraus das ſogenannte Luftſalz hervorgebracht wird, und

2) durch Hülfe dieſes Luftſalzes die wäſſerigten Theile ſo aneinander reihet, daß aus ſelbigen ein feines Oel erzeuget wird.

§. 6.

Soll aber dieſe Wärme, ſich zum beſten jeder Pflanze wirkſam zeigen, ſo muß dieſe

1)

1) der Natur und Beſchaffenheit der Pflanze proportionirt und angemeſſen ſeyn; dann die eine Pflanze erfordert einen höhern Grad von Wärme als die andere, welches in dem größern oder mindern Grad der Vermehrungskraft, ſeinen Grund hat,

2) jederzeit in dem Grade da ſeyn, daß ſie, die Wärme, durch die Rinde bis zum Mark der Pflanze eindringen könne.

§. 7.

Nachtheilige Folgen würde und müßte alſo, wie ſich aus dem vorigen natürlich ergiebt, die Wärme nach ſich ziehen, wenn ſie

1) zu heftig und zu ſtark wäre; nicht nur aus dem Acker würde dann der Nahrungsunterhalt der Pflanze, ſondern auch in dem Gewächſe ſelbſt, würden durch die zu ſehr vermehrte Hitze, die Säfte, ſo ſehr verdünnt werden, verdunſten, das flüßige und flüchtige verfliegen, das ſchwerere, zurückbleiben, alſo der Saft verdickt werden, ſtocken, die Pflanze aber ſelbſt verderben; oder

2) zu ſchwach und gering iſt; in dieſem Fall, unterbleibt die Bewegung der Säfte, oder wird, wo dieß nicht geſchieht, wenigſtens, gehindert und aufgehalten.

Was der gelehrte Verfaſſer hier noch, von dem Weltgeiſt anſchlieſſet; welchen er in der, mit den unſichtbaren Theilchen der entzündlichen Materie verbundenen Materie, der Wärme, oder des Lichts, gefunden zu haben glaubt, übergehe ich um ſo lieber, da es mir unter die Grundſätze des Ackerbaues, nicht zu gehören ſcheint, oder wenigſtens dem Bauern das Nichtwiſſen hier nicht ſchaden könnte.

---

Fünf=

## Fünftes Kapitel.

### Von der Luft, als der zweyten äußerlich wirkenden Urſache des Wachsthums der Pflanzen.

§. 1.

Daß keine Pflanze ohne Luft weder hervorkeimen, noch wachſen könne, und daß in jeder Pflanze ein Luftiges, oder Lufttheilchen enthalten ſeyn, das lehren uns, die von Naturforſchern und Chymiſten öfters und ſorgfältig, mit den Pflanzen auf verſchiedene Art, angeſtellten Verſuche unwiderſprechlich. Mit Recht zählt man alſo auch die Luft unter die dem Wachsthum und Aufkommen der Gewächſe erſprießliche, äußerlich wirkende Urſachen.

§. 2.

Einen richtigen Begriff ſich von der Luft und ihrem Einfluß auf das Beſte der Gewächſe machen zu können, muß man auch wiſſen, daß ſich dieſelbe in zwey Aeſte theile, wovon, der eine, die reine Luft oder der Aether; in dem nichts fremdartiges ſich vorfindet; der andere aber die Atmosphäre oder der Dunſtkreis, oder auch die zuſammengeſetzte Luft, heißt. Den Namen: Atmosſphäre, hat ſie davon, weil dieß diejenige Luft iſt, welche die Geſchöpfe und Gewächſe, ein und ausathmen, und Einſaugen und Ausdünſten, und ohne welche ihr Daſeyn nur einen Augenblick, wo nicht Unmöglichkeit wäre; den letztern Namen giebt man ihr aber deßwegen, weil ſie aus mehrern andern fremden und eigenen Theilchen zuſammengeſetzt iſt.

§. 3.

Der Aether, die von fremden Theilen abgeſonderte Luft iſt mit einer gewiſſen Schnellkraft verſehen, welche das, was ihr an Schwere abgeht, erſetzet, und iſt den Pflanzen zu ihren beſtehen eben ſo unentbehrlich, als unentbehrlich ſie den Thieren zur Beförderung des

Um-

Umlaufs ihrer Säfte iſt. Sie befördert den Wachsthum der Pflanzen auf eine *thätige* Art, indem ſie vermög ihrer *verdünnenden Kraft*, die von der *Wärme* oder vermög ihrer *verdickenden Kraft*, die von der *Kälte* herrühret, die ganze Bewegung und Gährung der Säfte befördert.

Anmerk. Man hat beobachtet, daß die Pflanzen auf den Alpen immer kleiner ſind, als die, welche in den Thälern wachſen, welches in dem Mangel der Wärme und der Feuchtigkeiten auf den Gebirgen, nicht aber in der Schwere und Schnellkraft ſeinen Grund hat. Ob die Luft auf eine *materielle Art*, weil ſie nach Verſuchen in einen dichtern unelaſtiſchen Körper verwandelt werden kann, der Pflanzen Wachsthum befördere, bleibt ſo lange ungewiß, als man nicht weiß ob man, die aus den Pflanzen herausgebrachte Luft als *etwas neu erzeugtes*, oder als einen elaſtiſchen Dunſt, als *etwas herausgebrachtes*, anzuſehen habe.

§. 4.

Die *zuſammengeſetzte Luft* oder die Atmoſphäre, iſt die *untere Luft*, in welcher alles, was da iſt, webet und lebet. Warum ſie ſo genennt werde, haben wir oben ſchon gezeigt. Wir haben hier nur noch zu melden, daß ſie aus zweyerley Theilchen beſtehe, nämlich: aus *ausgeathmeten* oder *ausgedünſteten* und aus in der Luft *erzeugten*. Von dieſen, jedem insbeſondere, im Folgenden weitläuftigere Meldung geſchehen wird.

§. 5.

Als von den *ausgeathmeten* oder *ausgedünſteten* Theilchen, die ſich im Dunſtkreis aufhalten, zuerſt; Sie haben ihren Urſprung entweder von der Erde oder von den auf ihr befindlichen Körpern, und müſſen wenn ſie ſich in der Luft aufhalten ſollen, leichter ſeyn, als die Luft ſelber, oder durch die *Wärme* verflüchtigt,

in

in Dünſte aufgelöſt werden. Außer den feinen, reinern, entzündlichen Theilchen, kennt man aber nichts das leichter wäre als die Luft. Zu dieſen ausgedünſteten Theilchen, rechnet man nun:

1) Wäſſerigte, welche im Ueberfluß durch die Wärme aus den Gewäſſern, Meer, Seen, Bächen, und den lebendigen und lebloſen Körpern der Erde abgeſondert und flüchtig gemacht werden.

2) Entzündliche; deren mehrere oder mindere Menge die Verſchiedenheit der Luftwärme ausmacht; ſie werden bey der Ausdünſtung aus den Körpern der Geſchöpfe und der Erde ſelbſt in die Luft erhoben.

3) Oelichte und fette Theile, gleichfalls mittelſt der Wärme, verdünſtet und flüchtig gemacht, und in die Luft geführt, wo ſie ſich in großer Menge aufhalten; daher auch von verſchiedenen Gelehrten die Luft als der Sammelplatz und Aufenthalt, dieſer und der endzündlichen Partikeln angeſehen wird, welches durch die Wärme, das Wetterleuchten und andere Erſcheinung klar erwieſen wird.

4) Salzigte, dahin gehören nur die ſubtilern ſäuren, und die ein flüchtiges Aſchenſalz enthalten; welche von Natur flüſſig, geiſtig, und in Dünſte aufgelöſt ſind; ſie ſteigen aber nur ſehr ſparſam in die Luft; wie dann der Regen nur ſehr unbedeutende Merkmale davon mit ſich führt. Man hat auch den Salpeter, Schwefel und andere ihnen ähnliche Partikeln, hieher rechnen wollen; aber ohne Grund; in dem ſie, der Natur dieſer Körper nach, nicht einmal zum ausdünſten geſchickt ſind. Auch von den Erdigten iſt dieß, daß ſie in die Luft ſteigen, nur unter folgenden Einſchränkungen wahr; daß dieß nur von den

ſubtilſten Theilchen gelte; daß ſie nur zu einem gewiſſen Grade der Höhe in der Luft aufliegen und nur in dem unterſten Raum der Athmosſphäre anzutreffen ſind; daß ſie nie allein, ſondern immer mit den entzündlichen Theilen vergeſellſchaftet anzutreffen ſind, und daß wenn ſie auch, von der Luft, Wärme, oder mit einem brennbaren in die Höhe geführt werden, doch bald wieder, wie man dieß durch in der freyem Luft ausgebreitete weiße Leinen oder Leinwand, und andere glatte Körper, ſelbſt erfahren kann, welche nach einiger Zeit von ſolchem Erdſtaube überſäet ſind; von ſelbſten nach und nach herabfalle. Irrig iſt alſo die Meinung, nach welcher einige den Wachsthum der Pflanzen einem in der Luft befindlichen ſalpeterichten Weſen, das ſie das Luftſalz nennen, zuſchreiben; wie auch die, daß die Pflanzen, von denen in die Luft geführten Erdtheilchen ihre Nahrung erhalten.

§. 6.

Jezt von denen in der Luft erzeugten durch allerley Bewegungen, und Reiben der Lufttheile aneinander, hervorgebrachte, veränderte, abgeſonderte, durch eine neue Verbindung, und Vermiſchung mit den ausgedünſteten Theilchen, vereinigten Partikeln des Dunſtkreiſes; dieſe aber enthalten

a) ſaure, welche aus einer mit einem dunſtigen elaſtiſch, wäſſerigten verbundenen, äußerſt ſubtilen entzündbaren Materie erzeugt werden, und deßwegen gemeine oder urſprüngliche Säure genennt wird, und dem Vitriol, in Betracht ſeiner Eigenſchaften, nahe kommt; welches elektriſche Verſuche und die in den Pflanzen vorfindlichen Säuren bekräftigen.

b) Oelichte und fette, von einem gewiſſen Oel, das urſprüngliche genannt, hervorgebracht; welches Oel, in einer dünnen dunſtigen Geſtalt in der Luft vorhanden und in ſolcher durch eine entzündbare Materie mit Waſſer vermög der Luftſäure erzeugt werden ſoll.

c) Schweflichte, elektriſche Theile, die als Urweſen in einem Kreislauf von der Erde in die Luft, von dieſer wieder in die Erde übergeführt werden, und aus der, mit einer entzündbaren Materie verbundenen Luftſäure beſtehen.

§. 7.

Woraus man dieſen Unterſchied zwiſchen den ausgedünſteten und in der Luft erzeugten Lufttheilen zu erweiſen vermag, iſt theils, in der Verſchiedenheit des Orts, woher beyde entſtehen; dann erſterer Entſtehungsort iſt die Erde; letzterer aber die Luft, theils in der verſchiedenen Erzeugungsart, theils in der von einander verſchiedenen Natur und Beſchaffenheit dieſer Theilchen zu finden.

§. 8.

Auch dieſe zuſammengeſetzte Luft iſt ein Beförderungsmittel des Wachsthums der Pflanzen und zwar:

1) Auf eine thätige Weiſe, in dem ſie a) die Abwechslung der Luft veranlaßt und die Verſchiedenheit der Heftigkeit, oder Gelindigkeit der Winde, in ihr ihren Grund haben. Denn in einer trocknen oder ſtillen Luft, gedeiht keine Pflanze; denn die Veränderlichkeit der Luft befördert zuweilen die Ausdünſtung, bisweilen hält ſie ſie auf; reiniget die Nahrung, und treibt das ſchädliche aus ſelbiger hinweg; oder indem ſie b) die in der Luft befindliche, theils ausgedünſtete, theils erzeugte, durch ihre Bewegung verdünnt, abſondert, und verbindet.

2) Auf eine *materielle* Art; durch Zurückgabe der von der Erde in die Luft ausgedünſteten und verflogenen, nahrhaften Theilchen; als da ſind

1) *wäſſerigte*, welche den Gewächſen entweder im Thau, oder Reif, oder Regen, Schnee, mitgetheilt werden.

2) *Brennbare*; durch die bewegte Luft erſchüttert, fortgetrieben, und den Wirkungen der Sonnenſtrahlen, (dem *entzünden* und *erwärmen*) ausgeſetzt.

3) *Subtilere ölichte.* Von gleicher Urſache fortgetrieben; ſie fallen mit den *wäſſerigten* Theilen herunter, und können von ſelbigen dem Luftwaſſer geſchieden werden, daher auch letzteres wegen ſeiner *Fäulungsfertigkeit*, eine außerordentlich fruchtbarmachende Kraft beſitzet, und als der Grund angeſehen wird, warum die auf magerm, kieſigtem, trieb und grusſandigem Boden, wachſende Tannen, Fichten, Wachholderbäume, eine größere Quantität, Fettigkeit enthalten.

4) Fallen auch ſalzigte Theile, die die *ölichten* mit den *wäſſerigten* verbinden, mit den letztern auf die Erde.

§. 9.

Es giebt in unſerm Dunſtkreiſe außer der *Luft* und ihren mannigfaltigen Ausdünſtungen ein gewiſſes anderes nahrhaftes und erquickendes **Weſen**, das *verborgene* **Lebensfutter**, *welches in denen in der* **Luft** *erzeugten*, ölichten, ſchweflichten oder elektriſchen, vom **Weltgeiſt** belebten Theilchen beſteht, wovon der Wachsthum und das Leben der Pflanzen abzuhängen ſcheinen, und dieß erweiſet ſich aus den Gründen. 1) Gewächſe in eingeſchloſſener Luft wachſen ſparſam und ſehnen ſich nach der freyen Luft. 2) Saamen in ſtiller Luft, keimen entweder gar nicht, oder ſehr ſpät aus. 3) Thiere in einge=

eingeſchloſſener Luft, können nicht lang ihr Leben friſten. 4) Das Blut, in freye Luft geſtellt, erhält eine feuerrothe Farbe, die es aber verliehrt, ſo bald es in eingeſperrte Luft gebracht wird.

§. 10.

Durch dieſes verborgene Lebensfutter, oder in der Luft erzeugten, wie auch durch in ſelbige ausgedünſteten Theilchen, wird das Keimen und das Wachsthum der Gewächſe befördert.

1) Unmittelbar (ſollte mittelbar heiſſen,) durch die Gefäſſe der Pflanzen, die dieſe in der Luft gegenwärtige Theile, einſaugen, und an ſich ziehen, und den übrigen zirkulirenden Säften mittheilen.

2) Mittelbar, (ſollte unmittelbar heiſſen,) in dem ſelbige der Erde mitgetheilt und fruchtbar gemacht wird, die Geneigtheit der Erde aber dieſes Lebensfutter aufzunehmen, erhellt daraus, daß die untere, in die Höhe geackerte, unfruchtbare Erde, dadurch, daß ſie einige Jahre, der freyen Luft ausgeſeẓt iſt, fruchtbar wird. Daher beſiẓt auch das Luftwaſſer, ohnerachtet es nur zwey Fuß tief in die Erde eindringt, dennoch eine fruchtbarmachende Kraft, weil es nicht nur mit vorbenannten Theilchen, angefüllt iſt, ſondern auch eine gröſſere Kraft, fremde Dinge miteinander zu vermiſchen, beſiẓet.

§. 11.

Falſch wäre aber die Vorſtellung; die Luft, wie die in ihr befindliche Theile, ſeyen jederzeit und überall von einerley Beſchaffenheit. Denn ihre Beſchaffenheit richtet ſich:

1) nach dem Klima, deſſen größere oder geringere Wärme, von dem größern oder geringern Maaß entzündbarer Theile, abhängt. Aus dieſem

Grund

Grund verliehrt das *Eiſenhütlein*, Sturmhut, Napellus vieles von ſeinen giftigen, wenn er in nördliche Gegenden verpflanzt iſt, und die Toll≈beeren und Gerberbaumbeeren, (baccæ coriariæ et Belladonna) ihr ſchädliches zum Theil in ſüd≈lichen Gegenden angebaut.

2) Nach der Höhe des Orts, über die *Horizon≈tallinie* der See; denn je höher der Ort, deſto kälter, und deſto weniger *ausgedünſtete Theil≈chen.*

3) Nach der Entfernung des Feldes, von dem Meer und andern Gewäſſern, am Waſſer liegen≈de Oerter haben mehr abwechſelnde Witterung; die Luft iſt ſanfter und feuchter. Waldungen hemmen die Wirkungen der Wärme, und der Luft, daher dünſten auch die vorhandenen ent≈zündbaren Theilchen weniger aus, und mangelt es an gehöriger Wärme.

4) Nach der Beſchaffenheit des Bodens ſelbſt; ein kalter Boden liefert keine ſolche Ausdünſtung; als ein mit einer unterirdiſchen Wärme begabtes Erdreich, ein lockerer beſſer als ein feſter, ein wüſter beſſer als ein angebauter Boden.

5) Nach zufälligen Veränderungen und Umſtän≈den; die, anzuführen, zu weitläuftig werden dürfte.

§. 12.

Aus dieſem allen abſtrahiren ſich dann von ſelbſt folgende Folgerungsſätze. Der erſte: *daß es nicht je≈derzeit mit einem glücklichen Erfolge verknüpfet ſey, wenn man eine Pflanze an einen andern Platz, und wenn er auch mit ſeinem vorhergehenden, unter einen Himmelſtrich läge, verſetzen wollte; daß daher Pflan≈zen von einer Art, nicht immer unter einerley Klima und Zone gedeihen.*

§. 13.

§. 13.

Der zweyte Folgerungsſatz; daß alles, was zum Beſtehen und Gedeihen der Pflanze erforderlich iſt, in der Luft vorfindlich ſey; indem ſelbſt die Erde in dem Waſſer, einem Hauptgrundtheil der Pflanzen, vorhanden ſey, weil ſelbiges, durch die Chymie auf Erde zu reduziren ſey.

§. 14.

Das dritte, was aus den bisherigen folgt, iſt dieß, daß alle Pflanzen einen deſto gedeihlichern Wachsthum haben, je freyer 1) und ungehindert der Zutritt der Luft zu den Pflanzen iſt, 2) je beſſer und leichter die Luft zu allen Theilen ſelbſt zu den Wurzeln der Gewächſe hinzudringen könne, 3) je angemeſſener die Luft der Natur eines jeden Gewächs, in Quantität und Qualität iſt.

## Sechstes Kapitel.

## Von dem Waſſer als der dritten äußerlich wirkenden Urſache zum Wachsthum der Pflanzen.

§. 1.

So wenig ohne Luft und Wärme, der Gewächſe Wachsthum und Wohlſtand erzielt werden kann, eben ſo wenig kann die Pflanze ohne Waſſer wachſen, blühen und fruchtbar ſeyn. Ja, es haben die ältern und neuere Naturkündiger ſogar behauptet, daß vom Waſſer allein die Pflanzen wachſen; weil ſie aber ſich nicht vorſtellen konnten, wie ſo viele und verſchiedene Säfte und Theile, in dem reinen Waſſer verborgen ſeyn ſollten, den Ausweg gewählt und dieß Element vielmehr das Beybringungsmittel genennt.

§. 2.

Dieſen Satz: die Pflanzen wachſen allein vom Waſſer, in ſeine Gewißheit zu bringen, hat man verſchie-

ſchiedene Verſuche angeſtellt, und dieſe Verſuche nicht nur mit verſchiedenen Erdarten, ſondern auch mit dem Waſſer gemacht.

§. 3.

Mit den Erdarten geſchahen, um zu finden, ob ſie zum Wachsthum der Pflanzen etwas beytragen, folgende Proben. Man nahm ein weites irdenes Gefäß, grub ſolches in die Erde ein, damit es feſt ſtünde, trocknete in einem Backofen 200 Pfund Erde, ſchüttete dieſe in das Gefäß, ſetzte alsdann einen *Weidenſtamm* von 5 Pfunden hinein, bedeckte die obere Peripherie des Gefäßes, damit keine fremde Erd- und Staubtheilchen hineinfallen könnten, mit einem vielmals durchlöcherten Blech, und verſorgte, die Pflanze ſo oft es ihr Bedürfniß heiſchte, mit Regen oder deſtillirtem Waſſer, durch begießen. Als man nach fünf Jahren unter einerley Wartung und Pflege die Pflanze aushub, wog ſie ohne Blätter 169 Pfund, die Erde aber ausgenommen, wieder gedörrt, hatte ihr voriges Gewicht von 200 Pfund, einige Unzen abgerechnet die durch das Ausnehmen, trocknen ſich mogten verſtäubt haben. Gleichen Verſuch ſtellte man mit einem *Kürbis* an, bey gleichen Beobachtungen. Auch Mooße und Schwämme wuchſen in einem Gefäß, *ohne Erde*, bloß mit Waſſer befeuchtet! Haber und Hanfkörner, wuchſen ſo gar im Sand, zerſtückelten Papier, *Tuch*, *Heu*, und dergleichen, bloß durch Begieſſung mit Waſſer *nicht* aber, in ausgelauchter Aſche, im Sand, mit Salpeter vermiſcht, in Pottaſche, oder in Mehl. Man verſuchte auch, ob die Erde nicht durch *Vermiſchung* mit Salzen und *ungelöſchtem* Kalk, eine mehr *wachſenmachende Kraft* äußern würde, und hat gefunden, daß ſolche nicht nur gehemmt, ſondern ſogar aufgehoben worden iſt: Und mußte alſo aus dieſen Verſuchen allen den Schluß machen, daß *die Erde an und für ſich gar nichts zum Wachsthum der Pflanzen beytrage.*

§. 4.

§. 4.

Hingegen die Proben, die man mit dem Waſſer allein machte, lehrten augenſcheinlich, daß die Gewächſe ihren Wachsthum allein vom Waſſer erhalten. Eine *Hyazinthen Zwiebel*, auf abgezogenes deſtillirtes Waſſer geſetzt, trieb nicht nur vollkommene Pflanzen hervor, ſondern lieferte auch nach ihrer chymiſchen Zergliederung, im Feuer verbrannt eine *wahrhafte* Erde. Man hat auch Waſſer mit Salpeter, Salz, Aſchenlauge, in ihm aufgelöſt, vermiſcht, und nachdem Begießen geſunden, daß der Wachsthum der Pflanze mehr durch *reines* Waſſer befördert werde.

§. 5.

Aus dem Vorgehenden kann und darf man alſo wohl den Schluß machen; *die Erde dringe nicht mit dem Waſſer in die Gewächſe ein, und bewirke die feſtern Theile des Pflanzenskörpers; ſondern, das Waſſer werde, durch die, in der Pflanze anzutreffende Bewegung, in Erde verwandelt.* Daß dieſe Umwandlung des Waſſers in Erde möglich ſey, kann man durch das Zerreiben, *Durcheinanderſchütteln, Deſtilliren, Kochen, Fäulung* und *Verbindung* mit dem *Gyps* erweiſen.

§. 6.

Auch dieß ergiebt ſich aus dem obigen: *die Gewächſe haben alle ihre Beſtandtheile, ihr ſalzigtes, öhlichtes, erdigtes, vom Waſſer erhalten.* Folgendes kann es beweiſen. In einer Quantität Erde, von 20 Pfund können 4000 verſchiedene Pflanzen wachſen, welche alle ein verſchiedenes Salz und Oel enthalten. Löſt man dieſe Pflanzen auf, nach ihrer Zergliederung, ſo liefert jede beynahe eine Unze Oel, und eben ſo viel Salz; fehlt es zuweilen in dem einen, ſo iſt das andere deſto gewichtiger; wäre dieß Oel und Salz von der Erde, ſo müßte die Erde 4000 Unzen oder 250 Pfund Oel

und

und Salz enthalten, wovon ſie aber kaum einen Grad enthält; Woher alſo alle dieſe Theilchen? —

§. 7.

Wenn alſo, wie nach angeſtellten Verſuchen, erwieſen worden, das Waſſer die alleinige Nahrung und Beförderung des Wachsthums der Pflanze iſt; ſo iſt auch natürlich, daß dieſe ſelbige in großer Menge einſaugen müſſe. Dieß geſchieht auch wirklich und zwar in einem ſo hohen Grade, daß nicht nur die Schwere des eingeſogenen Waſſers, der Schwere des einſaugenden Theils, des Aſtes, des Zweiges ꝛc. immer gleich kommt, ſondern auch nicht ſelten das Gewicht deſſelben überſteigt. *Es iſt aber dieß in die Gewächſe übergehende Waſſer nicht bloß zu ſeiner Nahrung, ſondern der größte Theil zu einem andern Endzweck und Gebrauch beſtimmt.*

§. 8.

Richtig iſt alſo ſo viel, daß das Waſſer zum Wachsthum der Pflanzen beytrage; aber in welchem Grad? läßt ſich nur erſt dann beantworten, wenn wir erſt wiſſen, was das Waſſer für eine Wirkung a) auf die Gewächſe, b) auf das Erdreich äußere. Es wirkt aber das Waſſer auf die Gewächſe.

a) Auf eine *materielle* Weiſe; indem es a) der Pflanze die Nahrung liefert, aus welcher durch Hülfe der hinzugekommenen Luftmaterie, erdigte, ſalzigte und ölichte Theile, erzeugt werden. b) Weil mittelſt ſeiner flüſſigen Beſchaffenheit das Waſſer, ein klebrichtes Weſen, und ſo, die erdigſten Theile mit den wäſſerigten vereinigt, oder mit Hülfe des Oels und Salzes dieſe Vereinigung befördert.

b) Auf eine *werkzeugliche Weiſe* a) durch Erweichung der Rinde und Häute der Pflanze, damit ihre Ausdehnung und Nahrung deſto geſchwinder vor ſich gehe b) durch eine mittelſt der Wärme mitgetheilte ölichte, luftſalzige Subſtanz c) durch

durch die mit Beyhülfe der Wärme, befördertē Gährung, d) durch ihre Geſchicklichkeit ein Mittel zu werden, die ſalzigten und nahrhaften Theile aufzulöſen, e) durch ihre Brauchbarkeit, zu einem Abführungswerkzeug der Hefen und des Abgangs, welche vermög des Waſſers wegdünſten können.

## §. 9.

Auf das Erdreich ſelbſt aber wirkt das Waſſer:

1) Daß es lockerer wird, mithin die Luft beſſer zu den Wurzeln dringen, und dieſe ſich leichter ausdehnen können.
2) Das Erdreich feucht und nahrhaft macht, und die Wurzeln, alſo die ausgedünſteten Feuchtigkeiten bequemer an ſich ziehen können.
3) Die in der Erde befindliche Salztheile, auflöſet, wodurch die Verbindung und Vermiſchung der öhlichten fetten Theile mit dem Waſſer, erreicht und erhalten wird.

## §. 10.

Nicht Waſſer allein, ſondern hauptſächlich eine beſondere, der Natur der Pflanzen angemeſſene, Beſchaffenheit zeugt dieſe vorerwähnte Erfolge. Soll alſo das Waſſer jene bewirken, ſo wird erfordert, daß es

1) gehörig *verdünnt* und *vereinfacht* ſey, damit es in die Pflanzen und ihre Kanäle eindringen könne.
2) Gehörig *warm*, oder mich beſſer auszudrücken, durch die *natürliche Wärme gemäſſigt*; als wodurch die Saftkanäle oder Gefäſſe gehörig ausgedehnt und die dicken und zähen Säfte gehörig verdünnt werden; kalte Dünſte ſprengen die Gefäſſe, und, hindern ſo den Umlauf und die Ausdünſtung. Zu erwarmten Pflanzen muß man kein kaltes, und kein warmes Waſſer zu kalten Pflanzen gießen.

3)

3) In gehöriger Menge vorhanden ſey; Ueberfluß wie Mangel iſt ſchädlich.

§. 11.

Das Waſſer iſt aber zweyerley; Quell- und Flußwaſſer, oder wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, Land- waſſer und Luft- oder Regenwaſſer. Daß beydes, im Mangel, wie im Ueberfluß ſchade, lehret folgendes: Das Quell- Fluß- oder Landwaſſer ſchadet, wenn es im Ueberfluß vorhanden iſt:

1) Die Befruchtung und Beſaamung der Pflanze wird gehindert. Giebt auch das Gewächs noch Saamen, ſo iſt er doch von feuchter, wäſſriger Beſchaffenheit, und runzelt zuſammen, wenn man ihn trocknet, und verdirbt leicht bey eintretender Kälte. Von reichlicher Nahrung iſt alſo gar kein Schluß auf reichliche Erndte.

2) Die Kanäle der Pflanze ſind in Gefahr zu zerreiſſen, wegen des zu häufig zuſtröhmenden Waſſers, und durch ſie verurſachten allzuſtarken Ausdehnung derſelben. Dieß geſchieht deſto eher, deſto mehr Widerſtand, die Luftröhrchen der Ausdehnung entgegenſetzen.

3) Die Nahrung ſelbſt verdirbt; denn das Waſſer, das der Pflanze ihren Unterhalt reicht, weil es der Wärme und freyen Luft ausgeſetzt iſt, fault, oder wird ſauer. Daher iſt ein ſolcher wäſſericher Ort unfruchtbar; in dieſer allzugroßen Feuchtigkeit und den aus ihr dargereichten ſauren Säften, mag vielleicht auch der Grund, des ſogenannten kalten Brands, und andere ihm ähnlicher Krankheiten, der Ausſchlag und die Warzen der Stengel und Blätter, zu ſuchen ſeyn.

4) Iſt der Boden von ſtauberdigter, merglichter und thonigter Beſchaffenheit, ſo wird er beym Ueberfluß an Waſſer, und erfolgter hinzukom-

mender

menden Sonnenwärme, dick und zähe, welches die Ausbreitung und Ausdehnung der Wurzeln und folglich auch den Wachsthum hindert,

5) die Luft, wird, wegen des vielen Waſſers, gehindert, zu den Wurzeln zu gelangen, ihre geſegnete Wirkungen zu äußern.

Mangelt es aber an Quell- Fluß- oder Landwaſſer, das iſt: fehlt dem Lande die proportionirte Quantität deſſelben, ſo wird es dadurch

1) zu trocknen, und bey entſtehender Wärme, die Feuchtigkeit des Landes verjagt; die Hitze vermehrt, und die Wurzeln, von den heiß auffallenden Sonnenſtrahlen verbrennt. Dieſem Unfall ſind beſonders, merglichte, mit laugenhaften Salzen, Kalk, unverfaultem Miſte gedungte Äcker unterworfen.

2) Alles das kann nur mangelhaft anſchlagen, was das Waſſer durch ſeine materielle ſo wohl als werkzeugliche Wirkungen, zum Wachsthum der Pflanzen, beytragen will und kann, wo es an gehöriger Menge Waſſers gebricht.

## §. 12.

Gleiche nachtheilige Folgen hat auch das Luftwaſſer oder der Regen auf den Wachsthum der Pflanzen, wenn es im Uebermaaß iſt, in welchem Fall

1) die ſo nöthige Wärme, des Erdbodens, und der in den Pflanzen angebrachten Kanäle, vermindert wird. Dieſe traurige Wirkung ſieht man bey anhaltenden Regenwetter, an der veränderten blaſſen Farbe des Saamens, an dem Stilleſtehen des Wachsthums, ja Abnahme deſſelben, beſonders wenn eine Kälte darauf folgt.

2) Die Wurzeln werden ihrer Feſtigkeit beraubt; dann durch den Regen wird das Erdreich zu lo-

cker gemacht, oder weggeſpühlt, und die Wurzeln zu locker ſtehend gemacht.

3) Die Halme oder Stengel legen ſich, und dieß um deſto leichter, deſto fetter und dünner die Pflanzen ſtehen. Die Pflanze wird verlezt und der Saame, wie der Stengel, iſt der Fäulniß ausgeſetzt.

4) Die Befruchtung der Pflanze wird dadurch aufgehoben, beſonders wenn dieſer überflüßige Regen zur Blüthe Zeit eintritt. Denn alsdan wird der Blumenſtaub abgeſpühlet und in Klümpchen gerollt.

In Mangel des Luftwaſſers; was für Nachtheil in dieſem Fall, daraus für die Pflanzen erwachſe, das kann man ſich aus dem oben §. 8. und 9. angezeigten Nuzen des Luftwaſſers von ſelbſt ohne Mühe abſtrahiren.

Einige Einwürfe ſind hier noch zu widerlegen!

1) Daß dieſe Lehre der Erfahrung nicht gemäß ſey, welche lehrt, daß die Saamen auf wäſſerigtem und allzufeuchtem Boden nicht gut gerathen. Giebt man gerne zu. Es beweiſt dieß aber nur ſo viel, daß der Ueberfluß des Waſſers, nicht die gehörige verhältnißmäſſige Feuchtigkeit, ſchade. Dieß iſt §. 11, und 12. und im 3, und 4, 5. erwieſen.

2) Daß das Waſſer, von der Erde abgeſondert, den Gewächſen keine Dichtigkeit geben könne; widerlegt ſich aus §. 5. wo gezeigt wird, daß ſich das Waſſer in Erde verwandeln könne.

3) Wenn die Nahrung von dem Waſſer abhienge, ſo könnte kein Land jemals unfruchtbar werden. Wird zugegeben unter der Bedingung, daß das Land gehörig bearbeitet, daß das Waſſer und die Fettigkeit in gehöriger Proportion, weder zu viel, noch zu wenig, vorhanden

den ſey. Dann die Fettigkeit macht, daß die Pflanzen gut und erwünſcht fortwachſen; das Waſſer aber, daß ſie leben und ihr Daſeyn haben. Ich hebe alſo das Düngen nicht auf, ſondern empfehle es vielmehr! —

## Siebendes Kapitel.

## Von dem Erdreich als der vierten, äußerlich wirkenden Urſache des Wachsthums der Pflanzen.

### §. 1.

Von der Erde, hier vors erſte nur überhaupt zu reden, von deren insbeſondere die folgende Kapitel Meldung thun; bemerke man: daß nichts von mineraliſcher Erde in die Gewächſe übergehe. Als Wahrheit erprobt ſich dieß aus folgenden Gründen:

1) Die Gewächſe oder vegetabiliſche Erde iſt ihrer Natur nach von der mineraliſchen gar ſehr verſchieden, vid. c. 1. §. 16.

2) Dieſe Erde iſt im Waſſer unauflößbar, folglich kann ſie nicht in Bewegung gebracht und den Pflanzen mitgetheilt werden.

3) Aus den c. 5. §. 3 und 4. angeführten Verſuchen.

Nota. Der Wahrheit gemäßer betrachtet man alſo die Erde als eine Stütze, und Schutz gegen heftige Winde, Hitze und Froſt.

### §. 2.

So wenig alſo die Erde an und für ſich zum Wachsthum der Pflanze beyträget, ſo gewiß iſt es Stimme der Wahrheit die durch die Erfahrung uns ſagt: daß nicht auf jeder Erde die Gewächſe, gleich gut fortkommen und

ge-

gedeihen; in dem Erdreich gerathen ſie beſſer, in einem andern ſchlechter, ſchwächlicher; in dem wachſen ſie geſchwinder, in jenem langſamer; daß alſo wirklich, zum geſegneten Fortſchritt der Pflanze, das Erdreich ſehr vieles mitwirke, welches von der verſchiedenen Natur, Eigenſchaften, Beſchaffenheit, und Miſchung deſſelben abhängt, in welcher Rückſicht das Land entweder fruchtbar oder unfruchtbar iſt. Daher iſt das Erdreich in ſtarkes oder ſchweres, in ſchwaches oder leichtes abzutheilen.

§. 3.

Starkes oder ſchweres Erdreich, nennt man dasjenige; welches vermög ſeinen weit hinuntergehenden, zwey bis drey Ellen tiefen, Thon oder Mergellagen, und ſeiner zähen Beſchaffenheit, die Fettigkeiten länger beigemiſcht erhält, und überdieß der **Wärme** und **Austrocknung** und der **veränderlichen** Witterung widerſteht; ſchwaches oder **leichtes** Feld heißt man dasjenige, welches wegen ſeiner **ſeichten** Erdlage, die nicht tiefer als eine halbe oder ganze Elle, über die **ſandigten, Kieſigten** oder Steinlagen hingeht und wegen ſeiner lockern Beſchaffenheit, die Fett- und **Flüſſigkeiten** leicht fahren läßt, und der Witterung keinen Widerſtand zu thun, vermag.

§. 4.

Fruchtbares Erdreich iſt dasjenige, welches eine gehörige und der Natur jeglichen Gewächſes angemeſſene proportionirte Menge, von nahrhaften Beſtandtheilchen beſitzet. **Unfruchtbar** iſt das Erdreich, welches gar keine oder nur ſehr wenig nahrhafte Theile mit ſich vermiſcht enthält. Dieß kann alſo fruchtbar gemacht werden, wenn ihm ſolche Theilchen beygemiſcht werden, die eine nährende Kraft enthalten.

Achtes

# Achtes Kapitel.

## Von dem Erdreich insbeſondere und zwar, von der Gartenerde.

§. 1.

Die Gartenerde iſt eine auf der Oberfläche des Erdballs mehr oder weniger tief ausgebreitete ſchwärzlichte, lockere Erde, die ſich vom Waſſer ausdehnt, aufſchwillt und ſchwammicht; ausgetrocknet aber zuſammenfällt und ſtaubicht wird; daher ſie ſo wohl beym Durchſeigen als Ausdünſten, das Waſſer leicht durchläßt.

§. 2.

Eine ausführlichere Beſchreibung, des Begriffs der Garten oder Dammerde, ihrer verſchiedenen Gattungen findet man hier um ſo entbehrlicher; je leichter man dieß aus der Mineralogie, erkennen kann; und je weniger es zu dem Zweck dieſes Kapitels erforderlich iſt; wo es hinreicht, diejenigen Eigenſchaften der Garten oder Dammerde bekannt zu machen, welche auf den Wachsthum der Pflanzen einen unmittelbaren Bezug haben. Die Eigenſchaften, einer Sache aber beruhen auf der Kenntniß der Theile, der Sache, oder des Dinges; und dieſe erlangt man bloß durch den Weg der Zergliederung. Unterſucht man nun die Gartenerde, durch das Auslaugen, bey gelindem Feuer, ſo bleibt, nach abgerauchter Lauge, *ein gelbes Pulver*, das einen ſalzigten Geſchmack hat zurück. Verſtärkt man das Feuer, ſo erhält man aus jenem, wenn man es durch das Abrauchen, konzentriren läßt, *ein braunes flüßiges Extrakt*, von einem ſcharfen Geruch und Geſchmack: läßt man dieſes Extractum bis zur Tröckne abrauchen, ſo hinterläßt es eine in Waſſer auflösbare klebrigt, ſalzigte Materie.

I. Einige behaupten daß das c. 1. §. 2. bemerkte ſchmierigte Weſen, der Hauptgrund des Wachsthums

thums der Pflanzen ſey, dieß iſt aber nicht ſo, 1) weil es ſo dick und zähe iſt, daß es in die Gefäſſe der Gewächſe nicht eindringen kann; und weil 2) das ſogenannte ſchmierigte Weſen, nichts anders als diejenige klebrigte Materie iſt, wodurch die Zaſern und Erdtheilchen der Pflanzen, woraus die Gartenerde erzeugt wird, zuſammen geleimt werden.

II. Das herausgebrachte ſalzigte iſt von verſchiedener Natur, und nur zufällig vorhanden: bald nähert es ſich den Laugen, bald den wunder, bald den ſalpeterichten, und andern Salzen.

§. 3.

Unterſucht man aber die Gaſſen oder Dammerde durch die Deſtillation; ſo erhält man

1) ein wäſſerigtes, welches, je nachdem die Erde, trockner oder näſſer und feuchter geweſen, in gröſſerer oder geringerer Menge da iſt.

2) Ein ſpirituöſes, ſcharfes, brenzlichtes, dunkelbraunes dem Weinſteingeiſte ähnliches.

3) Ein gewiſſes röthlichtes, ölichtes Weſen. Die Gartenerde entſpringt alſo aus den zerſtörten Gewächſen, und nicht aus dem Mineralreich, weil jene dreyerley herausgebrachte Theile, das wäſſerige, ſpirituöſe, ölichte, nicht in ſelbigem angetroffen werden. Man ſieht auch hieraus, daß die §. 2. durchs Auslaugen herausgebrachte ſchmierigte, oder klebrichte Materie von dieſer hier heraus deſtillirten ölichten zum Theil abhänge.

§. 4.

Es ſind aber dieſe angezeigte Theilchen der Gartenerde nicht immer und alleſammt vorhanden. Denn wenn die Gartenerde den Sonnenſtrahlen ſtark ausgeſetzt iſt, ſo verfliegt das fette nahrhafte mit dem ſalzigten, von wel-

welchem jenes erſtere aufgelöſt und mit dem wäſſerigten verbunden werden ſollte mit dieſem, und läßt eine bloße Stauberde zurück. An feuchten und an Waſſer liegenden Plätzen, aber, verliehrt ſie nicht nur wenig; ſondern erhält vielmehr durch die herbeygeführte verfaulte Wurzeln und Pflanzen alljährlich einen anſehnlichen Zuwachs. Dieſen feuchten am Waſſer gelegenen Orten, wo die Erde vom Waſſer ſo zu ſagen erſtickt wird, hat dann auch der Torf ſeinen Urſprung zu verdanken; der aber ſo, wie die Gartenerde, nur auf ſtarken, ſchweren, thonigtem Boden, gute und anhaltende Wirkungen äußert.

§. 5.

Unſtreitig trägt alſo die Gaſſenerde, wie aus dem bisherigen erhellt, ſehr vieles zum Wachsthum der Gewächſe bey.

1) Auf eine materielle Art, durch Darreichung der fetten, nahrhaften, und ſalzigten jene auflöſenden, und mit den wäſſerigten zu vermiſchenden Theilchen. Weil aber dieſe durch Wärme und Waſſer gar leicht wieder abgeſondert werden können, ſo thut man klug, um ſie zu binden, wenn man ſie mit etwas Thon vermiſcht.
2) Auf eine werkzeugliche Art, in dem ſie wegen ihrer Gleichartigkeit mit andern Körpern, das in der Luft befindliche Fett an ſich zieht und behält.
3) Mittelſt ihrer poröſen und auflöſenden Beſchaffenheit, wegen welcher die Luft zu den Wurzeln der Pflanzen einen ungehinderten Zutritt hat, als, ohne welches der Wachsthum unmöglich wird.
4) Wegen ihrer Lockerheit, vermög deren ſie leichter zu bearbeiten iſt. Erſchwerte Arbeit, aber zögert den Wachsthum.

Wir merken hier noch an:

1) Nicht jede Gartenerde beſitzt gleiche Fruchtbarkeit. Die im Schatten gelegene, aufbewahrte hat mehr Fettigkeit aus §.4. angeführtem Grund.

2) Daß, die der Gartenerde, oder ihren Arten, mehr oder weniger, anhängende Säure zweyerley ſey: entweder *vegetabiliſcher* Natur, welche von den Pflanzen, oder ſtillſtehendem Waſſer, erzeugt wird, und beym Austrocknen verfliegt; oder *mineraliſcher Natur*, das beym Austrocknen nicht verfliegt, und von dem Gewäſſer, das ſolche Theile mit ſich führt, hervorgebracht wird. Dieſe Säure iſt wieder entweder *vitriolartig*, in dem Torfe auf bergigten Gegenden, vorfindlich, welche im Feuer bloß zur Kohle wird, ohne Feuer zu fangen; oder *küchenſalzartig*, in dem Torfe am Meer gegraben, antreffbar.

3) Der mit einer *vegetabiliſchen* oder wäſſerigten Säure verſehene Torf, iſt für das Land von *höchſterſprießlichem* Belang; es muß aber, das Waſſer, wie es an Gegenden, die vom Waſſer öfters überſchwemmt werden, geſchiehet, die fetten, *öhlichten* Theile deſſelben nicht hinweg geſpühlt haben, und die Säure vorher davon gejagt ſeyn; hingegen der mit einer *mineraliſchen* Säure belaſtete Torf verſpricht weniger Nutzen.

## §. 6.

Wie aber alles ſein Gutes und ſein Böſes, Vollkommenes und Unvollkommenes hat, ſo hat auch die *Garten, Damm*= oder *Modererde*, eine lobenswürdige; aber auch eine tadelnswürdige Seite; dieſe beſteht in folgenden Mängeln.

1) Bey der *Tröckne* wird ſie allzulos, unzuſammenhangend, daher dunſtet ſie zu heftig aus, und

verliehrt zu ſchnell das, theils aus der Luft eingezogene, theils in ſich ſelbſt vorfindliche fette und feuchte Weſen.

2) Beym Regen dehnt ſich dieſe Erde durch das Einſaugen der Feuchtigkeiten zu weit aus, wie ſie hingegen bey Beraubung deſſelben zu ſehr zuſammenſchrumpft und der Saame verliehrt ſo ſeine Feſtigkeit.

3) Bey der Kälte gefriert ſie nicht zu einem Klumpen, ſondern zu kleinen Kugeln, daher reißen die Wurzeln, und die Kälte dringt zu leicht und zu empfindlich auf ſie ein.

4) Verliehrt ſie gar zu bald ihre befruchtende Kraft. Daher verwendet man ſie mit mehr Nutzen in Gärten, wo im Frühjahr erſt der Saame ausgeſtreut wird, und die Gießkanne in der Nachbarſchaft, den Wirkungen der Tröckne, und den meiſten ihre Mängel abhelfen kann. Daß ſie bloß oder mehr auf die Stengel und Blätter, als auf die Beſaamung wirke, iſt nur von der allzu fetten und allzu wäſſerigten Erde wahr.

## Das neunte Kapitel.

## Von der Thonerde, in ſofern ſie das Wachsthum befördert.

### §. 1.

Man verſteht unter dem Thon eine zähe fett und kalt anzufühlende, im angefeuchten Zuſtand klebriche dicke und dichte, aus den feinſten Erdtheilchen beſtehende, Erde. Es iſt aber ſelbiger, beſonders auf der Oberfläche mehr oder weniger mit fremdartigen Theilen vermiſcht, und demnach auch in Rückſicht ſeiner Zähigkeit mehrern oder mindern Fruchtbarkeit, verſchieden; Je mehr er mit fremden Theilchen, als Gartenerde,

Sand

Sand und dergleichen vermiſcht iſt, deſto weniger behält er das fette und wäſſerigte zurück, deſto weniger wird er durch die Wärme zäh und hart, deſto leichter läßt er ſich bearbeiten und verſtattet der Luft und Wärme freyern Zutritt.

## §. 2.

Die Eigenſchaften des Thons ſind dieſe:

1) Daß er nicht nur das Waſſer und die Feuchtigkeit in ſich zieht, aufſammelt, und behält, ſondern auch ſich mit dieſem zu einem zähen weichen Teig vermiſchet; zufolge dieſer Eigenſchaften läßt er alſo das Waſſer nur ſehr ſchwer, mittelſt der Ausdünſtung, von ſich, und iſt alſo das geſchickteſte Mittel die unterirdiſchen Feuchtigkeiten aufzuſammeln und aufzubewahren, daher er auch in Tiefen allemal feucht iſt, und mittelſt dieſes ein Verräther der Quellen iſt.

2) Daß er in warmer Luft und im Feuer austrockne und hart werde, oberhalbs eine Rinde erhält und Ritze und Spalten bekommt, deren Weite, ſich nach dem Grad der verſchiedenen Miſchung mit fremdartigen Theilen richtet.

## §. 3.

An und für ſich liefert der Thon bey chymiſcher Behandlung wenig oder gar nichts, dem man eine fruchtbarmachende Kraft beylegen könnte. Beym Auslaugen mit Waſſer wollen einige etwas ſalzartiges bald gemeines bald Laugenſalz herausgebracht haben; aber dieſe Verſchiedenheit ſelbſt zeigt offenbahr, daß dieſe Salze dem Thon nicht weſentlich, ſondern zufälliger Weiſe zukommen, und gar nicht das mindeſte zum Weſen deſſelben beytragen, weil der Thon auch nach geſchehenem Auslaugen, ſeine vorherige Eigenſchaften und Beſchaffenheit behält. Will man dieſen Verſuch anſtellen, ſo

wähle

wähle man dazu nie den auf der Oberfläche befindlichen, der von dem Regen oder andern Waſſer gar leicht dieſes ſalzigte mitgetheilt erhält, ſondern allemal den unter der Oberfläche vorhandenen, der reiner iſt.

§. 4.

Deſtillirt man den Thon, ſo erhält man davon

1) ein Phlegma, welches aber, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Thons gleichfalls verſchieden iſt; denn aus einigen Thonarten erhält man ein urinöſes, aus andern, ein reines, und wieder aus andern, die von gebirgigten Gegenden genommen werden, oder lange der Luft dem Regen und Schneewaſſer ausgeſetzt geweſen, ein ſaures Phlegma.
2) Etwas ſublimirtes, armonikaliſches oder urinöſes Salz.

§. 5.

Oelichte oder fette Theile aber ſind aus dem Thon weder durch auslaugen, noch durch die Deſtillation zu erhalten; wenigſtens iſt die Quantität deſſelben, die man etwa durch eine ſtarke Lauge abſondern könnte, ſo gering, daß ſie kaum einer Erwähnung verdient; dieß giebt man auch um deſto williger zu, je natürlicher es iſt, daß jenes Salzigte ohne Oel nicht erzeuget werden kann.

§. 6.

Einige wollen auch behaupten, daß in dem Thon etwas leimigtes gegenwärtig ſey. Da aber aus obigem erhellet, daß dem Thon die fetten und ölichten Theile und das brennbare mangle, ohne welche ſich kein Leim denken läßt, ſo fällt die Unrichtigkeit dieſes Vorgebens von ſelbſt in die Augen, zumalen durch angeſtellte Verſuche, die Wahrheit deſſelben bis jetzt nicht hat erwieſen werden können.

§. 7.

§. 7.

Eben ſo unrichtig iſt es, wenn man eine Verwandlung des Thons in eine auflösbare Erde behaupten will. Der Thon kann zwar durch eine anhaltende Hitze eine Härte erhalten, und dieſe, wenn noch andere Urſachen hinzutreten, in eine Steinhärte oder einen Stein, verwandelt werden; ſeine Zähigkeit aber und Nachgiebigkeit kann bloß durch das ſtärkſte Feuer und die freſſendſten Mineralſäuren aufgehoben werden. Manche Thone ſind aber nicht von ſo zäher Beſchaffenheit, als die kurzen Thone oder Tripelthone, welches aber von den beygemiſchten fremden Theilchen herzurühren ſcheint.

§. 8.

Das Gute, das der Thon beſitzt, und in ſofern er zum Wachsthum der Pflanzen beyträgt, liegt in folgenden Stücken; *materiell* fördert er den Wachsthum nicht, weil er keine Fettigkeit enthält, aber werkzeuglich,

1) durch das *Anziehen der unterirdiſchen Dünſte* ſowohl als der *in der Luft enthaltenen Fettigkeit*, welche er aufſammelt, aufbewahrt, und nur ſehr ſparſam, durch den Weg der Ausdünſtung von ſich läßt; ſiehe §. 2.
2) Durch das *Zurückhalten* der von dem Miſt und andern herbeygeführten dungenden Mitteln herrührenden fetten und öhlichten Theilchen vor der zu ſchnellen Ausdünſtung.
3) Durch die *Ritze* und *Spalte*, welche der Luft und den Nahrungsmitteln einen Weg verſchaffen zu den Wurzeln zu gelangen.
4) Durch ſeine *verbindende Kraft* die Gartenerde mit ſich *vereiniget* und ihre fetten Theile vor dem ſchnellen Verfliegen und Verdunſten verwahrt.

5)

5) Durch ſeine Fähigkeit, mittelſt ſeiner zu einem Ganzen gefrornen Theilen das ungleiche, bald ſtärkere bald ſchwächere Zudringen der Luft zu verwehren.

6) Durch die Unveränderlichkeit ſeiner Natur, welche bey der Näſſe, wie bey der Tröckne, immer die vorige iſt.

## §. 9.

Nachtheilig wird aber auch der Thon auf einer andern Seite betrachtet, dem Gedeihen der Pflanzen

1) wegen ſeiner **Zähigkeit**: er läßt daher die wäſſerigen und fetten Dünſte nur äußerſt ſparſam von ſich, verwehrt wegen ſeiner Dichtigkeit der Luft zu dem keimenden Saamen oder den Wurzeln zu gelangen, und widerſteht ſeiner Näſſe wegen den Wirkungen der Wärme, daher er auch kalter **Boden** heißt.

2) Wegen ſeiner Härte hindert er den Zugang der Luft und die Ausdehnung der Wurzeln, deren Nahrungsſaft er zurück behält und ſo die Gewächſe in ihrem Wachsthum ſtöhret.

3) Wegen ſeiner Ritze und Spalte, durch welche der Boden zu ſehr ausdünſtet, die Wurzeln leicht zerriſſen werden, und vom Herbſtregen angefüllt, eine ungleiche ſchädliche Kälte zu den Wurzeln hin verbreitet.

4) Wegen ſeiner ſchweren Bearbeitung; bey der Näſſe klebt er zu ſehr am Pfluge an; bey der Wärme wird er zu hart, und giebt zu große Schollen.

Gährender **Thon** iſt auf die Aecker untauglich; denn in ihm verſauret das gleichſam in Kanälen zugeleitete, Waſſer. Man nennt ihn auch einen röhrigten Boden.

Zehn=

## Zehntes Kapitel.

## Von der Kreide und Kalkerde, als ein zum Wachsthum der Pflanzen erſprießliches Mittel.

### §. 1.

Dieſe Materie, die in ſüdlichern Gegenden häufiger, als in nördlichern Gegenden gefunden wird, wird von vielen als ein Beförderungsmittel des Wachsthums angeſehen, und zwar mit Recht. Dieſe zweyerley Erdearten, die in Rückſicht ihrer fruchtbarmachenden Kraft, nur ſehr wenig differiren weßwegen ich ſie auch zuſammen nehme, verdienen alſo auch eine getreue Unterſuchung.

### §. 2.

Die Kreide und der Kalk haben die Eigenſchaft, das zugegoſſene Waſſer an ſich zu ziehen, und wieder geſchwinde fahren zu laſſen. Das Waſſer wird bey der Extraktion, weil ſich einige Theilchen des Kalks und der Kreide auflöſen, zu Kalkwaſſer, welches, mit Säure vermiſcht aufbrauſet, und eine große Auflöſungskraft, beſonders fetter und ſchweflichter Körper, beſitzet. Kalk mit Waſſer vermiſcht beſchleunigt, weil das Kalkwaſſer einen höhern Grad der Wärme annimmt, die Verdunſtung dieſes.

### §. 3.

Durch die Deſtillation hat man aus der Kreide nur etwas flüchtiges Salz herausbringen können; mit Waſſer aber zu einen Brey verdünnt, und ſo deſtillirt, liefert ſie ein abgezogenes Waſſer, welches ſo viel Kreide, als Kennzeichen von Laugenſalz enthält. Kalk ohne Waſſer deſtillirt, liefert nichts von Salz; mit Waſſer aber ein kalkhaftes Waſſer, das etwas Laugenſalz verräth.

§. 4.

§. 4.

Mit ſauren Flüſſigkeiten vermiſcht und deſtillirt erhält man von Kalk und Kreide, welche beym Aufguß der Säuren aufbrauſen und ſie verſchlucken, ſtatt dieſer Säuren, *eine unſchmackhafte Feuchtigkeit*. Der gröbere nach der Deſtillation übrig bleibende Theil, behält immer ſeine Feuchtigkeit, welche anzuziehen, er eine außerordentliche Geneigtheit beſitzet, bey.

§. 5.

Oelichtes und Fettes iſt aus Kalk und Kreide, ſo wenig als aus Thon zu erzielen. Dafür habe aber die Kreide und der Kalk vorzüglich, wenn Waſſer und Wärme ſie begünſtigt, eine beſonders große *Auflöſungskraft* der fetten und öhlichten Theile.

§. 6.

Der Kalk zieht auch *ſchleimigte* und *gallertartige* Materie an ſich; gerinnt aber und verhärtet ſich mit ſelbigem, wie auch bey einer Vermiſchung mit Thon und Sand.

§. 7.

In wie fern alſo der Kalk und die Kreide zum Wachsthum beytrage, das beſteht, wie aus dem vorhergehenden ſchlüßlich erhält, in folgendem: auf eine *materielle* Art wirken ſie, weil ihnen, die Fettigkeiten mangeln, nicht; wiewohl einige behaupten, daß die kalkigte Erde Nahrungsmittel der Pflanzen ſey, welches aber bey Beherzigung dieß; daß in den Feldfrüchten und kleinern Gewächſen keine kalkigte Erde angetroffen werde; und daß dieſe, wo ſie auch aus harten Gewächſen erhalten werden kann, von dem mineraliſchen Kalk gar ſehr verſchieden ſey, ſich von ſelbſt widerlegt; aber auf eine *werkzeugliche Weiſe* wirken ſie dadurch,

1) daß ſie die feuchten Säuren und Fettigkeiten aus der Luft an ſich ziehen.

2) Dem Waſſer und dem Lande einen größern Grad der Wärme ertheilen, indem ſie alles Brennbare und Warme an ſich ziehen.

3) Das Waſſer und die Fettigkeiten in Dünſte aufzlöſen, wenn die Wärme ſich ihnen beygeſellet.

4) Daß der Kalk das wäſſerige, ausgedünſtete begleitet, und alſo ſelbige zum Eindringen in die Saamen der Gewächſe geſchickt macht, die öhlichten Theile im Saamen auflöſet, Säure zerſtöret und die beym Keimen vorgehende Gährung befördert.

5) Sie ſchlucken die im Erdreich befindlichen Säuren in ſich und bringen ſie bey Seite; daher tödtet auch der Kalk die in ſauren Boden ſich aufhaltende Inſekten, man will ſie auch als Ausrottungsmittel des Unkrauts empfehlen.

6) Sie löſen die fetten Theile auf, verdünnen ſie und machen ſie mit dem Waſſer vermiſchbarer.

7) Sie laſſen ſich gut und bequem bearbeiten. Kalkwaſſer allein, ohne andern Nahrungsſaft, iſt zur Nahrung und dem Wachsthum der Pflanzen nicht hinreichend.

§. 8.

Daß aber auch dieſe Erdarten, Kreide und Kalk, dem Wachsthum Nachtheil bringen können, wird hieraus erſichtbar.

1) Weil ſie das brennbare zu ſtark an ſich ziehen, ſo verbrennen ſie wegen allzugroßer Wärme den Saamen; daher ein ſolcher Boden auch ein brennender Boden genannt wird. Magerer Boden mit Kalk vermiſcht wird noch magerer. Daß der Kalk den Brand verhüte, iſt dem Einfluß deſſelben auf das Land und den Saamen zuzuſchreiben. Denn der Brand rührt nicht, von den Inſekten, ſondern der Schärfe der öhlichten Theile;

diese

dieſe aber von der Säure her. Da nun aber der Kalk die Säure verſchluckt, ſo wird auch mit ihr die Schärfe, und der aus ihr entſtehende Brand, gehoben.

2) Weil ſie das Ausdünſten beſchleunigen, leicht austrocknen und die Gewächſe ihres wäſſerigten Nahrungsſafts berauben.

3) Weil ſie ſich leicht an die Saamenhülſen anhängen, wodurch dieſe verhärteter und die Pori deſſelben verſtopft werden, daß die Nahrung nicht mehr eindringen kann.

4) Weil ſie die Fettigkeit des Landes geſchwinder auflöſen und verzehren.

Das Feld, worauf der Kalk und die Kreide mit Vortheil gebraucht werden können, iſt nur das von ſaurer und kalter Beſchaffenheit. Vorſicht iſt hier beſonders nöthwendig! —

## Eilftes Kapitel.

## Vom Mergel, in ſofern er das Wachsthum der Pflanzen befördert.

### §. 1.

Mergel iſt eine aus Thon und Kalk, vermiſchte, und mit dieſen in vielen Stücken, ihren Naturen und Eigenſchaften nach, ähnliche und auf der Oberfläche nur ſparſam antreffbare Erdart. Er verdient eine Unterſuchung, da er von ſo vielen als ein zum Wachsthum der Pflanzen dienliches Mittel anempfohlen wird.

### §. 2.

Im Waſſer, wie in der freyen Luft, zerfällt er und wird bald früher bald ſpäter, zu Mehl, ſo hart er auch beym Ausgraben geweſen iſt. Wie der Thon, ſo zieht auch der Mergel; aber nur in geringerer Quantität, das Waſſer und die Feuchtigkeiten, an ſich; iſt der

Mergel

Mergel aber gebrannt und kalzinirt, ſo erfolgt dieß letz⸗tere in reichlicherem Maaß.

§. 3.

Weder Oelichtes noch Salzigtes läßt ſich durch Extraktion mit Waſſer, aus dem Mergel herausbringen, ſelbſt durch Abkochen mit Waſſer nicht, wobey das Decoct nicht einmal ſeine Violenſyrupsfarbe verändert, noch das in Scheidwaſſer aufgelöſte Queckſilber ſich niedergeſchlagen hat. Erſt nach langer Unterſuchung iſt etwas ätzendes weißlichtes Sublimat zu Boden gefallen.

§. 4.

Eben ſo wenig kann man bey der Deſtillation von Oel oder Fett, welches man durch die Behandlung mit Weinſtein oder Salpeter, nicht einmal aus dem Mer⸗gel heraus zu bringen vermocht hat, etwas entdecken; auch nimmt das Waſſer nicht einmal etwas von dem mergelhaften Geſchmack beym Deſtilliren an ſich.

§. 5.

Da aller Mergel in Verbindung mit ſauren Flüſ⸗ſigkeiten leicht aufbrauſet, ſo folgt hieraus, daß er eine Säure an ſich ziehende und verſchluckende Kraft be⸗ſitze. Völlig zerſtört er aber die Säuren nicht, wie auch dieſe den Mergel nicht vollkommen auflöſen. Wie dieß aus gegenwärtigen Verſuch erhellet:

Wenn man 4 Loth Scheidewaſſer auf 2 Quentchen Mergel gießt, lößt jenes beym Kochen von dieſem nur 12 Gran auf; das Scheidewaſſer vom Mergel abſtra⸗hirt, braußt mit etwas Laugenſalz auf, und läßt außer dieſem einen ſandigt anzufühlenden Staub zurück.

§. 6.

Es beſteht die Kraft des Mergels bloß in der Fä⸗higkeit, Fette aufzulöſen und an ſich zu ziehen. Daher er auch von den Walkern, wenn er etwas fein iſt, zum Mittel gebraucht wird, die Fettigkeiten aus den Tüchern herauszubringen.

§. 7.

§. 7.

Die Fruchtbarkeit des Mergels äußert ſich nicht auf eine materielle, weil ihm Fett und Salztheile mangeln, ſondern auf eine werkzeugliche Weiſe und zwar dadurch,

1) daß er aus der Luft die Feuchtigkeiten, Säuren und Fettigkeiten an ſich zieht, und damit das Land befruchtet.

2) Daß er die in der Luft befindliche oder von ſtillſtehendem Waſſer zu befürchtende Säuren abſorbirt und wegſchafft.

3) Daß er die Fettigkeiten auflöſt und hierdurch ein ſeifenartiges im Waſſer auflösbares Gemiſch erzeugt, welches in die Oeffnungen der Pflanzen übergehen kann.

4) Daß er die im Erdreich befindliche Zähigkeit aufhebt, weil er in der Luft zerfällt und ſo das Aneinanderhängen des Thons verringert; wodurch das Erdreich eine leichter zu bearbeitende Beſchaffenheit erhält.

5) Daß er hingegen dem lockern und ſandigten Boden, mehr Feſtigkeit und Dichtigkeit verſchafft.

§. 8.

Schaden und Nachtheil bringt der Mergel zuwege; indem er

1) wegen ſeiner laugenhaften, kalkartigen Eigenſchaft zu ſehr austrocknet.

2) Die Fettigkeiten des Landes ſchnell auflöſet und erſchöpfet.

3) Dem Thone ſeine Zuſammenhänglichkeit und mit ihr, die Fähigkeit, das Waſſer aufzubewahren, benimmt.

Es richtet ſich aber der zu erwartende Vortheil oder Nachtheil des Mergels, nach ſeiner Verſchiedenheit

heit, welcher zufolge er entweder mehr kalkigt oder mehr thonigt iſt. Plinius hat hier wohl recht geurtheilt, wenn er den Mergel für feuchten und kalten Boden anempfiehlt, und die größten Vortheile verſpricht, wenn man ihn mit fetten Theilen vermiſcht.

## Zwölftes Kapitel.

## Vom ſandigten und kieſigten Boden, als Beförderungsmittel des Wachsthums.

§. 1.

Sandigter und kieſigter Boden iſt ein ſolches Feld, das aus lauter kleinen Steinchen, oder aus einem Steinſtaub beſteht und keinen Zuſammenhang hat, es mag ſelbiges trocken oder feucht ſeyn. Zwar giebt es eine Gattung Kieß, welchen man ſtatt eines Kittes gebraucht, und in eine zuſammenhängendere Maaße gebracht werden kann; man heißt ihn Hauskieß; es beſteht aber ſelbiger aus beygemiſchten, entweder thonartigen, die ſich abſpühlen laſſen, oder kalkartigen Theilchen, die mit ſauren Flüſſigkeiten aufbrauſen und Eiſentheilchen in ſich enthalten.

§. 2.

Da dieſer Sand oder Kieß eine glasartige Erde iſt, ſo läßt ſich aus ſolchen weder durch Waſſer, noch durch ätzende Auflöſungsmittel etwas abſondern, und das, was man auch durch Extrahiren und Deſtilliren herausgebracht haben mag, kann man doch nur für fremde und beygemiſchte Theilchen, wie oben von dem Hauskieß geſagt worden, anſehen.

§. 3.

Den Wachsthum der Pflanzen kann alſo der Sand und Kieß bloß zufälliger Weiſe durch Vermiſchung mit andern Erdarten, befördern:

1)

1) Indem er das harte und zähe Land löchrichter und lockerer macht.
2) Das allzulockere Torferdreich feſter macht, indem ſich der Sand mit dem im Torf befindlichen Leimen bindet.
3) Die Luft leichter und ungehinderter zu den Wurzeln der Pflanzen gelangen läßt.
4) Sich leichter bearbeiten läßt.

§. 4.

Es wird aber auch der Kieß und Sand, dem Wachsthum weniger förderlich und erſprießlich:

1) Weil er zu ſehr hitzet, da die Steine wegen ihrer Dichtigkeit die Sonnen Hitze länger in ſich behalten.
2) Weil es zu locker macht, daher Waſſer und Fettigkeiten, zu ſchnell verflieſſen und bey der Hitze zu heftig ausdünſten; bey der Kälte aber, die Wurzeln der Pflanzen auch leichter erfrieren.
3) Weil die Theile des kieſigten und ſandigten Bodens zu hart ſind, alſo auch wenig von fruchtbaren Theilchen anziehen und zur Nahrung der Gewächſe enthalten.

Sand und Kieß ſind alſo nach dem bisherigen und gemachten Erfahrungen zu folge bloß auf naſſem und kaltem Grund mit Vortheil anwendbar. Zu der richtigen Beurtheilung der Beſchaffenheit des Bodens, gehört vorzüglich, daß man auf die unterhalb befindlichen Erdſchichten ſeine Aufmerkſamkeit verwende. Was ich alſo von den verſchiedenen Erdarten geſagt habe, gilt bloß von der Oberlage; denn man weiß wohl, daß öfters unter einer guten Erdoberfläche eine ſchlechtere Unterſchicht, und eine gute Unterſchicht Erde unter einer ſchlechten Erdoberfläche verborgen ſeyn könne.

## Dreyzehendes Kapitel.

# Vom Salz, als Beförderungsmittel des Wachsthums.

§. 1.

Vormals und noch in neuern Zeiten hat man das Salz als die alleinige Nahrungsquelle und einzige Hauptursache angeſehen, von welchem die Gewächſe Unterhalt und Wachsthum erhalten, und ohne welches keine Pflanze aufwachſen, ſich erhalten, und gedeihen könne; daß dieß aber nur von einigen Salzen, unter gewiſſen Einſchränkungen, und auf eine entfernte Art als Wahrheit gelte, wollen wir jetzt prüfen, unterſuchen, und erweiſen.

§. 2.

Gerade das Gegentheil, von obiger Meynung: Salz iſt **weder Nahrungsmittel,** noch an und vor ſich betrachtet, **Beförderungswerkzeug** des Wachsthums der Pflanzen: dieß muß man annehmen, wenn man folgenden Gründen ihr Wahres nicht abſprechen kann;

1) Aus Verſuchen; erhellet nicht nur, daß die Pflanzen ohne Salz wachſen, ſondern auch daß ſie mit Salz, im Wachsthum gar gehindert werden, auch theils gar verderben. Man hat Saamen in Sand geſetzt, ihn mit Waſſer begoſſen, und geſehen, daß er eben ſo gut als in der Gartenerde am fünften Tag aufgekeimt iſt. Man hat ferner Sand mit Seeſalz vermiſcht in ein Gefäß, in ein anders Sand mit Salpeter, in ein drittes, Sand mit Potaſche vermiſcht, gethan, in jegliches Saamen eingeſtreut, es gewöhnlicher Weiſe mit Waſſer begoſſen; mußte aber wahrnehmen, daß der Saamen in dieſen vermiſchten Erdarten nicht gedeihen wollte, ja gar der Untergang der Pflanzen darinn erfolgte. Je reiner alſo das Waſſer deſto nahrhafter, je vermiſchter mit andern,

ſchwe=

ſchweflichten, ſcharfen, urinöſen u. d. gl. Theilchen, deſto nachtheiliger und ſchädlicher.

2) Aus der Beſchaffenheit der Gewächſe, welche, einige Seepflanzen ausgenommen, die nur etwas wenig Seeſalz und Wunderſalz in ſich haben, gar kein *mineraliſches* Salz enthalten; aus den Kornfrüchten, in denen man auch nicht einmal eine Spur von Salz entdecken konnte, ergiebt ſich alſo, daß die Pflanzen vom Salz keine Nahrung erhalten;

3) Aus der Beſchaffenheit der *mineraliſchen* Salze, welche mehr eine verhärtende als ernährende Kraft beſitzen, erweiſt ſich eben dieß. Denn Saamen in Waſſer eingeweicht, in welchem Salpeter aufgelöſt worden, ſchwollen nicht auf, ſind auch nicht ausgewachſen, ſondern vielmehr härter geworden, dieß letztere erfolgt auch bey dem eingeſalzenen Fleiſch. Es laſſen ſich auch dieſe Salze der Natur der Gewächſe nicht ähnlicher machen als der Natur der Thiere, durch deren Körper ſie unverändert durchgehen.

4) Aus der Kälte, welche ſonderheitlich Salpeter und Gemeinſalz auf dem Erdreich und dem Waſſer verbreiten, dadurch die Ausdünſtungen verhindert, und die Oeffnungen der Pflanzen und Saamen verengt, und alſo nothwendig der Wachsthum erſchwert werden muß, läßt ſich auch ſchlieſſen, daß Salze zum Wachsthum nichts beytragen können.

5) Aus Beobachtungen, an ſolchen mit Salztheilchen geſchwängerten Gegenden, angeſtellt, als an Sauerbrunnen und dergleichen fand man auch, daß die Pflanzen nicht fortwachſen und gedeihen. Man muß alſo daraus vielmehr auf einen nachtheiligen Einfluß der Salze auf den Wachsthum der Gewächſe ſchlieſſen.

§. 3.

Weil man aber zum Gedeihen der Pflanzen, bald dieſe, bald jene Salze, der eine Kochſalz, der andere Salpeter, und wieder einanderer laugenhafte Salze empfiehlt; ſo iſt es Pflicht von jedem insbeſondere zu reden, und ihre Gründe für und wider vorzutragen.

§. 4.

Die Gründe, um welcher willen einige dem Seeſalz eine befruchtende Kraft zuſchreiben wollen, ſind dieſe:

a) Weil einige Engländer, theils die, mit dem Seethon vermiſchten Seegewächſe, theils den Seeſand, der deſto fruchtbarer ſeyn ſoll, je tiefer er aus der See herausgeholt worden, weil er alsdann, deſto ſalzigter iſt, mit Vortheil auf ihren Aeckern gebraucht; und die Seeländer ſich der Seegewächſe als der Conferva, Seeeiche und des Meergraſes, ſo ſie aber, wohlgemerkt, vorhero auf Haufen bringen und verfaulen laſſen, zum Dung auf ihre Aecker mit dem größten Nutzen gebrauchen. Dieſe Erfahrung, will man zwar als Wahrheit gelten laſſen; aber doch dabey fragen: ob dieſe Dinge in ſo fern bloß, eine fruchtbarmachende Kraft äußern, in ſo fern ſie mit Salz vermiſcht ſind, oder vielmehr, in ſo fern ſie, wie jede andre verfaulte Erdgewächſe, als Miſt, wirken? — Ob man wohl das, was der verfaulten Materie zugeſchrieben werden muß, dem Salze zuſchreiben darf und kann? — Seeſand aber trägt, wie jeder andere Sand, ſiehe c. 12. §. 3. nur zufälliger Weiſe zur Fruchtbarkeit bey; weil aber Seeſand eine mehr wäſſerigte Beſchaffenheit hat und keine Eiſentheilchen enthält, ſo iſt er auch fruchtbarer als der Landſand! Giebt nun aber obige Erfahrung einen Beweis für die Fruchtbarkeit des Sandes?

§. 5.

§. 5.

b) Der zweyte Grund für die Fruchtbarkeit des Salzes ſoll ſeyn; weil einige mit großem Vortheil das gemeine Salz auf ihre Aecker verführt, ja dieſen Vortheil ſo gar vermehrt geſehen, wenn ſie dieſes Salz mit Kalk vermiſcht und kalzinirt oder mit Salpeter oder Urin vermengt haben. Die Erfahrung aber, die dieß beſtätigen ſollte, redet vielmehr laut von dem Gegentheil, nämlich der unfruchtbarmachenden Kraft des Salzes. Sieben Jahre mußten diejenigen Landwirthe ihre Aecker, welche ſie durch Beſtreuung mit Salz fruchtbar zu machen meynten, in der Folge Brach liegen laſſen. Selbſt die heil. Schrift redet von dem Salz als einem Mittel wodurch die Aecker unfruchtbar und nicht fruchtbar gemacht werden könnten. *)

c) Beruft man ſich darauf: daß man ſagt, das Salzwaſſer von gemeinem Salz verhüte den Brand der Erdgewächſe. Ob dieß ſeine ausgemachte Richtigkeit habe, überlaſſen wir billig der Erfahrung, und dieß um ſo eher, da hier nicht von den Krankheiten der Gewächſe, ſondern von ihrer zu befördernden Fruchtbarkeit die Rede iſt.

§. 6.

Unerachtet wir dem gemeinen Salz die Fruchtbarkeit abſprechen, ſind wir doch nicht geſonnen, zu leugnen, daß ſelbiges, weißlich proportionirt und gehörig vermiſcht, nicht einen erheblichen Nutzen gewähren ſollte; denn er verdünnt auf eine werkzeugliche Art, die Säfte, löſt die Fettigkeiten des Bodens auf und macht ſie mit dem Waſſer vermiſchbar und den Gewächſen empfänglich. Ueberſtröhmungen vom Seewaſſer können alſo dem Acker durch die Anfeuchtung und das mit ſich

führen:

*) Luc. XIV. 35. wohl verſtanden! wanns Dumm iſt; ſonſt alſo gut und dazu brauchbar.

führende Fett, der Erfahrung gemäß, eine größere Fruchtbarkeit ertheilen; das Salz iſt aber hiebey materiell unwirkſam.

§. 7.

Nun auch von dem Salpeter, von dem ſich einige auch ſo viel Fruchtbarkeit träumen laſſen, und dieß mit folgenden Gründen, als Wirklichkeit wollen geltend machen.

1) Weil der Salpeter von den Alten ſo ſehr geprieſen worden! —

Allein das, was die Alten unter dem Nitro oder Natron als fruchtbarmachend anempfohlen haben, war nicht der Salpeter, ſondern das *mineraliſche Alkali*, von deſſen Nutzen wir weiter unten reden werden.

2) Weil er himmelluftigen Urſprungs und überall anzutreffen ſey. Den himmelluftigen Urſprung des Salpeters will man zwar wegen ſeiner ſauren Theile zugeben; daß er aber in der Luft auch anzutreffen ſey; welches nur von den Säuren des Salpeters und Küchenſalzes, des Vitriols und Schwefels, nicht aber von den Mittelſalzen gilt, iſt wohl nicht zu erweiſen.

§. 8.

3) Will man die Fruchtbarkeit des Salpeters auch daraus erweiſen, daß man behauptet: daß in den Gewächſen Salpeter befindlich ſey, durch das Verbrennen aber in Laugenſalz, weil der ſaure Salpetergeiſt alsdann herausgetrieben, verändert werde. Dieſe Beobachtung gilt nur von einigen Pflanzen, die aber ſehr ſelten ſind, als Wahrheit. Daß in den Kornfrüchten nichts von Salz zu bemerken ſey, haben wir §. 2. u. 2. oben ſchon dargethan. Laugenſalz wird nicht der, in den Pflanzen gegenwärtig ſeyn ſollende Salpeter, durchs Verbrennen, ſondern die ſauren,

ren, ölichten und erdigten Theile, indem ſie eine neue Zuſammenſetzung erhalten.

4) Beruft man ſich auf die *Erfahrung*, die die befruchtende Kraft des Salpeters erwieſen habe; wie auch darauf, daß der *Miſt* ſich in eine ſalpetrichte Erde verwandle und eben alsdann am beſten wirke. Dieß alles giebt man gerne zu; aber es beweiſt wohl nicht mehr als nur ſo viel, daß der Wachsthum der Pflanzen, von dem in der ſalpetrichten Erde beſindlichen Fette eigentlich bewirkt, vom Salpeter aber mehr erleichtert werde.

§. 9.

Was der Salpeter auf eine *werkzeugliche* Art zum Wachsthum der Pflanzen beyträgt, iſt faſt eben das, was wir vom gemeinen Salze geſagt haben: er verdünnt die ölichten und fetten Theilen, und vermiſcht ſie mit dem Waſſer. Aber er ſchadet auch, wenn die Beobachtungen richtig ſind; daß Aecker vom beygemiſchten Salpeter geſchwinder frieren, wie man dieß auch mit dem Kochſalz durch die Kunſt bewirkt, wodurch die Pflanzen Wurzel zeriſſen werden; daß Aecker, mit Salpeter gedüngt, unfruchtbar worden ſind.

§. 10.

Den Beyfall, den man den *feuerbeſtändigen Laugenſalzen* oder *unausgelaugten* Aſche, in Rückſicht ihrer fruchtbarmachenden Kraft ertheilt, unterſtützt man mit folgenden Gründen,

1) *aus der Erfahrung* älterer Zeiten, in welchen das Natron, unter welchen man ſich ein alkaliſches Salz dachte, ſo ſehr gerühmt worden, und der Erfahrung neuerer Zeiten, in welchen man von dem Gebrauch der Aſche verbrannter Pflanzen, Moße, Holz, mit Sand vermiſcht, de geſeegneſten Erfolg verſpürte.

2)

2) Aus der reichen Erndte, welche man auf Heidelanden, nach vorherigen Brennen, das iſt, von denen, auf dem Land verbrannten Geſträuchen mit Sand vermiſcht, erhalten.

3) Daß in jedem fruchtbaren Erdreich, ſich ein laugenhaftes Salz vorfinde.

## §. 11.

In wie weit der Beyfall, dem Gebrauch des laugenhaften, feuerbeſtändigen Salzes, ertheilt, gegründet ſey, können wir am beſten daraus abnehmen, wenn wir beydes Nutzen und Nachtheil miteinander abwägen. Daß ſie ſehr viel nutzen, ergiebt ſich daraus:

a) Daß ſie die Frucht und Fettigkeiten und Säuren aus der Luft an ſich ziehen, ſie bey ſich behalten, und in feuchter Luft zerfließen.

b) Die Fettigkeiten des Landes auflöſen und verdünnen, wodurch etwas ſeifenartiges im Waſſer leicht auflösbares, erzeugt wird; daß ſie die

c) Säuren zerſtören und aufheben, Feuchtigkeiten lange bey ſich behalten, daß ſie nicht ſo leicht wegdünſten.

d) Die Gährung beym Keimen befördern, in dem ſie alle Säuren abwenden.

e) Sie machen das Erdreich locker und ſchwammicht, beſonders wirkt dieß die unausgelaugte Aſche. Es ſind alſo die laugenhafte Salze von dem Kalk nur in ihrer ſtärkern Wirkung verſchieden.

Daß aber dieſe Laugenſalze auch ſchaden, erhellet daraus; daß ſie

a) alles in dem Erdboden befindliche Fett an ſich ziehen und ihn alſo ausmergeln; welches man in den Heidelanden, wo das Abbrennen einigemal hintereinander verſucht worden, an dem ſchlechten Wachsthum der Bäume abnehmen kann.

b)

b) Das Land zu ſehr austrocknen und erhitzen.
c) Den Saamen der Gewächſe, wie alle Salze hart machen.

Aus dieſem ergiebt ſich alſo, daß man nicht vorſichtig genug mit dem Gebrauch dieſer Salze zu Werke gehen könne, und ſie mit Klugheit gebraucht, einem fetten Lande zuträglich, im Uebermaaß aber und oft, dem Erdreiche beygemiſcht, einem magern Lande mehr als alle übrige Salze ſchaden können.

§. 12.

Wenig oder nichts tragen alſo die mineraliſchen Salze nach dem bisherigen zur Fruchtbarmachung bey. Noch will ich des Urſprungs, des faſt in jeden Gewächſen vorfindlichen ſalzigten Weſens erwähnen. Es iſt ſolches, entweder aus der Luft, als ein von Natur ſaures Salz, oder aus dem Waſſer mit welchem ſich während der Gährung in den Pflanzen, eine brennbare Materie verbunden hat, und welches ſalzigte Weſen nach der größern oder mindern Gährung und der Proportion der Theile, der Kraft und dem Geſchmack nach, in jedem Gewächſe verſchieden iſt, entſtanden.

## Vierzehntes Kapitel.

## Von der künſtlichen Beförderung der Fruchtbarkeit und zwar der Saamen.

§. 1.

Wir gehen jetzt von den natürlichen den Wachsthum der Pflanzen zu befördernden Mitteln zu den künſtlichen, welche uns das Nachſinnen und die Verſuche emſiger Naturforſcher und Landwirthe, dargereicht haben über, dieſe künſtlichen Mittel beziehen ſich entweder auf den Saamen, oder auf das Land (Erdreich); von erſtern hier, von letztern im folgenden Kapitel.

§. 2.

§. 2.

Was die Kunſt zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Saamen ausgedacht hat; beabſichtet die des Saamens eigenthümliche Vervielfältigungskraft. Dieſe zu befördern hat man dreyerley Wege ausgedacht. Einige ſchlagen dazu Baumſchulen, andere das Einweichen der Pflanzen, noch andere das Räuchern oder Beſtreuen derſelben mit einer klein geſtoſſenen Materie. Von jedem jezt insbeſondere.

§. 3.

Baumſchulen, ein zur Erzeugung des beſten, mit einer ſtarken Auskeimungskraft und vielen Kern verſehenen Saamens, beſtens ausgewählter und beſtimmter Plaz; ſind, wenn man folgendes, daß man für ſie einen ſolchen Ort beſtimmen und ausſuchen muß, in welchen eine hinlängliche Portion Fettigkeit vorhanden, daß man ſo viel möglich in der Auswahl des Saamens vorſichtig zu Werke gehen, und zur Ausſaat keinen alten, verlezten, leichten Saamen wählen muß, erwägt; Vorſchläge, welche zur Wirklichkeit zu bringen, zum theil höchſt ſchwierig, wo nicht unmöglich, zum theil ein ſehr undankbares, den Erwartungen nie entſprechendes Unternehmen iſt.

§. 4.

Richtig iſt es zwar, daß je beſſer und größer und geſunder der Saamen, zur Ausſaat beſtimmt, je fetter und nahrhafter das Erdreich iſt, oder gemacht wird, deſto reichlicher müſſe auch die Erndte ausfallen. Da aber ſo viele äußere Umſtände, als Luft, Wind, Regen und dergl. zur reichern Erndte mitwirken; dieſe aber nicht immer und nicht überall gleich günſtig zuſammentreffen; da die Fruchtbarkeit und Vervielfältigungskraft nicht bloß von dem Saamen allein, ſondern auch von dem Erdreich und der Luft herrührt, ſo muß ein ſolcher Vorſchlag, eine Baumſchule zu errichten, der zwar theoretiſch richtig, aber

nicht

nicht praktiſch und ausführbar iſt, nicht nur höchſt mühſam und beſchwerlich, ſondern auch höchſt unbefriedigend in der Ausübung ausfallen, ſo daß es ſich kaum der Mühe verlohnt, ihn befolgt zu haben, zumalen man weiß, wie leicht der Saame und auf wie mancherley Weiſe, das nicht immer vorherzuſehen und zu vermeiden iſt, Schaden leiden könne, und oft der ſtärkſte, fette, ſcheinende Saamen die ſchwächeſten und magerſten Pflanzen hervorbringt, und ein fetter Boden zwar die ernährende, aber nicht die vervielfältigende Kraft des Saamens begünſtige. Klüger verwendet man alſo ſeine Mühe und ſein Nachſinnen auf die Verbeſſerung des Erdreichs als auf dergleichen Einfälle.

§. 5.

Diejenigen aber, welche die *Vervielfältigungskraft* des Saamens zu befördern, das *Einweichen* vorſchlagen, beabſichten dadurch zweyerley. Einige wollen dadurch den Saamen vor Würmer und Krankheiten verwahren, andere die Vervielfältigungskraft des Saamens erhöhen, welches einige dadurch zu erhalten vorgeben, daß durch das Einweichen die *Haut und Rinde weicher werde*; daß durch das Einweichen dem Saamen *eine Kraft mitgetheilt* werde, vermög welcher ſie bis zum Reif werden wachſen können.

§. 6.

Es wäre alſo nach dieſer gedoppelten Abſicht, die man durch das *Einweichen* erhalten will, vorjetzt die Frage zu beantworten: können durch das Einweichen die Saamen wirklich vor *Krankheiten* und *Würmer* verwahrt werden? *Kranheiten* der Saamen ſind *Verderbniß der Säfte*, dieſe erfolgen, wenn der Saame zu alt wird, oder aus der *Erde* oder der *Luft*: dergleichen verderbliche Beſchaffenheiten erhalten hat. Rührt die Verderbniß vom Alter her, ſo iſt wohl kein anders Mittel, als ſolchen Saamen mit geſundem neuen zu verwechſeln; iſt aber das *Erdreich* an dieſer Verderb-

niß

niß ſchuld, ſo muß man ſelbiges, wie zum Beyſpiel beym Roſt oder Brand, mit zugemiſchten Kalk oder Merzel etwa, zu verbeſſern trachten. Würmer beſchädigen entweder den Saamen ſelbſt oder die Saamenpflanze; Erfahrung aber hat gelehrt, daß die Würmer den alten Saamen weit eher als den neuen anfreſſen, und man hat daher behauptet, daß der Grund, warum die Würmer den Saamen anfreſſen, entweder in ihrem Alter, oder in der durch Witterung, und andere Umſtände veranlaßten, verderbten Flüſſigkeit derſelben zu ſuchen ſey; daß ſie ſich wie in einem ſchwachen, verſchleimten Kindermagen bloß in einem verderbten Boden aufhalten können, und daher kein beſſeres Mittel wider ſie als Verbeſſerung des Bodens ſey. Sie beſchädigen aber auch die Pflanzen des Saamens ſelbſt, indem ſie die Keime und Blätter abfreſſen, dieß hat man an länglicht haarichten Würmern, die ſich am vierten Tage nach der Pflanzung an Bohnen ſichtbar zeigten, wahrgenommen, und ſie dadurch, daß man die Bohnen von naſſem in trocknes Erdreich gebracht, und mit deſtillirtem Waſſer begoſſen, vertrieben.

Ob nun dieß, was ich bisher von den Krankheiten und den durch die Würmer verurſachten Beſchädigungen des Saamens oder ſeiner Pflanze geſagt habe, durch das *Einweichen*, oder *Räuchern*, oder Beſtreuen abgewendet werden könne, muß ich bezweifelnd angeſtellten Erfahrungen zur Entſcheidung überlaſſen. Man hat verſchiedene Mittel zur Vertreibung der Würmer, als das Schießpulver, Knoblauchsgeruch: Auch zur Vertreibung der Sommervögel empfehlen einige *Hanf*, andere den *Meertorf* auf das Land hingeworfen, wieder andere *Hühnerkoth*. Wider die Würmer und Mücken, die Sommers durch die Gewächſe anfreſſen, Kalk und Ruß; mit jenem muß man aber in der Anwendung ſehr behutſam verfahren.

§. 7.

§. 7.

Wir fragen weiter: iſt es räthlich und nützlich die Saamen, ehe man ſie unter die Erde bringt, durch Einweichen weich zu machen? Auf einer Seite betrachtet ſcheint es gut zu ſeyn; denn die Würzelchen und Keimchen können durch eine weiche Haut leichter durchbrechen und der Nahrungsſaft kann leichter eindringen; aber auf einer andern Seite drohen dem weichen Saamen ſo viele Gefahren und Ungemächlichkeiten, daß ſeine gute Seite, in dieſe ſich verbirgt; dann wenn eine

1) zu große Wärme nach der Ausſaat erfolgt, ſo muß nothwendig alles wäſſerige im Saamen und Boden wegdünſten, ein unerſetzlicher Verluſt, der das Vertrocknen und Verwelken zum Gefährten hat erfolgen.
2) Oder eine Kälte eintritt ſo gefriert das innerlich verſchloſſene Waſſer und zerreißt die Gefäße.
3) Oder eine allzufeuchte Luft folgt; ſo werden die Gefäße von den zu vielen Feuchtigkeiten ausgedehnt und verdorben; weicht man den Saamen ſo lang ein, bis er aufſchwillt, ſo müſſen natürlich durch das Waſſer aus dem Saamen die Kräften herausgezogen werden; welches auch die Farbe und der Geſchmack des Waſſers, worinn der Saame eingeweicht worden, ſattſam verräth. Sollte aber ja ein ſolcher Verſuch wohlgerathen, ſo iſt es ein Glückswurf, den die gute Witterung, gute Beſchaffenheit des Lands, oder auch der Fleiß des Gärtners, nach Wunſche gelenket hat.

§. 8.

Uebrig iſt jetzt noch die Frage; kann, wie einige glauben, dem Samen durch das Einweichen, eine Kraft ertheilt werden, wovon er bis zum Reifwerden wachſen kann? — Billig kann an der Wahrheit dieſes Sa-

zes gezweifelt, und derſelbe, der Vernunft und Erfahrung gemäß, als Unſinn verlachet werden; in ſo ferne a) es wohl nicht möglich iſt, daß dem Saamen eine ſolche bis zur Reife fortwirkende Kraft ſollte ertheilt werden können, da ſie nicht einmal der Embrio beſitzet, von dem die Erfahrung das Gegentheil behauptet; ferner, in ſo fern b) die für obigen Satz ſprechende Behauptungen; daß dieſe Kraft, durch Uebergieſſen mit Oel, dem Saamen und dem Salatſaamen durch Einweichen in Brandtewein und Vermiſchung mit Kalk und Taubenmiſt, ertheilt worden ſey, der wiederholten Erfahrung widerſprochen, welche gelehrt, daß dieſe Dinge den Saamen nicht nur keine wachſende Kraft mitgetheilt, ſondern vielmehr die Blätter der Gewächſe davon vertrocknet und verdorben worden ſind; und in ſo fern c) aus dem ſchon angeführten, ſatt erhellet, daß die Gewächſe bloß vom Waſſer und beygemiſchten in Dünſte aufgelößten Fett; ihre Nahrung erhalten.

§. 9.

Es iſt aber dasjenige, worinn der Saame eine fruchtbarmachende Kraft erhalten ſoll und eingeweicht wird, entweder etwas einfaches, oder aus einer einzigen Materie beſtehendes, oder etwas zuſammengeſetztes. Zu der erſtern Einweichungsart, gehören, Waſſer, Alkali, Salpeter, Urin, Eſſig oder Wein; letztere aber begreift folgende drey unter ſich; ſeifigte, ſalpetrichtfette, und ſpirituös ölichte.

§. 10.

Unter allen einfachen Einweichungsarten iſt wohl die mit Waſſer, Luft oder Regenwaſſer, die natürlichſte und weniger ſchädliche; da ohnehin das Regenwaſſer wegen ſeinem zarten Salz und Fette die beſte Nahrung vor Gewächſe abgiebt, und auch die innerliche Gährung nicht gehindert und unterbrochen wird. Doch bleibt auch dieſe Art, wie oben §. 7. dargethan worden, gefährlich.

§. 11.

§. 11.

Das mit dem Alkali, das iſt Lauge aus Aſche, oder einen Laugenſalz, oder Kalk bereitet, vorgenommene Einweichen des Saamens hat, in Rückſicht einer zu ertheilenden wachſendmachenden Kraft, wie ſchon aus dem c. 11. c. 13. §. 11. erhellet, wohl keinen Nutzen, es ſey dann, daß man dieſe Dinge mit dem Erdreich oder Miſt vermiſche, vielmehr einen nachtheiligen Einfluß, indem aus der Erfahrung bekannt, daß unerachtet dergleichen Salze und deß Kalk nur in ſehr geringer Quantität in den Saamen eindringen kann, ſolche mehr eine zerſchneidende und freſſende und verhärtende, als fruchtbarmachende Kraft äußern.

§. 12.

Veranſtaltet man das Einweichen der Saamen in Salpeterlauge, ſo hat man auch hie die Erreichung des geſuchten Entzwecks, den ſo manche vorſpiegeln, wohl ſchwerlich zu hoffen; indem aus c. 13. §. 8 und 9. ſchon erhellet, daß ſolcher leicht ſchädlich werden könne, weil der eingeweichte Saamen leicht hart wird, und den Wirkungen des Froſtes beſonders ausgeſetzt iſt.

§. 13.

Der Urin kann wegen ſeiner öhlichten ſeifenartigen, mit dem Waſſer leicht zu vermiſchenden, obgleich ſcharſen Beſchaffenheit, der Erde oder dem Miſt beygemiſcht, den herrlichſten Erfolg gewähren; allein aber gebraucht, auf das Land verſprützet, oder zum Einweichen des Saamens angewendet, zeigt er wohl das Gegentheil, welches an dem bleichen Anſehen, ja Ausgehen und Ausroſten der Pflanzen und aus ſeiner beywohnenden Schärfe, die, die Haut, und Gefäße der Saamen beym Einweichen und der Pflanzen, beym alleinigen Aufſpritzen, nothwendig zerfreſſen und zerreiſſen muß, abzunehmen iſt. Kein vegetabiliſches Salz, findet ſich wohl im Urin nicht; aber ein halbflüchtiges dem Ammoniakſalz gleichkommendes.

§. 14.

Nicht mehr ſo häufig gebräuchlich iſt das **Einweichen** der Saamen ihr Oel, um ihnen dadurch eine größere Fruchtbarkeit zu ertheilen. Dieß kann auch wohl ſchwerlich durch das Oel erzielt werden, da es gewiß iſt, daß von ſelbigem die Gefäße verſtopft, der Zufluß des Waſſers zu ihnen gehindert, und dem Saamen dadurch ſeine Nahrung benommen wird.

§. 15.

Mit Recht verwerfen verſtändige Landwirthe, die Säuren den Eſſig und den Wein, von dem die Alten bemerken wollen, daß die Pflanzen durch ſie erquickt würden, welches aber längſt, als unwahr erwieſen worden iſt, zum Einweichen der Saamen; indem es bekannt iſt, daß die Säuren die Gährung ſtören, das Auskeimen verhindern, und alſo den Wachsthum der Pflanzen gar nicht begünſtigen.

§. 16.

Beſſer aber, als die *einfachen*, mögen die *zuſammengeſetzten* Einweichungsarten die Abſicht des Landwirths in Fruchtbarmachung des Saamens, und der Pflanzen befördern. Unter dieſe gehören nun die ſeifenhaften **Einweichungen.** Es werden nämlich Laugenſalze, Kalk, oder Aſchenlauge mit Miſtlachen Waſſer oder Urin vermenget, den man zuweilen etwas *gemein Salz* oder Salpeter beyfügt; durch dieſes Salz oder den Kalk werden nun die *fetten* Theile mit den *wäſſerigten* vermiſcht, und eine den Gewächſen nicht undienliche Nahrung hervorgebracht.

Gleichwohl aber ſind, die eingeweichten Saamen, 1) eben den Gefahren, wie mit den übrigen Einweichungen unterworfen; §. 7. 2) von den Pflanzen dieſer eingeweichten Saamen, auch bey guter Witterung und Wärme, keine ſonderlich fruchtbare Saamen zu erwarten; Denn ſolche eingeweichte Saamen treiben in einem

etwas

etwas fetten Boden, ſtarke Wurzel und dicke Blätter, welche ſehr viel Nahrung aus der Luft an ſich ziehen, wodurch die Pflanze zu ſchwer wird, der Halm ſich umlegt, der Saame wäſſerigt wird, und nachdem das wäſſerigte weggedunſtet iſt, zuſammenſchrumpft und gewähren 3) den geſuchten und gehofften Nutzen bey weitem überhaupt nicht.

§. 17.

Salpetrigtfette Einweichungen, aus Salpeter und Fett, oder Salpeterlauge und Miſt bereitet, haben wohl den großen Nutzen nicht, den ſo manche ſich von ihnen verſprechen; vielmehr hat man von ihrem Gebrauch Schaden und Nachtheil zu erwarten, ſiehe §. 10. Sollte ja je auf ihren Gebrauch ein geſegneter Erfolg erfolgt ſeyn, ſo iſt ſolches mehr dem ihm beygemiſchten Fette zuzuſchreiben. Der Wahn, daß Salpeter fruchtbar mache, hat wohl ſeinen Grund darinn, daß man ihn als ein vegetabiliſches Salz, welches er doch nicht iſt, angeſehen hat.

§. 18.

Die dritte Gattung zuſammengeſetzter Einweichungen ſind die ſpirituöſe, welche mit dem Wein oder Weinſtein, aus dem Miſte, oder Salpeter, oder aus andern Saamen, in Form einer Eſſenz, oder eines Extraktes, herausgezogen werden, und welches Extrakt man andern Saamen zu ihrer Fruchtbarmachung beyzubringen trachtet. Was ich von dieſen geiſtigen Einweichungen, daß ſie nämlich mehr Nachtheil als Nutzen bringen, oben §. 8. ſchon geſagt habe, wiederhole ich hier wieder mit dem Beyſatz, daß Wein, Brandewein, Weinſtein ꝛc. um ſo unnützer zu dieſem Endzweck verſchwendet werden, je leichter die ſpirituöſe Dinge wieder verfliegen, wirklich eine Grille! —

§. 19.

Und ſo würde dann aus dieſem allen, ſo viel von der Nützlichkeit dieſer verſchiedenen Einweichungen, geſchloſ-

 ſen

ſen werden können, daß ſie alle mit einander nur mit Gefahr zur Befruchtung der Saamen können angewendet werden, und daß, wenn man ſich ja zu ihrem Gebrauch entſchließen wollte, die §. 10. und 17. vor allen übrigen den Vorzug verdienten.

§. 20.

Nun iſt uns noch der dritte Weg übrig, den uns die Kunſt, zur Beförderung der Vervielfältigungskraft des Saamens anbiethet und dieſer iſt das Beſtreuen oder Räuchern der Saamen mit einer kleingemachten Materie. Zu dieſem Endzweck bedient man ſich nun des Kalks oder des Rußes, welche man in trockner Geſtalt mit dem anzuſäenden Saamen vermiſchet.

§. 21.

Vergeblich iſt wohl der trockne Kalk mit dem Saamen zu ſeiner Konſervirung vermiſcht, wenn man das, was c. 10. §. 8. und in dieſem c. 14. §. 11. geſagt worden, beherzigt; indem er leicht wieder verfliegt, da er ſich nur ſehr ungern am trocknen Saamen anhängt, klüger handelt man alſo, wenn man ihn mit dem Erdreich vermiſcht.

§. 22.

Mehr Lob verdient der Ruß, der wegen ſeiner Beſtandtheile ſich mehr der Nahrung, und der Natur der Gewächſe anſchließet. Gemein Waſſer extrahirt faſt den vierten Theil des Rußes, erhält von ihm eine gummöſe Beſchaffenheit, welche aus Oel, Waſſer, Erde, und Salz zuſammengeſetzt iſt. Wegen des mit dem Oel vereinigten Laugenſalzes, welches zugleich ſeine ſeifenhafte, dicke und zähe Säfte aufzulöſen geſchickte Eigenſchaft zu erkennen giebt, hat auch der Ruß eine gewiſſe Bitterkeit, welche die Würmer ſcheuen. Er widerſteht auch vermög ſeines enthaltenden brennbaren der Kälte und nimmt einen höhern Grad der Wärme aus der Luft an, und behält auch die Feuchtigkeiten länger bey ſich.

§. 23.

§. 23.

Es kann alſo beſag der erſt beſchriebenen Eigenſchaften, der Ruß zur Fruchtbarmachung der Saamen ſehr viel beytragen; *nicht nur auf eine materielle Art*, ſo wie der beſte Miſt, ſondern auch auf eine *werkzeugliche Art*, iſt er Nahrung der Gewächſe;

1) dadurch, daß er einen höhern Grad von Wärme annimmt.

2) Den Regen und die Feuchtigkeit länger aufbewahrt.

3) Die Würmer abhält.

4) Das zähe und klebrichte im Saamen flüßig macht.

5) Die Säuren mittelſt ſeiner alkaliſchen Eigenſchaft ſowohl im Land als im Saamen zerſtöhrt.

Aber er wird auch von nachtheiligen Folgen ſeyn, wenn er in zu groſſer Menge gebraucht wird, denn alsdann hält er wegen ſeiner Schärfe die Gährung auf, und zerfrißt die Gefäße der Gewächſe. Mit dem Erdreich, in geringem Maaß vermiſcht, wird er alſo immer die beſten Wirkungen äußern, welche man aber, allein mit dem Saamen vermiſcht, weil er ſich nicht anhängt und leicht verfliegt, nicht erhalten wird. Man merke ſich aber hiebey: nicht jeder Ruß iſt gleich gut, der von Steinkohlen iſt nicht ſo wirkſam, als der von Holz, und der von dem einen Holz nicht ſo gut, als vom andern: der in den Küchen-Schornſteinen iſt fetter, dahin gegen der in Stubenkaminen alkaliſcher iſt. Jenen braucht man auf *ſandigten*, dieſen auf *thonigten* Boden.

§. 24.

Aus dem Rauch entſteht der Ruß, einer iſt alſo beſchaffen wie der andere; dieß gab die Veranlaſſung, daß ſich einige ſtatt des Rußes des Rauchs zur Beförderung des Saamen-Wachsthums bedient haben. Daß der Ruß in den Saamen eindringe, das zeigt ſeine aufs Räuchern

 erfolgte

erfolgte Bräune und bitterer Geſchmack, wie an dem Malz ſichtbar iſt! — Sein Nutzen iſt, die der Gährung hinderliche Säure zu vertreiben, die Kälte und die Würmer abzuhalten und zu verſcheuchen. Weil aber jeder Rauch mit einer Wärme begleitet iſt, ſo kann er auch ſchädlich werden, indem durch jene die wäſſerigen Theile verjagt, dem Saamen eine Schärfe beygebracht wird, welche die Gährung und das Auskeimen hindert.

Das Räuchern muß alſo nur ſehr mäßig und mit kaltem Rauch geſchehen, wenn er den gehofften Nutzen verſchaffen ſoll.

## Funfzehntes Kapitel.

## Von der künſtlichen Beförderung der Fruchtbarkeit des Erdreichs, das iſt I) vom Düngen.

§. 1.

Unter dem Worte Düngen, denkt man ſich diejenige Verrichtung des Landwirths, durch welche dem Acker diejenigen Materialien zugeführt werden, welche zur Ernährung und zum Wachsthum, der von ihm hervorgebrachten Pflanzen erforderlich und hinreichend ſind.

§. 2.

Oben c. 2. §. 6. wurde gezeigt, daß keine andere als homogene, der Natur der Pflanzen gleichartige Dinge zu ihrer Nahrung beytragen können. Zu dieſen Dingen, können aber die Erde und die Salze an und vor ſich nicht gerechnet werden, mithin müſſen es, die in der Erde vorhandene öhlichte und wäſſerigte Theile ſeyn. Das Erdreich düngen heißt alſo nichts ſonſt, als ihm eine hinlängliche Menge fetter und wäſſerigter Theile zuführen.

§. 3.

Der beſte Dung iſt alſo derjenige,

1) welcher etwas öhlichtes mit Waſſer vermiſchtes enthält; etwas ſage ich, weil dieſe Dinge zu

ſehr

ſehr verdünnt, und in zu großer Menge, nach c. 6. §. 11. 12. c. 14. §. 14. mehr ſchaden als nutzen, und zu wenig mit einander vermiſcht, und aufgelöſt, in die Pori der Gewächſe nicht eindringen können c. 2. §. 4. alſo

2) ein verdünntes Fett und in Dünſte aufgelöſtes Waſſer liefert und

3) einer innern Bewegung oder Fäulung unterworfen iſt, wodurch das vorhandene Oel, verdünnert und das Waſſer in Dünſte aufgelöſt wird.

§. 4.

Hieraus, wie aus dem c. 2. ergeben ſich nun folgende Schlüſſe und Regeln.

a) *Je näher der Dung der Natur der Pflanze und ſeines enthaltenen Oels kommt, deſto beſſer wirkt er.* Es hat alſo das vegetabiliſche Fett vor dem vermiſchten: das vermiſchte vor dem animaliſchen einen Vorzug.

b) *Je geſchwinder das im Dung befindliche Oel zerſtört wird, deſto weniger kann er nutzen.* Dieß geſchiehet an dem vegetabiliſchen Oel und dem animaliſchen, beſonders dieſem, ſehr leicht; daher verdient in dieſer Rückſicht das vermiſchte zuerſt, dann das vegetabiliſche, und dann das animaliſche genennt zu werden.

c) *Je mehr Fett der Dung enthält, deſto nahrhafter und andaurender iſt er auch.* Hier behält alſo das vermiſchte Fett, der Miſt von wohlgemäſteten Thieren dem von magern, den Vorzug.

d) *Je geſchickter zur Fäulung der Dung iſt, deſto geſchwinder wird ſelbiger auch verdünnt und in Dünſte aufgelöſt.* In dieſem Betracht, iſt alſo das animaliſche Fett beſſer als das vegetabiliſche und dieß beſſer als das vermiſchte. Daher iſt das Pferchen und das Betreiben der Aecker mit dem Zugvieh eine wahre Wohlthat.

§. 5.

Des nährenden Fetts giebt es aber fünferley Arten; Luft, *mineraliſches, vegetabiliſches, animaliſches,* und *vermiſchtes* Fett. Von dem Luftfett iſt c. 5. bereits Erwähnung geſchehen. Der Unterſchied des mineraliſchen Fetts von dem vegetabiliſchen iſt bey Zergliederung der Pflanzen c. 1. gezeigt worden. Es bleiben uns alſo nur die drey leztern Gattungen übrig, von denen wir jezt im folgenden reden wollen.

§. 6.

Zu dem animaliſchen Fett gehört nun der **Miſt**, eine klein zerſchnittene mit dem Speichel, **Magendarm** und Gallenſaft der Thiere vermiſchte vegetabiliſche Materie. Daß er Dungkraft beſitze erhellet daraus, weil er wegen der allerley beygemiſchten Theile zur Fäulung geſchickt iſt, Fettigkeiten enthält, die der Natur des vegetabiliſchen Fetts faſt gleich kommen und lange andauern, und leicht und wohlfeil erhalten werden können.

Einige wollen dem Miſt nur in ſo fern eine Dungkraft beylegen, in ſo fern er ein ſalzigtes Weſen bald in mehrerer oder minderer Menge antreffbar, enthalte. Man hat ihn aber mit ſauren Geiſten und Laugenſalzen chymiſch unterſucht, und gefunden, daß außer einem flüchtigen Alkali, deſſen größere und geringere Quantität ſich nach der länger oder kürzer andaurenden Fäulung richtet, und etwas, mit Waſſer durch dieſes Alkali vermiſchten Fett, nichts von dem vermeynten Laugenſalz, Schwefel, Salpeter u. d. gl. anzutreffen ſey. Es findet aber in dem Miſt ſelbſt, nach der Menge des Fetts, und deſſen Auflösbarkeit eine Verſchiedenheit ſtatt, welches nach der Beſchaffenheit der dem Thier gereichten Nahrung ſich richtet. Noch merke ich an, daß je fetter der Miſt, deſto wärmer iſt er auch.

§. 7.

§. 7.

Noch eine andere Meinung; die, die Dungkräfte des Miſts, bezweifelt, darf man hier nicht ununterſucht vorübergehen. Man wendet nämlich vor:

1) Der Miſt wirke nur aufs Land, werkzeuglicher Weiſe, er trenne mittelſt ſeiner Fäulung oder Gährung die Sandkörnchen, mache das Land, je nachdem man mehr oder weniger herbeygeführt hat, locker und poröſer. Je löcherichter nun die Erde werde, deſto fähiger ſey ſie auch, ihre erdigte Nahrung den Gewächſen mitzutheilen. Da dieß aber eben ſo gut durch das Pflügen bewirkt werden kann, ſo ſeye das Düngen mit Miſt unnütz.

Wir bemerken hier, daß dieſer Schluß auf folgenden falſchen Sätzen beruhe. a) Daß die Gewächſe ihre Nahrung bloß aus der Erde hernehmen. Dieß iſt aber aus c. 2. und c. 7. und 8. als ungegründet widerlegt. b) Daß der Miſt nur auf eine werkzeugliche Art wirke und zum Wachsthum beytrage, vermög ſeiner durch die Gährung in der Erde hervorgebrachten Trennung der Sandkörnchen; dieß widerſpricht aber der Erfahrung, dann dieſe lehrt, daß auch ſchon verfaulte und vergährte Miſt, Dunſtkräfte habe, und die gährende Bewegung ſich nur *innerlich*, nicht aber äußerlich, auf äußere Körper, wirkſam zeige. c) Daß die Theilung der Sandkörnchen eben ſo gut durch den Pflug bewirkt werden könne. Daß dieß aber Irrthum ſey, hat jeder Gärtner und Bauer ſchon länſt aus der Erfahrung gelernt.

2) *Der Miſt theile den Pflanzen einen unangenehmen Geſchmack mit.* Dieß kann aber nur ein Laye von Pflanzenkennern behaupten, der nicht weiß, daß die Nahrungsmittel in den Pflanzen, während ihres Wachsthums eine Verwandlung erleiden, daß die faulen Salze nicht in die Oeffnungen der Pflanzen eindringen.

3) Der

3) Der Miſt ſey von giftiger, der Geſundheit der Gewächſe nachtheiliger Beſchaffenheit, indem ſich mehrentheils giftige Thiere in ſelbigem aufhalten. Dieß iſt aber falſch, dann man hat Verſuche gemacht, giftige Pflanzen in Miſt geſtellt, und gefunden, daß ſie ihre giftige Eigenſchaft, wo nicht ganz verliehren, doch nicht giftiger worden ſind.

4) Der Miſt mache, daß das Land voll Unkraut werde; dieß iſt aber nur zum Theil, beſonders vom Pferdemiſt wahr, meiſtentheils aber der unfleißigen Bearbeitung des Landes zuzuſchreiben.

5) Der Miſt locke Würmer und Ungezieſer zu den Pflanzen hin. Dieß iſt nicht ganz zu leugnen; Fleiſſige Bearbeitung des Feldes aber kann hier viel verhindern.

§. 8.

Das vegetabiliſche, zum Düngen gebrauchte Fett, kommt entweder von friſchen oder von zerſtörten Gewächſen. Von friſchen bedient man ſich des Laubs von Tannen und Fichten, der Rinde, Aeſtchens, Holz und Sägſpähne von Bäumen, zum Dünger für die Pflanzen. Dieſes vegetabiliſche Fett hat den Vortheil, daß es die Säuren an ſich ſchluckt; aber auch das Nachtheilige, daß es auf den Acker verſtreut, eines Theils ſchwer in Fäulniß übergehet, und andern Theils auch, wenn es zu viel Säuren eingeſchluckt hat, ſie wieder von ſich geben.

§. 9.

Für Dungmittel, von dem zerſtörten Gewächſen erhalten, hat man anzuſehen 1) Garten- oder Torferde, ſiehe c. 8. 2) den Ruß, ſiehe c. 14. §. 24. und 3) den Kohlenſtaub, den man bloß wegen ſeiner Säure anziehenden Geſchicklichkeit, als Dungmittel zu betrachten hat. Man pflegt auch dieſe friſche und zerſtörte Gewächſe mit Miſt zu vermengen, und dann heißt es vermiſchtes Fett, deren Nutzen, aus den erſt erzählten Eigen-

genſchaften zu Tage liegt; den Miſt mit Kalk und Aſche ꝛc. würde die Güte des erſtern mehr verderben, beſonders, wenn ſie in zu großer Menge beygemiſcht werden.

§. 10.

Vieles kommt aber auch beym Düngen auf die Art und Weiſe, Quantität, und geſchickten, der Natur des Boden angemeſſene Wahl, des Dunges an. Alſo vors erſte:

Wann, zu welcher Zeit muß man Dung aufführen? die Zeit iſt nicht leicht zu beſtimmen; einige halten den Herbſt für die beſte; doch iſt es nöthig darauf zu ſehen, den Miſt nicht eher aufzuführen; als bis 1) der Acker zur beſſern Aufnahme des Fettes gehörig trocken und dürre iſt, 2) denſelben ſo bald als möglich wohl zu zerſtreuen und auszubreiten. 3) Bald darauf ihn mit dem Pflug mit der Erde zu vermiſchen, und unterzuackern, und zwar in einer ſolchen Tiefe, wo das ölichte und wäſſerigte nicht ſo leicht verfliegen kann.

§. 11.

Wie muß man Düngen? nach der Beſchaffenheit des Ackers; iſt er warm und hitzig, ſo darf man ihm nur wenig Miſt geben, weil dieſer ſonſt die Wärme zu ſehr vermehren würde, welches die Pflanzen der Gefahr, zu verbrennen ausſetzen müßte; iſt er ſtark, ſo gebührt ihm auch wenig Miſt; denn viel Miſt treibt große Blätter, dicke Wurzeln und fette Halme und hindert das Reifwerden und die Fruchtbarkeit, vid. c. 3. 8. n. 3. c. 14. §. 16. n. 7.

§. 12.

Folgendes kann beym Düngen zur Richtſchnur dienen.

1) Je feuchter und kälter der Acker iſt, deſto fettern Dung.
2) Je trockner der Acker, je weniger Miſt.
3) Auf thonigten, folglich auch kalten Boden, ungefaulten, vorzüglich Menſchen, Vögel, Schaf ꝛc. ꝛc. Miſt.

4)

4) Die Gartenerde, die ohnehin auch trockne Natur iſt, gehört nur wenig Miſt.

5) Sandigter Boden, auf warmen Boden liegend, ohnehin warmer Natur, fordert verfaulten Miſt; den unverfaulten oder nur in geringer Portion.

6) Alle ſieben Jahr, binnen welcher Zeit das Fett verſiegt, muß das Düngen wiederholt werden; auf ſandigtem Boden aber und mit vegetabiliſchen Fett gedüngt, geſchwinder und öfter. —

Der Herr Verfaſſer wird hier wohl zu ſparſam mit ſeinen Dungmitteln ſeyn, indem man weiß, daß ſie alle 3 Jahre, auch alle zwey gebraucht und wiederholt, nicht unnöthig und überflüßig ſind.

In Rückſicht der Wärme folgen die verſchiedenen Miſtarten alſo aufeinander: Menſchen, Vögel, weil ſie ſich bloß von Körnern nähren, Schaf, Pferd, Küh, und Ochſenmiſt.

## Sechzehntes Kapitel.

## II) Vom Vermengen des Erdreichs.

### §. 1.

Nachdem was c. 2. §. 5. n. 2. u. c. 5. §. 14. geſagt wurde, ergiebt ſich, daß zum ungehinderten Wachsthum eine gewiſſe Lockerigkeit des Erdreichs erfordert werde. Daher iſt ein zäher Boden dem Flor der Gewächſe nachtheilich, weil 1) ſeine Zähigkeit, und ſeine Härte bey eintretender Wärme nach vorhergegangener feuchter Witterung die Ausbreitung und Ausdehnung der Wurzeln hindert. 2) Die Wärme nicht überall gehörig, die Kälte hingegen, wegen der Riſſe und Spalten, zu leicht und zu ungleich, auf die Wurzeln eindringen kann. Der überall gleiche Zufluß der Nahrungsmate-

rie

rie zu den Wurzeln der Pflanzen durch die Zähigkeit theils unmöglich gemacht, theils erſchwert wird.

§. 2.

Aber auch ein zu lockerer Boden hat, weil er die Fette und Feuchtigkeiten ſehr bald durch Ausdünſtung verliehrt, die Kälte überall leicht eindringen läßt, und von der Wärme leicht ausgetrocknet wird, c. 7. §. 3. für einen gedeihlichen Wachsthum auch nicht viel erſprießliches. Nur in Gärten würde man ein ſolches Erdreich, weil es leicht zu bearbeiten iſt, und dem Ausdünſten, durch begieſſen vorgebeugt werden kann, einem andern vorziehen.

§. 3.

Beydes alſo, der zähe, wie der allzu lockere Grund kann nicht eher den Wachsthum der Pflanze nach Wunſch erzielen, wenn ihm nicht vorhero ſeine üble Eigenſchaften benommen und beſſere davor ertheilt worden, und dieß bewirkt man durch das Vermengen, wobey man vorzüglich darauf zu ſehen hat, daß man dieß gehörig Verhältniß zwiſchen der, mit der andern zu vermengenden Erde treffe. Dieſe ganze Kunſt des Vermengens beſteht in folgenden Regeln:

1) **Allzuzähes Erdreich muß man locker machen**, doch ſo, daß es immer eine gewiſſe Geneigtheit zur Zähigkeit beybehalte. Je kälter und zäher der Boden deſto mehr bedarf er Sand; — iſt er aber ſaurer Beſchaffenheit, Mergel, Aſche, Kalch oder dergleichen wärmere Säure in ſich ſchluckende Körper; iſt er aber allzufeucht, ſo iſt Kohlenſtaub nöthig, oder unzerſtörte gewächsartige Körper. Ob man beym vermengen die gehörige Proportion getroffen habe, kann man daraus erkennen, wenn ſich die vermengte Erde, nach dem ſie trocken geworden, in lauter kleine Klümpſchen und Knollen zertheilet. Je zuſammen=

menhängender die Erde, deſto mehr Sand; je brocklichter und mürber, deſto mehr Thon, ꝛc.

2) Lockeres und zu leichtes Erdreich muß durch Beymiſchung des Thons, auch Mergels, von ſeinen fehlerhaften Eigenſchaften, befreyt werden.

3) Allzufeuchtes muß mittelſt des Sands in einem beſſern Boden; in einem ſauren Boden aber mittelſt des Mergels, oder ungeſauften Kohlen oder Pflanzenſtaub oder Ruß, verbeſſert werden; bey dieſer Austrocknung muß aber immer auf die darauf zu bauende Gewächſe und ihrer feuchtern oder trocknern Natur, Rückſicht genommen werden.

4) Allzutrocknem Erdreich aber muß man durch Vermengung mit Mergel oder Thon, als welche die Feuchtigkeiten länger bey ſich behalten, aufzuhelfen ſuchen.

§. 4.

Das Vermengen ſelbſt geſchieht auf eine dreyfache Art:

1) entweder dadurch, daß man die Erde von ihrem Geburtsort weg auf den Acker aufführt, oder

2) dieſe aufzuführende Erde vorhero mit Dünger vermengt, damit ſie einige Fettigkeit erhalte, oder

3) die untere, unter der bearbeiteten und angebauten Erde, befindliche Erde herauspflüget, und mit der obern vermiſcht.

§. 5.

Natürlich und vernünftig iſts; daß eine mit Fettigkeiten vermengte Erde mehr befruchtende Kraft äußern werde; es folgt alſo auch hieraus, daß der klüglich und zu ſeinem mehrern Vortheil handle, der die zu vermengende Erde mit dem Dung auf Haufen bringt, und ſie ſo geſellſchaftlich auf den Acker führet. Lächerlich wäre es aber, wenn man ſich durch dieſe zweyte Art

des

des Vermengens eine Vermehrung des Dungs und der Fettigkeiten einbilden wollte. Denn die Erde bringt keines dieſer Dinge mit, und hat weiter vor dem Dung keinen Nutzen, als daß er mit ſelbem vermiſcht, das ſchnelle verdünſten ſeiner öhlichten Theile hindert.

§. 6.

Die Erde, welche nach n. 3. §. 4. heraufgeackert und mit der obern Erde vermiſcht werden ſoll, heißt man eine unfruchtbare, wilde oder Jungfernerde; letzters darum, weil ſie noch nie den Wirkungen der Sonne, Luft, Witterung ausgeſetzt geweſen, noch irgend ein Gewächs getragen und hervorgebracht hat. Sie iſt verſchieden; an einigen Orten kommt ſie mit der Beſchaffenheit des obern Erdreichs überein; an andern aber nicht, bald ſandigt oder kieſigt auf der Oberfläche bald thonigt oder mergelartig in der Unterfläche, bald thonigt oder mergelartig in der Oberfläche und ſandigt und kieſigt in der untern; daher dieſe Jungfernerde auch entweder von ſchlechter oder guter Beſchaffenheit iſt; — dieß lehrt aber auch bey dieſer Vermengungsart Behutſamkeit gebrauchen, damit man nicht mehr Schaden als Nutzen davon habe. Es iſt auch über die Nützlichkeit und Schädlichkeit dieſer Jungfernerde vieles für und wider geſprochen worden. Nach folgender Vorſchrift gehandelt, wird man ihr wohl nicht alles Gute abſprechen können:

1) man laſſe ſie unvermengt, wenn ſie, die Jungfernerde, nicht beſſer iſt als die bearbeite Obererde oder ihre Güte gleich kommt, wie auch
2) wenn die Jungfernerde nicht mehr als eine Elle tief iſt, laſſe man ſie liegen. Man ſetzt ſich ſonſt durch Wegnahme derſelben einer leichtern Verflüchtigung der öhlichten und wäſſerigten Theile, von oben und von unten zu aus; auch

dann

dann hat dieſe Vermengungsart keinen Nutzen, wenn

3) die Jungfernerde ein leichter und ſandigter oder ihm ähnlicher Boden iſt.

Will man ſich aber dieſer Vermengungsart bedienen, ſo laſſe man

4) die heraufgeackerte Erde lange an der Luft liegen damit ſie verwittere, und die, den Gewächſen ſchädliche Dünſte dazumal die dichtere Jungfernerde eine *mineraliſche* Säure bey ſich führt, weggejagt und beſſre dafür zugeführt werden; welche ſie deſto begieriger aus der Luft an ſich zieht, deſto länger ſie derſelben unausgeſetzt geweſen, und ſuche durch öfteres Pflügen ſeine Zähigkeit zu heben.

5) Man wiederhole dieſe Vermengungsart nur ſehr ſparſam, etwa alle 10 Jahre einmal; dann da ihre Fruchtbarkeit, nur von den aus der Obererde, in ſie übergeſitterten, vorhandenen Fett und Feuchtigkeit, und ihrer ſtärkern Anziehungskraft der Lufttheilchen vid. n. 3. und 4. herrührt; ſo muß auch beym Mangel dieſer, der Mangel ihrer Fruchtbarkeit erfolgen.

## Siebenzehntes Kapitel.

## III) Vom Pflügen, Beſäen und Bearbeitung des Ackers.

### §. 1.

Was die Natur zur Fruchtbarkeit des Erdbodens beytrage, insbeſondere was die Luft in dieſem Betracht, auf ſie wirke, haben wir c. 5. §. 8. und c. 16. §. 1. gezeiget; in letzterm Kapitel beſonders die Locker-

heit

heit des Erdgrundes, als einen Hauptgrund mit zur Fruchtbarkeit angegeben; da aber dieſe Lockernheit nicht bloß durchs Vermengen mit einem andern Erdreich erzielt, und durch Quecken, Unkraut und andere Nebendinge verhindert wird, ſo iſt das Pflügen oder Ackern ein hiezu unentbehrliches Mittel, vermög deſſen;

1) jede Erdſcholle dem Ein- und Zudringen der Luft und ihrer zu bewirkenden Fruchtbarmachung bloß gelegt.
2) Das Ablaufen des Waſſers, daß es auf dem Acker nicht ſtille ſtehe, und ſauer werde, bewirkt,
3) das Unkraut vertrieben, und
4) der Acker, zur leichtern Empfänglichkeit der ihme gedeihlichen Nahrungsſäfte, durch die bewirkte Lockerigkeit geſchickt gemacht wird.

§. 2.

Weil aber, wie wir oben c. 16. §. 2. angezeigt haben, eine allzugroße Lockerigkeit dem Acker ſchädlich iſt, ſo iſt auch das Pflügen, als das beſte Lockerungsmittel, in ohnehin ſchon mürben Aeckern nicht ſo häufig als in zähen zu gebrauchen.

§. 3.

Grundſätze des Pflügens ſind folgende:

1) Sauerer mit Unkraut arg verwachſener Acker muß ſehr oft geſtürzt werden, und zwar ſo, daß die untere Erde ſammt den Wurzeln des Unkrauts, der Luft, Sonne und Wärme ausgeſetzt werde, und verderbe.
2) Beym Pflügen dürfen keine Bänke, das iſt unzertheiltes Erdreich gelaſſen werden, welches man leicht mit Hülfe eines Horizontal eingeſteckten Staabs ausfindig machen kann.
3) Das Pflügen muß ſo verrichtet werden, daß das zerſchnittene und aufgehobene Erdreich halb in die Furche, halb in das annoch unbepflügte Feld zu liegen komme.

4)

4) Pflügt man den Acker zum zweytenmal, ſo müſſen alsdann die Furchen des erſten Pflügens ſchief durchſchnitten werden, damit die noch nicht gehörig zertheilten Schollen, beſſer zertheilt, das Feld locker gemacht und daſſelbe von der Mittagsſonne, wegen der ihr ſchief zugekehrten Furchen nicht ſo leicht ausdorren kann.

5) Beym dritten Pflügen müſſen ſowohl die erſten, als zweyten Furchen überzwerg durchgeſchnitten werden.

6) Das Pflügen muß in der Mitte eines jeden Beets angefangen werden, wodurch daſſelbe, wegen der auf beiden Seiten, wechſelsweis hingelegten Furchen einen Rücken, welcher ſich ſeitwärts erniedrigt, erhält.

7) Dieſe erſt beſchriebene Pflügungsart in der Mitte begonnen n. 6. iſt feuchten Aeckern, weil der Abfluß des Waſſers dadurch befördert wird, zuträglicher als trocknen, dürren, hochliegenden, woſelbſt in naſſen und regneriſchen Zeiten, auf dem Rücken etwas, gegen die Seiten hin, aber nichts, in trocknen und dürren Zeiten aber auf den Seiten etwas und auf dem Rücken der Beete nichts, aufwachſen kann.

8) Einen fetten Acker muß und kann man öfters pflügen, hingegen einen trockenen ſparſamer, der durch das öftere Pflügen und mit ihm verurſachten allzugroße Lockerigkeit, der Gefahr ſeine Nahrungsſäfte zu verlieren ausgeſetzt werden würde.

9) Die Erdklöſſe, die durch das Pflügen nicht klein und locker gemacht werden können, müſſen durch die Haue und andere hiezu geſchickte Werkzeuge zermalmt werden.

§. 4.

Die Zeit, die zum Pflügen ſchicklich iſt, iſt diejenige, in welcher das Erdreich am bequemſten und leichteſten von einander getrennt werden kann; alſo iſt:

a) Weder ein allzunaſſes, noch allzutrocknes Land zu dieſer Verrichtung geſchickt: ein allzunaſſes wegen ſeiner Klebrigkeit und Anhänglichkeit, ein allzutrocknes wegen ſeiner Härte, und groſſen Schollen nicht.

b) Ein von Natur feuchter Acker muß bey etwas trockenem Wetter, damit das wäſſerigte verfliege; ein trockener, ſändigter, dürrer, aus Gartenerde oder harten zähen Thon beſtehender, aber nach einem ſtarken das Erdreich durchfeuchtenden Regen,

c) Eine von Natur lockere Erde kann eher und geſchwinder als zähe und höherliegende früher als niedrige Erde gepflügt werden.

§. 5.

Wie tief darf man pflügen? — So tief, daß die Wurzeln ſich gehörig ausbreiten, und die Luft durch die Erde bis zu den Wurzeln gelangen kann. Allzutiefes Pflügen iſt vergeblich, ja ſogar ſchädlich, weil die untere Erde dadurch aufgelockert, und die in ihr befindliche Nahrungsſäfte zur Ausdünſtung geneigt gemacht, und den Wurzeln entzogen werden. Die zu beobachtende Tiefe beym Pflügen richtet ſich

1) nach der Tiefe des Erdreichs; dann nicht alle Aecker zeigen gleich tief liegende gute Erde, einige in einer Tiefe von einer halben Elle ſchon kie-

ſigten Boden. Den Nachtheil des Aufpflügens dieſer Erde ſehe man c. 16. §. 6. n. 2.

2) Nach der Tiefe, zu welcher ſich die Wurzeln ausbreiten; dieſe Ausbreitung der Wurzeln iſt aber nicht bey allen Gewächſen gleich ſtark, da einige mit längern, andere mit kürzern Wurzeln verſehen ſind.

3) Nach der Tiefe, zu welcher der Saame ausgeſäet werden muß. Davon in folgenden.

§. 6.

Der Saame muß in einer gewiſſen Tiefe unter die Erde gebracht werden, und zwar ſo, daß er vor den Vögeln und dem Ungeziefer ſicher, vor dem Wind und Regen, der den Saamenſaft leicht herauszieht, und der trocknen Hitze verwahrt ſey, in das Saamenkorn, wi: deſſen hervorgetriebene Knoten im verborgenen deſto leichter ausſchlagen und auskeimen können. Denn aus Erfahrungen wurde man belehrt, daß der Saame in einer Tiefe von 9 Zoll, 10 Jahre unverändert geblieben, in einer Tiefe von 6 Zoll ausgekeimt; aber in einer Tiefe von 1 bis 2 Zoll am beſten hervorgekommen ſeye. Man darf alſo nicht tiefer als eine viertel Elle tief den Saamen ausſtreuen, wenn die Luft ihm beykommen und er aufkeimen ſolle.

§. 7.

Nach der Güte des Saamens und der Beſchaffenheit des Ackers richtet ſich auch die Menge, in welcher man den Saamen auszuſtreuen hat. Daher ſäet man den Saamen

1) deſto dünner aus, deſto fetter und wohlbearbeiteter der Acker iſt. Zu dick geſäet auf ein ſolches Feld, würde den Wachsthum der Pflanzen nur erſchweren, das Stroh würde ſich bey kommender Höhe und Dicke niederlegen, und eine taube kleine Aehre erhalten.

2) Deſto dicker, deſto magerer der Acker iſt, weil in einem ſolchen Feld die Vermehrung und der Wachsthum nicht in ſo hohem Grad ſich vorfindet.

§. 8.

So beſtimmen auch entweder der Acker ſelbſt, oder andere äuſſerliche Zeichen, die hier anzuführen zu weitläuftig wäre, die Zeit der Ausſaat der Saamen. Dieſe Ausſaat Zeit iſt

1) die Herbſtſaat, die ſich nach der Zeit richtet, welche der Saame braucht, bis er zur Reife gelanget,
2) die Frühjahrſaat, wird allein von der Beſchaffenheit des Ackers beſtimmt; ob er weder zu trocken, noch zu feucht, und gehörig locker ſey. *) Man wird alſo den Rücken der Beete beſäen müſſen, wenn man die Seiten noch unbeſäet laſſen muß.

§. 9.

Nun noch von einigen Nebenverrichtungen auf dem Acker, und zwar von dem unter die Erdebringen des Saamens. Dieß geſchieht nun entweder mit der Egge, oder mit dem Pflug, oder mit beyden zugleich. Mit dem Pflug kommt aber der Saame etwas tiefer in die Erde als mit der Egge; man muß daher auch an abhängigen Orten, wenn dieſe Verrichtung mit dem Pflug geſchiehet; quer Furchen ziehen, damit der Saame nebſt der Erde bey einfallenden Platzregen von oben gegen unten hin geſpühlt werde.

§. 10.

Beym Keimen und Austreiben der Blätter hindert oft die Härte der Erde, das Hervortreten auf die Oberflache, und macht, daß die Blätter ſich unter der harten Kruſte umbiegen, ausbleiben und vertrocknen; daher



*) Dieß wäre wohl wegen der ungleichen Reifheit, die dardurch nothwendig entſtehen müßte, nicht anzurathen.

iſt es nöthig das Auskeimen des Saamens zu befördern; nicht nur die Erde, die den Saamen bedeckt, durch dazu geſchickte Werkzeuge aufzulockern; ſondern auch die Kruſten etwa mit der Egge zu zerbrechen.

§. 11.

Sind die Blätter aus der Erde heraus, ſo iſt auch alsdann die Lockerheit der Erde nicht mehr ſo nöthig; Nothwendiger aber wird alsdann das Zuſammenpreſſen, dichte und feſt machen des Acker durch Walzen und andere ſchickliche Werkzeuge, damit die Fettigkeiten und Feuchtigkeiten beſſer zurückbleiben, die Knotten der Blätter auf und in die Erde zu liegen kommen, und ſich ſo mehr in Halme vervielfältigen können.

## Achtzehentes Kapitel.

## IV) Von einigen abzuwendenden Ungemächlichkeiten des Ackers.

§. 1.

Ungemächlichkeiten des Ackers ſind alle diejenigen Dinge, welche entweder den Zufluß ſeiner Nahrungsſäfte hindern oder verderben, oder die vorhandenen Säfte rauben und wegführen, und ſolcher Geſtalt den Wachsthum der Pflanzen aufheben, hindern, und ſchwächen. Solche Dinge ſind nun: Wald, Waſſer, Schnee, Steine, Thiere und Inſekten.

§. 2.

Der Wald ſchadet, wie auch einzelne Bäume, der Fruchtbarkeit des Ackers, in dem ſie die Wärme, die Winde, und die, ſie begleitenden Luftfettigkeiten hindern, zu den Pflanzen zu gelangen, den Schnee und die Kälte im Winter länger und ſtärker beybehalten, daher auch die kältern Ausdünſtungen häufiger daſelbſt ſind. Man kann dieſen Nachtheil der Bäume und des Walds nicht anders abhelfen, als daß man ſie, wenn ihr Ertrag nicht

ſo

ſo reichlich als der des Ackers wäre, ausrotte, oder die Aecker nur in weitere Entfernung davon anlege.

§. 3.

Nicht weniger ſchädlich ſind die auf Aeckern ſtehende Bäume, Geſträuche und Büſche, die den Früchten die nöthigen Säfte wegſaugen, durch ihren Schatten, und abfallendes Laub das Auskeimen derſelben hindern, und das Stillſtehen des Waſſers, das den Acker ſauer macht, verurſachen und begünſtigen. Man muß alſo auch dieſe ausreuten und ausrotten, dem Saamen Platz zu machen.

§. 4.

Was das Waſſer für Schaden anrichte, iſt oben c. 6. §. 11. gezeigt worden. Dieſen zu vermeiden und ihm Einhalt zu thun, iſt wohl kein beſſeres Mittel, als das Grabenziehen; hiebey iſt folgendes zu beherzigen:

1) Daß dieſe Gräben nach der Lage der Aecker, die entweder abhängig oder eben ſind, eingerichtet werden. Abhängige Aecker müſſen alſo mit Querfurchen und überzwärgen Gräben; nicht aber mit abſchüſſigen nach der Länge gezogenen, verſehen werden; weil durch abhängige Gräben alles Waſſer und Fettigkeit von oben weggeſpühlt würden.

2) Man muß deſto mehr Gräben ziehen, deſto feichter und niedriger der Acker iſt, deſto höher und trockner er aber iſt, deſto weniger bedarf er ihrer.

3) Sie müſſen theils tiefer und breiter, die als Hauptgräben alles Waſſer aufnehmen und über den Acker hinausleiten, theils ſchmäler und ſeichter, die das geſammelte Waſſer in die erſtern einleiten, gemacht werden.

4)

4) Die Tiefe der kleinern Gräben muß die Tiefe, zu welcher die Pflanzenwurzeln ſich ausbreiten, nie überſteigen. Dann es iſt bekannt, daß die Pflanzen von dem aus der Erde ausdünſtenden wäſſerigen leben, welches wäſſerige den Pflanzen durch die zu tiefen Gräben abgezäpft werden würde.

5) Alle Gräben müſſen ſo geleitet werden, daß das Waſſer von den kleinern in die gröſſern übergehen, und durch dieſe zum Acker hinaus geleitet werden könne.

§. 5.

Gräben allein ſind aber nicht hinreichend, das Stilleſtehen des Waſſers zu verhüten; es wird auch überdieß noch dazu erfordert: daß

1) der Acker gleich und eben gemacht werde, daß kein Teich zum Aufhalten des Waſſers ſich vorfinde.

2) Daß man nach der Saat mit dem Pfluge gröſſere Waſſerfurchen ziehe, welches das Waſſer zu den Gräben hinführen.

§. 6.

Nachtheilig iſt der Schnee, wenn er fällt, ehe der Acker gefriert, wodurch die Kälte abgehalten wird, daß die Erde nicht feſte friert, beym Aufthauen deſto unhaltbarer wird, und der Saame alsdann ausreißt, wenn er im Frühjahr ſchmilzt, und ſo die Menge des Waſſers vermehrt; wenn er ſich auf Haufen legt, welche nur ſpät wegſchmelzen; dieſem Nachtheil wäre Einhalt zu thun, wenn man

1) den Schnee im Winter durch den Schneepflug wegſchaffen würde, könnte! und ſollte man vielmehr ſagen:

2) das Schneewaſſer im Frühjahr durch Gräben und Waſſerfurchen abzuleiten, bedacht wäre,

3)

3) alles das wegſchaffen würde, als Steine, Geſträuch u. d. gl. was das Anhaufen des Schnees veranlaſſen könnte.

§. 7.

Die Berge, Hügel und groſſe Steine ſchaden nicht nur, wie wir erſt geſagt, dadurch, daß ſie den Schnee aufhalten, und er ſich ungleich tief bey ſelbigen anſammelt, ſondern auch wegen ihren Schatten, daher er neben ihnen langſam wegſchmilzt, und das Waſſer in den niedrigen Orten ſtehen bleibt, und nachtheilig wird; Es iſt dieß aber nicht von den kleinern Steinen, als Feuer- und Kieſelſteinen, die mehr nützen als ſchaden, zu verſtehen. Des Landmanns Pflicht iſt alſo, auch dieſe Hinderniſſe durch Ausgraben und Abgraben und Wegſchaffen zu heben.

§. 8.

Wider den Anlauf der Thiere, ſind wohl keine andere Mittel als Zäune, Hecken, Gräben und Windklappern, und dergleichen, nebſt einer fleiſſigen Auf- und Nachſicht. Die Zäune müſſen aber immer in einer weiten Entfernung vom Acker angebracht werden, damit nicht der §. 6. n. 3. erwähnte Nachtheil daraus entſtehe.

Zuletzt noch dieß: Wenn man glauben wollte, daß ich dem Herrn Wallerius in allem beypflichte, ſo würde man ſich betrügen; ſeine Theorie hält nicht überall und durchaus Stich; ſie, die vielleicht im Schweden anwendbar iſt, iſt es nicht ſtets in ſüdlichern Gegenden.

Daher habe ich meinen praktiſchen Anweiſungen überall theoretiſches beygemiſcht, und untergeleget, auch öfters mehr, als er, geſagt.

Man mag ihn alſo leſen, und das meinige, mit ſeinem ihm eigenthümlichen vergleichen, abmeſſen, und dann nach Belieben auswählen; wir gehen hin und her von einander ab, doch ſeltener, als öfter.

Was er wegließ, bringe ich an, und was ich vielleicht vergeſſen, und weggelaſſen habe, erſetzt er; wann ich etwas noch zur Einleitung beybringen, oder als leſenswerth hierinn anrathen möchte, so wäre es Herrn Johann Gottlob Kriegers Naturlehre, und darinn beſonders das XIV. Kapitel: von den Pflanzen und Thieren.

Dieſer Mann ſchrieb mir ſo ſchön, ſo begreiflich, ſo leicht und gründlich, daß ich ihn nicht ſatt leſen, und nie leſen konnte, ohne, daß meine Wißbegierde ſich ſättigte, und meine Erkenntniſſe ſich erweiterten.

Doch gelingt es mir, daß ein gewiſſer ſtarker Chymiker und Vertrauter der Natur in Verfertigung eines Buches, welches die Geheimniſſe der Landwirthſchaft beſſer als bisher geſchehen iſt, aufſchlöſſe und enthielte, woran er auch auf meinen Antrag und Erſuchen wirklich eifrigſt arbeitet, ſo würde durch ſolches dieß mein Buch viel gewinnen, und beede zuſammen, würden erſt ein vollkommenes Ganzes; Hievon mehreres in der Vorrede zu dem zweyten Theil dieſer meiner Arbeit.

# Erſter Abſchnitt.

I.

# Die innere und äuſſere Beſchaffenheit der Stelle, auf welcher ein Landgut mit Vortheil angelegt werden kann.

Man kann die Stelle, auf der ein Landgut angelegt werden ſoll, ſelten ſo ausſuchen, wie man es wünſcht, oder ſo wählen und nehmen, wie man gern wollte, man muß nehmen, was man nehmen kann, und was ſich uns dazu anbietet; gar ſelten iſt alſo ein Landmann ſo glücklich, als ich, indem ich mir aus ſo vielen Gegenden, eine dazu ausſahe, wie ich ſie mir von jeher gewünſcht habe, und dieſe auf der

Ich allerlei Erdflächen, von allerley Erdarten, Höhen, Bergen, Tiefen, Sümpfen, Ebenen und dergleichen Verſchiedenheiten vorfinde, und dadurch Gelegenheit erhalte, auf allerley, und mit allerley, durch allerley Arbeiten Verſuche machen, und damit alſo jeden, den ich gern auf dies oder jenes unterrichtete, unterrichten zu können; dann man wird mir wohl beifallen, wenn ich ſage: nicht ein Feld kann wie das andere, und nicht alles ohne Unterſchied, wie eines behandelt werden: der Erfolg iſt ſo verſchieden als die Arbeiten, und die Erdarten ſind ſo manchfaltig, als die Gegenden ſelbſten. —

Mein Unterricht alſo: iſt der einzige Gegenſtand meiner Wünſche und Abſichten: die Urſache, warum ich ein Landgut beſitze, müßte ſehr einfach herausfallen,

wenn ich nur einerley: nur Berge, nur Ebenen, nur Tiefen, nur leichte oder ſchwere Erdarten, oder nur ein Sandfeld zum Anbau gewählt hätte.

Ich finde mein Feld alſo gegen Norden, an einem mäſſigen Gebirge, welches auf ſeinem Rücken mit Holz durchaus bewachſen iſt; an der Seite gegen Mittag herab, auf einer ſchönen Fläche hat es kieſigten, ſteinigten, weiter hin ſchweren Thonboden, nicht weit ab auf dieſer Ebene findet ſich leichter, weiſer Boden, hier iſt eine Anhöhe, die einen mäſſigen Hügel bildet, von da ſinkt die Feuchtigkeit in eine eingetiefte Gegend, wo in einem mäſſigen Thal, ein ganz ebenes ſumpfichtes Land hinlauft, herab, und über dieſem Thal hin iſt Sandfeld, welches ſich ſehr weit gegen Weſten und Süden erſtrecket und ausbreitet.

Da alles dieſes Einöde, Wald, Weide, mit einem Wort, Nichts war; doch aber erwartete, Etwas durch Menſchenhände zu werden, ſo konnte ich viele Morgen um weniges Geld, ankaufen; ich erkaufte es ſo, wie es in der Natur da lag: 150 Morgen *) erhielte ich um 2500 Gulden rheiniſcher Wehrung.

Ein ſehr geringes Geld; hätte ich den Wald ſogleich abholzen laſſen wollen, ſo würde ich mein Geld wohl wieder erlöſt haben; doch verlohr die Grundherrſchaft, die mir's verkaufte, dabei weit weniger als ſie gewann; wozu ein ſo weites Land, von ſo manchfaltigem guten Erdreiche ohne Kultur? Allerdings Verluſt, da es ſogar nicht genutzt wird, zumal da, wo man des Holzes genug hat, und das meiſte von der Stelle; doch nur Weide, Buſch untragbare Heide iſt.

Man muß mich nicht tadeln, wenn ich ein ſo lange ſchon verſäumtes und öde gelegenes Feld einkaufe und es

durch

*) Wenn ich von Morgen rede, ſo meine ich eine Erdfläche von 256 Quadratruthen und die Ruthe zu 16 Nürnberger Schuhen.

durch Aufwand und viele Arbeit urbar zu machen, gedacht habe; man halte mir da meinen ökonomiſchen Eigenſinn zu gut: Ich glaube, daß man bey dem Einkauf eines ſchon wohleingerichteten Landguts faſt allemal verliere, ſelten gewinne; bei einem bisher aber übel berathenen, oder bei einem auf einer Einöde erſt anzulegendem Gute ſelten verliere, faſt allezeit gewinne; die Urſache meines Glaubens iſt die: daß erſtere wird mit einer groſſen Summe; dieß aber mit wenigem Geld erkauft und bezahlt. Dies Kaufgeld gegen jene groſſe Kaufſumme gehalten, wird mehr übrig laſſen, als man zur Urbarmachung des verödeten Feldes bedarf: Der Erweiß:

Ein Landgut von 150 Morgen, bereits wohl angelegt und unterhalten, würde bei uns mit nicht weniger als mit 30,000 Gulden im Ankauf bezahlt werden; da ich eine eben ſo groſſe Strecke Einöde mit nicht mehr als 2500 Gulden ankaufte; ich konnte alſo mit weit wenigerem, als der Helfte des Reſts von jener Summe alle Gebäude herſtellen, und die ganze Urbarmachung des öden Feldes beſorgen und vollenden, und dabei doch noch mehrere tauſende erübrigen und erſparen.

Ich bin überzeugt, daß, wenn man ein ſchon wohlhergeſtelltes Landgut, nach dem gewöhnlichen Preiſe der Güter des Landes, von fremder Hand einkauft, die jährlichen Abgaben an die Herrſchaft, und die jährlichen Auslagen für benöthigte Arbeiten der Handwerker, der Lohn für Dienſtbothen, Taglöhner und dergleichen, Speiß und Trank aller Miethlinge und die Zinſe des Kaufſchilings, alles jährliche Einbringen übertreffen; alſo dieß nicht, wie es doch immer noch einige glauben wollen, zwey oder drey vom Hundert, ſondern gar nichts, bezahlet; im Gegentheil, die nöthigen Ausgaben manchmal gar noch Zuſchuß erfordern; letzteres trifft bei Gütern, welche Herrſchaften, oder auch alle andere, die nicht ſelbſt Bauern ſind, nicht ſelbſt mitarbeiten, und nicht bei

allen

allen Arbeiten mit und dabei ſind, und ſehr frugal leben, beſitzen, ſicherlich allemal zu.

Ich weiß es, daß mir hiebei manche, und dieſe — doch auch nur eine Zeitlang widerſprechen; einige günſtige Umſtände, andere Dinge, die aber nicht ſelbſt in dem Landgut zu ſuchen ſind, ſchaffen ihnen manchmal einige Vortheile und ſollten mich widerlegen; aber wenn ſie dahin ſind, dann ſprechen ſie auch für mich und laſſen meine Ausſage als Wahrheit wieder gelten, oder ihr Verluſt zwingt ihnen ihren Beifall wohl ab. z. Ex.

Ein Beamter etwa beſitzet ein Landgut und gewinnt; — wie ſo? — weil ihm ſeine Amtsunterthanen umſonſt, oder nur bei Waſſer und Brod alle Tage, der Reihe nach, frohnen; nehme man dieſe unbezahlte Taglöhner hinweg, ſo nimmt man den vermeinten Gewinn auch mit dahin; alſo nicht das Gut ſelbſt, ſondern der arme, unbezahlte Taglöhner zahlt durch das vorenthaltene Taglohn dieſen Gewinn. So auch bei allen Gütern, die durch Frohnleute bearbeitet werden; wo nicht das Gut ſelbſt, ſondern die unentgeldliche Arbeiten den Gewinn einbringen; wo aber auch der Unterthan damit ſeine allermeiſte Abgaben an die Grundherrſchaft bezahlt und abreicht.

So viele Urſachen man alſo hat, allen Herrſchaften und allen denen, die nicht Bauern von Profeſſion ſind, den Ankauf oder den Beſitz der Landgüter zu widerrathen, ſo zufrieden und froh darf man doch ſeyn, wann immer wieder einige, da dieſe über dem Beſitz der Bauerngüter verlieren, mit neuem Muth einkaufen, ihr Heil auch zu verſuchen und alſo zum Beſten des Publikums ihr Geld und ihre Mühe unnütz für ſich ſelbſten verſchwenden; — durch ihre Verſuche, ſie mögen verunglücken oder glücken, ſind doch Lehren für die Landleute, und werden durch dieſe, die ſie in der Folge erſt nützen, der Gewinn des Gemeinweſens, oder des Ganzen.

Iſt

Iſt jemand, der ſein Vergnügen auf Aeckern, Wieſen, in Gärten, in den Viehſtällen ſucht, ſeine Freunde dahin einladet, ſich da in ihren Geſellſchaften zu ergötzen, der ſetze am Ende der Jahre eine Rechnung über dem Ertrag und der Auslagen die Rubrike: aufs Vergnügen, mit an: Nulle von Nulle wird aufgehen: man halte ſich durch ſeine genoſſene Ergötzlichkeiten für bezahlt, und glaube, daß der Bauer, der ſich dieſer Einnahmen von Ergötzlichkeiten entſchlägt und blutſaure Arbeiten, bey Waſſerſuppen, Milch und Erdbirn thut, kaum das viertel Theil der Zinſen von ſeinem im Gute ſteckenden Kapital einziehe; denn gewiß iſts, wenn er mehr gewinnt, ſo hat er den Gewinn durch die Einſicht in den Handel mit Getraide, Vieh und dergleichen; nicht aber durch den Ertrag ſeiner Felder ſelbſten gewonnen.

Ich will meine Ausſage durch die Rechnung, die mir ein Bauer, welcher einſichtig denkt und aus langen Erfahrungen ſammelte, fleiſſig arbeitete, ordentlich lebte, über alles in ſeinem Hauſe genaue Rechnung führte, und ſolche alljährlich in ſein Hausbuch eintrug, erweiſen.

## Berechnung des Ertrags des Bauerngutes eines gemeinen Jahres, welches nicht das beſte, nicht das ſchlechteſte war, indem der Ertrag und der Preis aller Produkte, das Mittel hielten.

---

Dieſer Bauernhof als er angekauft wurde hielte:

An Aeckern 30 Morgen
An Wieſen 12 Morgen
An Gärten 1 Morgen

| | |
|---|---|
| Der Kaufſchilling war — | 6000 fl. |
| Das Kaufhandlohn vom 100 fl. 5 fl. | 300 — |
| Weinkauf — Schmaus, Kaufbrief, Einſchreibgebühren und allerley anderer Aufgang — — | 100 — |
| | 6,400 fl. |

## Jährliche Ausgabe.

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| Als ſolche iſt zu berechnen von 6,400 fl. Intereſſe a 5 vom Hundert — | 320 | — |
| Jährliche Schatzung — — — — | 30 | — |
| Soldatenſteuer — — — | 60 | — |
| Für Frohnbefreyung — — | 20 | — |
| Dem Gemeinhirten, und andere Gemeinde Ausgaben, als dem Nachtwächter, zur Erhaltung Weg und Steg, u. ſ. w. | 15 | — |
| Dem Schmied für Arbeiten — — | 12 | — |
| Dem Wagner — — — | 6 | — |
| Dem Sailer — — — | 3 | — |
| Ein Kapital von 1000 fl. zum Einkauf nöthigen Viehes, die Intereſſen davon | 50 | — |
| Zween Knechten Lohn a 30 fl. — | 60 | — |
| Einer Magd Lohn — — | 16 | — |
| Des Jahrs durch Taglöhner — | 15 | — |
| Für benöthigte Beholzung und Feuerung | 30 | — |
| Für Reparatur an Haus, Scheune und Ställe | 15 | — |
| Für Brodt, Mehl, Fleiſch, Salz, auf die ganze Haushaltung, Vieh, und Betelleute überhaupt — — | 400 | — |
| Für Küchen, Keller und Waſchgeſchier | 5 | — |
| | 1057 fl. | |

Jähr-

## Jährlicher Ertrag.

Der Aecker in drey Fluren getheilt:

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| Winterfrucht durch und durch vom Morgen 40 Neunling a 10 Garben, von 10 Morgen, den Neunling für 2 fl. angeſchlagen — — | 800 | — |
| Sommerfrüchte an allerley Haber, Gerſten, ꝛc. von 10 Morgen 150 Neunling a 1 fl. 30 kr. — | 225 | — |
| Der Wieſen: 24 Wagenvoll Futter a 10 fl. | 240 | — |
| Des Gartens [illegible] | 30 | — |
| Des Viehes von 18 Stücken groß und klein a 10 fl. Gewinn — | 180 | — |
| | 1475 | fl. |

## Jährlicher Abgang.

| | | fl. | kr. |
|---|---|---|---|
| An Zehenden | Der Winterfrüchte 40 Neunl. a 10 Garben von 400 Neunl. a 2 fl. — — | 80 | — |
| | Der Sommerfrüchte 15 Neunling von 150 ein geheimſten Neulingen a 1 fl. 30 kr. | 22 | 30 |
| An Ausſaat an | Winterfrüchten — | 80 | — |
| | Sommerfrüchten: Gerſten, Haber, Wicken, Erbſen, Lein ꝛc. | 45 | — |
| 180 fl. Gewinn aus dem Vieh; weil alle Fütterung: an Heu, Stroh, Körnern, aus welchen dieſer Nutze kommt, ſchon in den Ertrag gebracht worden; wird alſo billig abgezogen — | | 180 | — |
| | | 407 | 30. |

Wird nun alſo die Ausgabe 1057 fl. und den Abgang 407 fl. 30 kr. zuſammen 1464 fl. 30 kr. von dem Ertrag 1475 fl. abgezogen, ſo bleibt dem Gutbeſitzer reiner jährlicher Gewinn

11 fl. 30 kr.

Noch

Ich denke nicht, daß ich der Ausgaben und des Abgangs zu viel angeſchrieben; ich glaube, daß ich noch viel zu wenig angeſetzt habe;

Wo ſind Kleider, wo die Geſchenke, Auslagen ins Amt, zur Pfarre, zur Schule, ꝛc. Strafen, Unglücksfälle, die Ehrenpfennige u. d. gl. Dieß und anderes mag auch die 11 fl. 30 kr. übergebliebenes, noch gar wohl verzehren, ſo daß dem Bauern, als Bauern, wenn er nicht auch auf anderes, z. E. Handelſchaften, rafinirt, nicht nur kein Pfennig übrig bleibt oder zu gute kommt, ſondern noch anſehnlicher Zuſatz erfordert wird. — So, wenn der Bauer von Profeſſion Beſitzer des Gutes iſt; nicht ſo, weit weniger und ſchlimmer, wenn der Beſitzer ein Herr und nicht Bauer iſt! — wir gehen nun weiter! —

Die Lage eines Landgutes kommt bei der Wahl und Anlegung derſelben allerdings in Betrachtung; denn es hängt von derſelben für den Gutbeſitzer ungemein vieles ab; es beruht darauf ſein Verderben und Aufkommen, ſein Wohl- und Uebelſtand, ſein Aufſchwung und ſein Sinken, oder, daß er der Mann bleibt, der iſt, der er war und der er ſeyn wird.

Es muß aber die Lage eines ſolchen Gutes in die *innerliche* und *äuſſerliche* abgetheilt werden.

Die innerliche heiſſe ich die Lage der Güterſtücke, Aecker, Wieſen, Gärten, Weinberge, Wald, See oder Teiche, der Hofraithe: der Gebäude: Haus, Stall, Scheune, unter ſich zuſammen und gegeneinander gehalten.

Es iſt nicht gleichviel, wie dieſe gelegt ſind: ſie könen ſo gegeneinander gelegt ſeyn, daß ſie ſich nützen, und ſo, daß ſie ſich ſchaden:

Der Teich oberhalb dem Acker würde durch ſeinen Ausfluß dieſem ſchaden, und ſeinen aufgepflügten Boden hinwegſchwemmen;

Die

Das würde er, ſo gegen die Wieſe angelegt, nicht thun, vielmehr durch ſeinen Ausfluß, zu nutzen, vermögen.

Der Acker oberhalb der Wieſe dungt dieſe durch die Abflüſſe des Regenwaſſers aus ſich: dieſe ſammelt ſeine abgeführte Erde, wird, wenn ſie dadurch erhöht iſt, wieder ausgeſtochen und ihr Raſen iſt die beſte Verbeſſerung des Ackers.

Der Ausguß der Miſtjauche aus der Hofraith in den Baumgarten, verderbet alle Bäume; verſtröhmt ſie aber auf die Wieſe, ſo iſt ſie da der erwünſchteſte Dung; ſo liegt alſo der Baumgarten nicht gut unterhalb jener Hofraith oder deren Ausguſſe; da aber liegt die Wieſe in dieſer Ausſicht ſehr gut und erwünſcht.

Der Acker nahe an einen Bach wäre ſtets in Gefahr, weggeſpühlt zu werden; die Wieſe würde da mehr Nutzen erwarten können, als Schaden befürchten müſſen.

Da, wo nicht gepflügt werden könnte, wäre die Stelle des Weinbergs und des Waldes; nicht aber der Ort, wo der Acker hingelegt würde.

Die äuſſerliche Lage iſt die Lage des Guts in der Hinſicht auf andere um ſie her, nahe oder fernliegende Dinge: ſchiffbare Ströhme, groſſe Städte, groſſe oder kleine Orte oder Flecken, Heerſtraſſen, gebaute oder chauſſirte Wege ganzer Länder von der oder jener Beſchaffenheit und Gehalt.

Es iſt nicht gleichviel, ob ein Landgut in der oder einer andern Lage in Abſicht dieſer Dinge auſſer ſich lieget; alle dieſe können ihm mehr oder weniger ſchaden; mehr oder weniger nützen; Auf einem Landgute bedarf man Ein- und Verkauf: Abſatz und Zufuhr: eins wie das andere, wann es ganz gut genützt werden ſoll.

Was

Was iſt es, wenn man auf einem Landgut allerley in Menze einſammelt und dazu guten, erklecklichen Abſatz und Verkauf wünſchet, und man muß und wird ihn wünſchen, ſo man anderſt auf ſeinen Nutzen und beſten Vortheil bedacht iſt; ſolchen aber nicht hat, nicht haben kann, ihn nur zum theil hat: nur weniges vom Ertraz und das um halben Preis abzugeben, gezwungen iſt? —

Man hat zu den Bauernarbeiten allerley nöthig: der Krämer und verſchiedener Handwerksleute: Wagner, Sattler, Schmiede, u. d. gl. iſt man faſt immer, unvermuthet und ſo ſchnell benöthigt, daß ein Aufſchub oder längeres Entbehren ihrer Arbeit und ihres Beiſtandes vielen Schaden verurſachet.

Man ſage mir alſo, liegt ein Landgut erwünſcht, wenn es fern von Städten, einſam, in einem Wald, abgelegen von einer Heerſtraſſe, einem gebahnten Weg, weit ab von einem ſchiffbaren Strohm angelegt iſt? — Der Abſatz wäre erſchwert, die Käufer fänden ſich nicht ein, die Abfuhr wäre koſtbar, der Preis aller Produkte wäre auf der Stelle gering; — Der Nutzen vom Gute würde gegen dem eines anderen vom gleicher Güte und Gröſſe bei weitem nicht gleich ſeyn. Was wäre der Gewinn von einem ſolchen Gute, welches, umrungen von einem Lande wäre, wohin es nichts verführen dürfte? wo alles wohlfeile Preiſe hätte, alſo kein Abſatz wäre? — alles erzeugen, ohne Debit zu haben, heißt man in den Wind arbeiten, und man ſagt allerdings recht!

Das Klima hat einen ſehr ſtarken Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Felder: warm und kalt, macht hier den Unterſchied groß: feucht oder trocken thut es wohl auch: Sonne oder Schatten: Winde, beſtändige Nebel, Kälte, Luft, ſpäte Fröſte, früher Schnee: kurzer Sommer, langer Winter ſind von nämlicher

Wir-

Wirkung auf den Unterſchied der Fruchtbarkeit und des Ertrags meines Guts und kommen billig hiebei in Anſchlag.

Das Klima hängt nicht vom Abſtand der Sonne allein ab; es kann in Abſicht auf den Feldbau von mehr als von einer wirkenden Urſache hervorgebracht werden: Ein dichter, groſſer Wald, eine Höhe, ein mit Teichen angefülltes Land thut eben das, was die Entfernung von der Sonne verurſachet: Auf einer Ebene, in einem Thal, in einem offenen, von Holzungen freyen Lande wirkt die frey auffalende Sonne eben das, was ſie in mehrerer Nähe hervorbrächte: das beſte Land ohne dieß; von jenem umrungen oder bedeckt, bringt das nicht, was das ſchlechteſte, mit dieſem begünſtigt, zu geben im Stand wäre.

Ein Land umgeben mit Wald, mitten in der Hege, wo das Wildpret: Schweine, Hirſche ꝛc. in ungebundener Freyheit irrten, wo der Zaun niedergehauen wird, wäre das Land nicht, wo ein Landwirth beſtehen könnte; das fruchtbarſte, aufs beſte bearbeitete Feld würde unter ſolcher Plage nichts abwerfen; ſo auch das Land nicht, wo die Schafheerden der Deſpoten in ungebundener Freyheit raubten und den beſten Gebrauch der Feldungen hinderten.

Auf alles dieſes und auf noch mehreres: auf alles, was Lage heiſſen kann oder darauf einen Bezug hätte, ſahe ich bei der Anlegung meines Landgutes, und ich gebe damit die Regel einem jeden Freunde der Landwirthſchaft, ohne die Lage eines Landgutes wohl beherzigt zu haben, ſich in einen Ankauf nie einzulaſſen; oder ohne die innerliche und äuſſerliche Lage gut gewählt und theils geſchaffen zu haben, nichts erkleckliches am Ertrage hoffen zu wollen.

Ich lege meine Gebäude auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte aller meiner Feldungen an: der

Län-

Länge nach ſteht mein Wohnhaus mit den Stallungen von Abend gegen Morgen und ſieht alſo auf der einen breiten Seite gegen Mittag, wie mit der andern gegen Norden. Von Norden gegen Mittag ſteht meine Scheune, ſie ſtößt an der Morgenſeite des Hauſes bis auf ein paar Schritte an, an ihrem Ende gegen Mittag iſt der Brunne und der Tränktrog: weil an der Nordſeite meiner Felder ein Gebirge iſt, ſo kommt von da der Lauf dieſes Waſſers herab und ſpringt aus zwo Röhren in den Trog ein. Vorn gegen Mittag liegt dicht am Ausgange aus meiner Hofraithe der Küchengarten, unter ſolchem mein Baumgarten, auſſer dieſem der Kraut- oder Kohlgarten. Hinter der Scheune liegen ein Paar Morgen der beſten Wieſen, auf welche die Miſtjauche und alle Regenwaſſer mit dem in der Hofraithe abgeſpühlten Unrathe Dung reicheſt hinflieſſen. Meine Aecker liegen faſt alle auf Ebenen hin; doch ſind auch einige, welche etwas mit der Erhöhung des Landes gegen den Berg gegen Norden vor- und ſo an einem mäſſigen Hange gegen Mittag herablaufen. Da, wo dieſer Hang gegen Norden ſteiler wird, wo oben auf dem Rücken des Bergs mein Wald aufliegt, iſt durch die Natur ein halber Zirkel, der ſich ganz gegen Mittag wendet, formiret, auf dieſe Stelle und zwar in ihrer Mitte legte ich einen Weinberg und auf ſeine beede Seite zwey Kleefelder mit Eſparſet an.

Meine Aecker, wie ich ſo eben anzeigte, laufen nicht ununterbrochen hin; in der Abſicht: in einem hin fortpflügen zu können, wäre es zu wünſchen; nach andern Umſtänden und wegen anderer Zwecke aber iſt es wohl ſo nöthiger und beſſer.

Ich fand in meinem Felde hie und da feuchte Stellen, die von verborgenen Quellen und Zuflüſſen herkommen; hie lag wohl die Wieſe beſſer; als der

Acker

Acker; ſodann ſind die Aecker hie und da etwas gegen eine andere Stelle erhöht; hier in die niedrige Stelle legte ich die Wieſe, dieſe durch die Abſpühlung des Ackers zu wäſſern und zu düngen, und endlich die da geſammelte Erde von Jahren zu Jahren wieder auszuheben, und ſie als die beſte Verbeſſerungsmaterie auf den Acker zurückzuführen.

Die meiſten meiner Wieſen liegen in einem etwas niedern Grunde an einander, von allen Seiten her haben ſie alſo: aus Aeckern und Anhöhen, ſogar aus meiner Hofraithe ihre Nahrung und die mehr oder weniger, ſo wie ſie das abrinnende Regenwaſſer aus allen Seiten auf ſie herabſpühlet und verlaufet; das wichtigſte aber, ſo ſie begünſtiget, iſt ein kleiner Bach, welcher aus einer Gegend, wo mehrere Höfe, Weiher und Dörfer liegen, in welchem ſich daher bei Regengüſſen allerley und vieler Unrath ſammelt, herrinnet und durch die ſeinem Laufe gegebene Richtung den beſten Dung auf ſie verſtröhmet und aufs vortrefflichſte dunget.

So liegen alle meine Grundſtücke von verſchienen Arten, in beſtimmten Lagen gegeneinander und untereinander um meine Hofraith herum, daß ich alſo von dieſem Punkt der Hofraith ausgemeſſen, auf den ganzen Auſſenweis gleich ab bin: meine Gemarkung iſt alſo nicht weitläufig und dadurch ſo vortheilhaft, wie ich es wünſchte; das Gegentheil würde mir die Vortheile, die ich daraus ziehe und in der Folge nach und nach angeben werde, nicht zu gewähren, vermögen.

Wie ich nun ſo die innerliche Lage meines Hofgutes: die Lage meiner Grundſtücke von verſchiedenen Arten unter und gegen ſich für die beſte erkenne, ſo iſt auch ſeine

Aeuſ-

Aeuſſerliche Lage keine von den ſchlechten; ich habe in der Auswahl meines Landes dahin geſehen, daß es mit andern ſo verbunden ſeyn mögte, daß mir der Ein- und Verkauf erleuchtert ſeyn, und ich überhaupt einen guten Verkehr vorfinden und für beſtändig beſitzen und haben könnte; was wäre ſonſt ein Landgut ohne dieſes? — Man würde zwar, wenn man da allerley erzeugte, allerley haben, wohl eſſen, trinken und ſich gut kleiden können; allein, da man kein Geld hätte, ſo würde man mit andern unverbunden ſeyn und bleiben, und was wäre ſodann das Glück, wenn man weder ſich ſelbſt, noch ſeine Nachkommen mit andern verbunden im geſellſchaftlichen Leben ſehen könnte? — wie will ein Vater, der ſo wenig oder gar kein Geld ſammeln kann, ein Vater aus einem geldarmen Land ſein Kind in ein geldreiches verſetzen? — da Güter, die alle einen hohen Preis haben, mit ſeinen wenigen Pfenningen, die da nichts oder nur ſehr weniges ſeyn können, ankaufen? —

Ein Landgut ſoll ſo gegen andere Gegenden liegen, daß es aus ihnen Geld gewinnet und einziehet, dazu bedarf man Nachbaren, die es beſitzen, ſie ſeyen nahe oder ferne, wenn man nur Handel dahin hat und ſolcher durch gute Wege, ſchiffreiche Flüſſe befördert und erleuchtert wird, wo Maut und Akziſe ihn nicht verlegen und verſchlieſſen: die Städte, ſind gemeiniglich die Kiſten, wo ſich die Gelder der Länder ſammeln; ſie ſind die Orte, wo die Herrſchaften wohnen, die Gelder der Unterthanen hinziehen und verzehren;

Ein Landgut alſo nahe an Städten liegt erwünſcht? — ich mögte hier ja; aber auch eben ſo gerne Nein ſagen. —

Nein; es iſt faſt allgemeine Erfahrung und nach der Nachahmungsſucht der Menſchen gerechnet, kann es wohl auch nicht anders ſeyn, daß Landleute, nahe an den Städten oder auch entfernter von ihnen, wenn ſie nur öfters

öfters dahin kommen, die Sitten der Stadtleute anzunehmen, welche da ſie gemeiniglich verderbt ſind, für den Landmann zu koſtbar ausfallen: Weichlichkeit verurſachen und ſo den Landmann gegen ſeine ſchwere Arbeiten zu empfindlich, in der Folge nachläßig und faul machen, den Aufwand auf Kleider, auf beſſer Eſſen und Trinken verurſachen und ſo eine koſtbarere Lebensart, wozu doch Landleute das Einkommen nicht haben, unter ihnen einſchleichet, nach dieſem wäre füglich zu wünſchen, daß die Landleute mit den Städten niemal unmittelbaren Verkehr hätten, oder nie mit ihren Inwohnern bekannt würden: der glücklichſte Landmann iſt, deſſen Produkte in ſeinem Hauſe geſucht und von ihm da erkauft werden: wenn der Fleiſcher ſelbſt in ſeine Ställe kommt, er da Markt hält und ſeine Ochſen da an dieſen abgiebt; tauſend Gefährlichkeiten, Schäden, Ausſchweifungen, verderblichen, anſteckenden Sitten wird er dabei entgehen.

Jedoch aber hängt alles dieß nicht von den Städten ſelbſt und allein ab; wüßte ſich der Landmann zu beſcheiden, zu mäſſigen, ſich vor dem Verderblichen zu hüten, ſo würde er keine beſſere Stelle zu ſeinem Wohnſitze wählen, als die nahe und zwiſchen mehreten reichen Städten; wo er das benöthigte wohlfeiler einkauft und alle ſeine Produkte ohne Aufwand auf Fuhren und durchs hintragen und dergleichen um fertige Zahlung in beſſern Preiſen allezeit abſetzet.

Mein Landgut liegt ziemlich ferne von groſſen Städten, wo mein Maſtvieh hin verkauft wird; doch nicht gar fern finde ich in Kornſchrannen Gelegenheit, mein Getraide abzugeben; ich habe die benöthigten Handwerker nahe, ich kauſe alles, was ich bedarf, in ganz nahen Landſtädtchen oder Marktflecken ein: ein ſchiffreicher Strohm fließt nicht an meinem Gute, jedoch wenn ich meine verkäufliche Waare auf einem lieſern wollte, ſo bedürfte ich zu der Hin- und Herfahrt kaum zween ganze Täge; ich habe dieſes aber ſelten nö-

 thig;

thig; der Becker, der Mäzger, der Krämer kommen zu mir ins Haus, legen da aus, ich kauf von ihnen, ſie von mir: ſie überheben mich der Reiſe, des Fuhrweſens, vieler Sorgen, vieles Aufwandes, und verwahren mein Haus wieder alle Verführung und Anſteckung.

Die Lage meines Gutes iſt auch in Abſicht auf das natürliche und willkührliche Klima nicht uneben, weit mehr gut als ſchlecht: Es liegt in einem gemäßigten Erdſtriche, auf dem faſt alle Gattungen europäiſcher Gewächſe gut wachſen und wo die Viehzucht gedeihet; auch iſt dieß natürlich — gute Klima nicht durch Wälder, Sümpfe und dergleichen verdorben oder verſchlimmert; man hat Sonnenſchein, Regen, überhaupt gute Witterung.

Zu dem noch, iſt die Lage des Gutes auch dadurch ſehr gut, daß alle die gewöhnlichen Plagen des Landmanns entfernt ſind: es erleidet nichts vom Schafheerden, vom Wildpret durch angränzende groſſe Waldungen oder durch die Jagdluſt des Fürſten: es iſt frey von allem dem Ungeziefer, welches ſonſten die Felder gewöhnlich verderbt: Raupen, Heuſchrecken, Mäuſe u. d. gl. ſind da nicht in überhäufter, ungewöhnlicher Menge; was von dieſen Inſekten noch da iſt, das hat es mit andern Ländern, die die beſten ſind, gemein; man kann es alſo vor dieſen nicht unglücklich heiſſen. Genug hievon! man denke ſich von meinem Hofe alles, was ſich ſonſt in einem andern wohlgelegenen vorfindet.

Ich will durch dieſem Abſchnitt ſagen: was ich durch abgemeſſene Regeln zu ſagen, nöthig gehabt hätte; die hiſtoriſche Lehrart empfiehlt ſich mehr als der trockene Schulunterricht nicht thut, wie man mich handeln ſiehet, ſo handle und thue man auch: ich will durchs Muſter und dem Vorgang die Regeln in dieſem Fache geſagt haben und wünſche die Nacheiferung da, wo man, mir nachzugehen vermag.

II.

II.

# Das wahre und richtige Verhältniß aller der Stücke, welche ein Landgut in ſich faſſet.

Das beſte Land, vom beſten Naturſtoff: von der vortrefflichſten Lage ohne richtiges Verhältniß aller Dinge in ihm kommt niemals zu der Vollkommenheit, die es durch dieſes zu erreichen im Stande wäre.

Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Höfe, Mühlen, Menſchen, Vieh, Waldungen, Aecker, Wieſen, Weinberge, Hopfengärten, Baum- und Küchengärten, Teiche u. d. gl. ſind die Theile des Ganzen eines Landes; von dieſen nun wird ein richtiges Verhältniß unter ſich erfordert, wenn es gehörig angebaut und hinlänglich und ſo, wie es möglich wäre, genützt werden ſoll.

Ein Land, in dem der Städte zu viel, und die zu groß; der Dörfer zu wenig oder zu viel; der Weiler und Höfe zu wenig ſind; wo viel Land und wenige Menſchen ſind; wo das Vieh mangelt: alle Ebenen vom Wald bedeckt ſind, wo die zu viele Fiſchteiche ein Meer machen; wo alles Acker iſt, wenige Wieſen ſind; wo nur Gras, Wieſen und Weiden ſind, und weniges Land zu Acker verkehrt iſt, wo man nur Blumen und Kohl pflanzt und bauet; wo nur Baumgärten ſind: oder Ebenen, Thäler wie die Berge zu Weingärten geſchaffen ſind, da ſieht es finſter, neblicht, dürftig, hungrig und arm her: zu viel Wolluſt, oder zu viel Elend: kein Mittelmaaß; zu viel oder zu wenig, in dem oder in jenem, in einem Uebermaaß: am andern leer: zu letzt Nichts.

Eine Figur von einem zu groſſen Kopf, oder einem unmäſſigen Bauche, von zu langen Füſſen, zu kurzen Armen, zu keiner Arbeit geſchickt; die Geſtalt,

die nicht ſammeln kann, was ſie bedarf; ſich ſelbſt zur Laſt wird, ihr Leben verwünſcht, hinſinkt, und verfaulet.

Wirklich kein Gedicht! ich könnte ſolche Länder, wo alles Wald und See war, wo das Wildpret, Hirſche, Schweine, Gänſe, Enten u. d. gl. aus jenem und dieſem den Landmann Tag und Nacht anfielen: wo dieſen die Armut und Schulden den Fürſten ganz und gar ins Elend hinabdruckten, wohl nennen, und wo man aber doch endlich die Quelle des Unglücks noch früh genug entdeckte, verſtopfte, die Wälder ausſtockte, die Teiche abließ, dem Landmann wider das Ungemach ſchützte, wo Patrioten eiferten, noch eifern und den Unrath auskehren, wo das Glück aufblühet, wo die Kaſſen ſich füllen, überlaufen und der Landmann vom Drucke erlöſt, ſeinem Fürſten nun dankt, ehret und liebet, wohl anzeigen! —

Man ſieht Länder, wo alles Acker, wo alles Weide war; wo man aber jetzt Klee baut und die Wieſen erſetzt, die Weiden in Wieſen verkehrt und die Stallfütterung einführt, wo ein beſſeres Verhältniß abgemeſſen, behauptet wird und das Glück derſelben ſichtbar in der Viehmaſtung, in mehreren Getraide und in eingezogenen Geldſummen reifet.

Ich mögte dieſe Länder nennen; weil ſie aber ſo ſichtbar jedermann daliegen, ſo kann ich mich vielleicht eines Unwillens entheben; denn man iſt doch nicht zufrieden mit dem Lobe, wenn ein zweydeutiges Aber, ſolches wieder zur Halbſcheid hinweg nimmt.

Paris, ſagt ein Skribent, iſt zu groß, ich ſetze hinzu: Frankreich hat zu viel Städte, der Dörfer und Weiler zu wenig, das Land, ſo vortrefflich es auch iſt, hat die armſeligſten Landleute: die Proporzion fehlt in dieſem und jenem: lauter Pferde, kein Rindvieh: die Regierung ſieht es nun ein; die Pferde werden ausgemerzt und ein königliches Edikt befiehlt ſtatt ihrer mit Ochſen zu pflügen.

Den

Den beſten Ländern mangelt Volk, was iſt Spanien: Portugall? viel Land, wenige Hände; alſo Schafweide, wenns viel iſt! — Mächtige Dörfer am Rhein mit 3, 4, 500 Haushaltungen beſetzt, unüberſehliche Markungen! faſt lauter Aecker und die an den Gränzen der Markungen niemal gedüngt: der Morgen um 1, oder 2, wenns hoch kommt, um 3 Laubthaler feil!

Ich ſehe auf ein Land, wo man mit Menſchenblut Handel trieb! weil man viel Geld herein zog, die Blüthe der Mannſchaft dafür abſchlachten, und unterdeſſen viele Felder unbearbeitet ſeyn ließ, ein unglückliches Land eines goldreichen Fürſtens! ohne Volk und das, was noch da iſt, iſt Krüpel, Lahme, Blinde, alte Leute: junge Dirnen ohne Männer, keine Kinder, kein Zuwachs an Mannſchaft auf viele Jahre: der Sohn ſiehts und kehret es um! —

Alles fordert eine Proporzion in allem! — ein Ebenmaaß, eine Gleichheit zwiſchen dem nöthigen; was mehr iſt, iſt entbehrlich, ja ſchädlich, es ſeye für ſich ſo gut, ſo ſchön, als es nur ſeyn kann. So, wie es da im groſſen nothwendig iſt, ſo iſt es auch im kleinen: Städte, Dörfer, Höfe: Bauern, Stadtleute: Häcker, Handwerksleute, Fabrikanten und dergleichen: Aecker, Wieſen, Vieh, Menſchen fordern das nämliche unter ſich auch; daß es ſo ſeye weiß jeder; der aber würde der groſſe Mann ſeyn, den wir, zu hören wünſchen, der, das Ebenmaaß unter allen dieſen ganz vollkommen gut anzugeben verſtünde! — Hier ein Verſuch nach meinen Kräften und meiner Erfahrung! —

Wie viele Menſchen werden, ein Land zu beglücken und darauf zu wohnen, erfordert? man antwortet flugs: So viele, als der tüchtige und beſte Anbau und die möglich beſte Verarbeitung ſeiner natürlichen Produkte erfordern! Damit hat man zwar viel wichtiges; aber noch lange nicht alles geſagt! —

We-

Wenige und viele können das Land bauen und die größere und geringere Anzahl Menſchen, die leztern, wie die erſtern, können gleiches hervorbringen; jene durch Beihülfe des Viehes, dieſe durch ihre Hände und gröſſern Fleiſſe; denn das Land kann mit dem Pflug und dem Grabſcheite umgebrochen und zum Anbau zubereitet und ſo auch durch Beihülfe des Viehes oder ohne daſſelbe abgeerndtet und die Erndte heimgebracht werden.

Ich pflichte lieber dem Ausſpruche eines bekannten und berühmten Skribentens hier bei: *) *Alsdann, ſage es mir oft, iſt das Ebenmaaß zwiſchen Feld und Menſchen eben und voll, wann dieſe jenes mit dem Grabſcheite zu bearbeiten im Stande ſind und des Pflugs mit dem Vieh gar nicht mehr bedürfen!* — ſolang jeder Menſch Brod als ſeine Nahrung haben kann, iſt keiner zu viel und wenn jeder nur ſo viel Land hat, als er mit ſeiner eigenen Hand zum Anbau bearbeiten kann, hat er ſein Brod und ſeine Nahrung gewiß auch und hinlänglich.

Immerhin gelte dieſer kraftvolle, kühne Ausſpruch! wenn wir weiter ſonſt nichts, als Nahrung, bedürften; wir bedürfen aber noch gar vieles als unentbehrliches, noch gar vieles zum Wohlleben; man iſt alſo deßwegen, wenn andere ſeyn müſſen, die uns auch dieſes verſchaffen ſollen, alſo ſich nicht ſelbſt mit dem Grabſcheite unmittelbar ihr Brod gewinnen können, gezwungen, hier wohl jedem, der ein Feld bearbeitet, noch ein Drittel mehr Boden, dem er ohne Vieh nicht tragbar machen kann, anzuweiſen, gezwungen, um noch ſoviel übriges zu gewinnen, als jene bedürfen;

Mich deucht immer, wenn man die Menſchen eintheilen wolle, ſo müſſe man zwey Drittel zum Anbau des Feldes und ein Drittel zu allen übrigen Geſchäften beſtimmen: Das Ganze mag ſo beſtens beſtehen!

Wä-

*) Herr von Pfeiffer, mein alter beſter Freund.

Wäre dieſe Proporzion als richtig erkannt, ſo wäre auch nach ihr die Zahl und Gröſſe der Städte gegen Dörfer, Höfe und Weiler eines Landes gar bald und leicht zu berechnen.

Ich fordere, daß alle die, die nicht Bauern, Weinbergsleute, Gärtner, Fiſcher, Waldleute und dergleichen ſeyn wollen: Herrſchaften, Gelehrte, Fabrikanten, Handwerker, Soldaten ſind, und von jenem abgetheilt leben: Daß jede dieſer beeden Klaſſen von Menſchen ihr eigenes haben und ſich damit ohne Eingriff in des andern ihres beſchäftige, alſo jeder in ſeinem Fach und Beruf bleibe, ihm getreu ſeye, und ſich darinn übe. Der wird ihm untreu, der das, was des andern iſt, angreift; der alte Hauslehrer Sirach ſaget in dem 38 Kapitel viel ſchönes und wahres hierüber, und verwirft alle die Stümper, die auſſer ihrem Berufsgeſchäften arbeiten: Der gelehrte lehrt und pflügt nicht, und der dieß thut, kann nicht lehren; ein jeder Künſtler hat das ſeine und einem jeden iſt ohnehin ſchon ſo viel empfohlen, daß er nicht mehr thun kann, als er ſoll.

Ich verſchlieſſe die zwote Klaſſe in die Städte; ich nehme ihr alles das ab, was des Bauern iſt und dieſen allein ſetze ich zwiſchen die Felder: ſeye es, daß jene ihre Gärten behalten; Aecker, Wieſen, Waldungen gehören für die Landleute, die jenen davon zuführen, was ſie bedürfen, und von ihnen, und aus ihren Arbeiten dagegen das, was ihnen nöthig iſt, wieder mit zurücknehmen.

Es iſt Ungleichheit, wenn alle Inwohner nicht ganz gleich gehalten werden; das Ebenmaaß, wie man einſieht, iſt da wohl nicht richtig: — Nur eine Stadt in einem gröſſern Lande haben und da alle von der zwoten Klaſſe verſchloſſen, gewehrte zwar dem um ſie nahe herumwohnenden Landleuten viele Vortheile, aber die, welche davon ſehr weit abwohnten, litten vielen Nachtheil;

theil; dieſe Betrachtung fordert, daß die kleinen Land-ſtädte überallhin in das ganze Land vertheilt ſind. Eine Einrichtung, die natürliche Billigkeit ſeyn muß! denn eben dadurch ſtehen alle Landesbewohner in einem natürlich guten und billigen Verhältniß unter ſich..

Ich getraue mir nicht, die Proporzion unter denen, die ich in die Städte verſchloß, genau zu beſtimmen: ich kann nicht ſagen, wie viele von jeder Art dieſer, um das Beſte des Ganzen zu bewirken, erfordert werden mögten; gewiß iſts, daß da oft eine ſehr groſſe Diſproporzion herrſchet und ſchadet; gut wäre es allerdings, wenn die Polizey darauf wachte: nicht mehrere ſtudiren lieſſe, als man bedürfte; die Anzahl der Meiſter jedes Handwerkes feſtſetzte, auch der gemeinen Nothdurft dabei zu und abthäte und ſo das gemeine Beſte auch dadurch beſorgte.

Gehe ich hier nun auf die erſte Klaſſe zurück: die Landleute, in das ganze Land zerſtreut; nicht beiſammen auf einer Stelle, ſo daß dieſe durch ſie angebaut; eine andere aber gänzlich vernachläſſiget würde, iſt eine natürlich — nothwendige Sache; — aber eben daraus folget,

Daß ſie ſo angeſetzt werden müſſen, daß durchaus alles gehörig angebaut und genützt werden kann: Dörfer ſind wohl gut, Weiler beſſer, auf jene Abſicht, einzelne Höfe durchs ganze Land verſtreut, allerdings noch beſſer: dieß Verhältniß wird in allem dadurch ebener und jeder Flecke genießt gleichere Bearbeitung.

Alle Dörfer aus vielen Häuſern, von groſſen Markungen taugen nichts; ich habe es vorn ſchon berührt, hier ſage ich es wieder; zu oft kann es ja wohl nicht geſagt werden; denn alle die abgelegene Güterſtücke werden nicht und können nicht gehörig beſorgt werden, daher die Diſproporzion unter dem Ertrage der nahen und fernen Felder;

Dann

Denn es iſt nicht nur da, wo die Markungen zu groß ſind, viele Zeit und Arbeit, ja auch Dung, durch den auf dem Wege verſchleppten natürlichen Auswurf des Viehes verloren; es wird auch wirklich, weil man dieſem Verluſte gerne entgienge, mehr Zeit zur Pflege der nähern Güter verwendet, ein ſolches fern entlegenes Feld verabſäumet und der ſonſt mögliche Ertrag fällt da nicht, wie dort, wenn die Arbeit proporzional gethan worden wäre, heraus; die Güter verlieren den Werth und dieſer iſt mit anderer ihrem gar nicht mehr in einem ſonſt möglichen Verhältniß: der Bauer kommt ſo in Schaden und mit ihm die Grundherrſchaft, deren Kauf und Sterbhandlohn ſich ungemein ſehr verringern: die Summe des Reichthums des Gemeinweſens leidet Verluſt oder verliert den ſonſt möglichen Gewinn.

Das Verhältniß zwiſchen möglicher Bearbeitung und der Anzahl Grundſtücke kommt auch ſehr in Betracht, weil davon ungemein viel in Anſehung der Benutzungen abhängt;

Ein Menſch kann nicht ſo viel thun als zween, und ein Bauer überſieht nicht ſo viel, als mehrere. Man nimmt es überall wahr, daß die Landleute, welche die größten Höfe haben, in der guten Bearbeitung derſelben gegen die, welche kleinere beſitzen, ſehr weit zurück ſind; es folgt alſo ganz natürlich, daß keinem Landmann allzuviele Grundſtücke zugelaſſen werden müſſen. Noch eine wichtige Urſache zu jener: durch allzugroſſe Höfe wird die Vermehrung der Volksmenge, die Baſis und Stärke der Macht eines Landes, gar ſehr zerrüttet, gehindert, geſchwächt. Verehrungswürdig bleibt mir die Regel, die hierauf Gott gab: Eſaias V. 8, 9, 10. *Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen, und einen Acker an den andern bringen, bis daß kein Raum mehr da ſeye, daß ſie allein das Land beſitzen. Es iſt vor den Oh-*

ren des Herrn Zebaoths, was gilts, wo nicht die vielen Häuſer ſollen wüſte werden, und der groſſen und feinen öde ſtehen? dann zehn Aecker Weinberg ſollen nur einen Eimer geben und ein Malter Saamens ſoll nur einen Scheffel geben! — Die Römer, die dieß nicht hörten, gaben doch den Beweis von der Wahrheit des Fluchs, wann ſie über ihres Lands Unterzang klagen: latifundia perdidere Italiam!

Man muß da nicht ſagen, daß der Bauer auf vielen Grundſtücken mehr Dienſtbothen anſtellen könne; man muß bedenken, daß er doch nicht bei jeder Arbeit überall zugleich gegenwärtig ſeyn könne und wie geſchicht dann ſo die Arbeit durch mehrere Dienſtbothens? — allezeit nachläſſig, überhuit und ſchlecht; der Fluch hier iſt die natürlichſte Folge groſſer Bauerngüter, auf welchen die eigene Umſicht und Arbeit des Eigenthümers nicht zureicht! — und iſt es nicht allgemeines, natürliches bei allen: auf weniges mehr zu ſehen, als auf vieles, wo man auch bei ſchlechter Arbeit noch denket: doch wird mirs nicht fehlen!

Es iſt unbegreiflich, daß man in ſo vielen Ländern bis heute noch die groſſen Bauernhöfe ſo gar ſehr begünſtiget und das Land reich heiſſet, wenn man auf etliche wenige fette Bauern hin zu weiſen vermag; dagegen tauſend Arme, Taglöhner, Bettler übergeht: die Jugend, die keinen Raum, zu wohnen, findet, in Manns- und Weibsperſonen unnütz verbliehen, und verkommen ſiehet und nicht die Helfte von Menſchen, die doch da wohnen und ihr Brod reichlich haben kömten, wenn man nur das Land dadurch möglich gut nützte, indem man die ſchlecht bearbeitete Höfe in zwey oder vier zertheilte, antrifft. Ich weiß Länder, wo der Bauer 2, 300 Morgen beſitzt und kaum das Drittel davon anbaut, da er doch an 30, bis 40 Morgen ſat und genug hätte; wäre es dann nicht die Sache

des

des Fürſten die 300 Morgen Landes unter 9 Ehepaare zu vertheilen?

In der That, wenn ich aus Erfahrungen ſagen ſollte, wie groß ein Bauernhof ſeyn könnte, ſo würde ich ſeine Gröſſe zu 40 Morgen beſtimmen (jetzt noch nämlich, da die Brache gehalten wird und alle Jahre das Drittel Aecker öde oder brach liegt) und dabei würde ich, ohne gegründeten Widerſpruch beſorgen zu dürfen, behaupten, daß auch 30 und 25 Morgen noch genug wären, ja, daß ſich der Fleiſſige bei 15 bis 18 Morgen noch ſo wohl befinden könne, als der bei 40, wenn dieſer wenigern Fleiß, welches gemeiniglich iſt, anwenden ſollte.

Würde aber die ſo widerſinniſche Brache aufgehoben oder könnte aufgehoben werden, wenn man aus kultivirten Ländern die ſo ſchädliche Schafe verwieſe, oder noch beſſer; nur die Schäfereyen den Landleuten eigen überlieſſe, ſo wäre durchaus die Helfte hinlänglich, ihren Mann bei gutem Wohlſtande zu erhalten.

Ich habe bisher von vielen Dingen richtiger Verhältniſſe unter ſich geſprochen und doch bleiben mir immer noch manche zurück: jedes wird billig gegen das andere gehalten und beede unter und nach ſich gemeſſen: das iſt die Ordnung, durch welche alles beſtehet, glücklich vortſchreitet und zu voller Reife gedeihet: Gott iſt ein Gott der Ordnung und will, daß unter uns alles ordentlich zugehe! —

Ich eile und komme zu denjenigen Stücken der Landwirthſchaft, deren richtiges Verhältniß unter ſich, ich da zu beſtimmen, mir ernſtlich vorgenommen habe: man rechnet zur Landwirthſchaft allerley Dinge; darunter aber doch nur einige wenige ſind, die eigentlich des Bauern Sache ſeyn ſollten:

Zur Landwirthſchaft werden Wald, Schafe, Teiche, Weinberge und dergleichen gezehlet, eigentlich zu ſprechen, gehört für den Bauern der Acker, die

Wie-

Wieſe, das Vieh; jene Dinge und noch andere mehr ſind theils beſondere Geſchäfte anderer, die nur hie und da, von dem oder jenem Bauern als ein Nebenwerk beſorgt werden; wieder andere geſellen ſich als unentbehrlich zu den Geſchäften des Bauern z. Ex. die Dienſtboten, die Taglöhner u. d. gl.

Der eigentliche Bauer ſelbſt nur allein betrachtet, mag Teiche, Schafe, Weinberge, Gärten, Waldungen haben; dieſer Dinge aber muß er niemalen ſo viel haben, daß ſie ihn an der beſten Bearbeitung und Beſorgung ſeiner Aecker, ſeiner Wieſen, ſeines Viehes hindern oder abhalten.

Hieraus läßt es ſich ſagen: daß der Bauer einen mäſſigen Teich haben könne, zumal alsdann, wenn er ihn etwa zur Tränke ſeines Viehes, zur öftern Bewäſſerung ſeiner Wieſen, zum Auffangen und zur Sammlung des Unraths, der aus ſeiner Hofraith oder ſonſtenwo herabgeſchwemmt wird, den er alsdann als das Dungreichſte auf Wieſen, Aecker und in Gärten verführt, und nützen kann. Wie groß dieſer ſeyn könne, das mag durch die Lage, durch das Bedürfniß der Wäſſerung, der Menge des Schlams beſtimmt werden; ich denke ein Teich eines oder zwey Morgen groß, ſeye zu allem wohl hinlänglich: von eben dieſer Gröſſe habe ich auf Hofgütern einen angelegt und beſtens benützet geſehen.

Mag der Bauer immerhin ein Stück Weinberg beſitzen und bearbeiten: ein, zwey Morgen groß iſt für ihn wohl nicht zu groß; jedoch, da der Weinberg ſehr vielerley und ſchwere Arbeiten fordert, ſo ſchickt er ſich für ihn eben ſo wohl nicht: um des Getränkes willen ſoll er dieſen nicht anlegen; Waſſer, Biernwein, Apfelmoſt ſchickt ſich für ihn allezeit beſſer; jedoch aber, hätte er eine Stelle, die er mit dem Pfluge nicht befahren könnte, und ſie wäre ſo gar gut zu einem beſten Weinberge gelegen, in einem ſolchen Halbzirkel, wie

ich auf meinem Gute einen angab, ſo mögte er ſie immer als Weingarten nützen.

Hier iſt die Stelle, bey der ich der alten Eifer: überallhin Weingärten anzulegen, wo doch der Pflug gar wohl gebraucht werden könnte, wo überdieß auf ſolchen Ebenen der ſchlechteſte Wein wächſet, antaſte, und widerlege; — ſehr gut gethan, daß man überall anfängt die Unſchicklichkeit und das Schädliche dieſes einzuſehen, die Stöcke auszugraben, dem ſauren Moſt zu entſagen, und dieſe ausgeſtockte Weingärten in die beſten Aecker, Wieſen und Kleeſtücke zu verwandeln: dieſe weiſe Operazion ſollte allgemein werden, wie vieles Brod würde man nicht mehr haben? für wie viel tauſend Menſchen würde nicht dadurch Nahrung erbaut werden? ſolcher unnützer, ſaurer, ſchädlicher Wein iſt ja nicht Kaufmannswaare, wird nicht verführt, bringt kein Geld ein, wird im Lande als ein unnöthiges Getränke ausgeſoffen, verderbt viele an Vermögen und Geſundheit!

Schafe ſind eine Waare und Viehart, die dem Bauern wohl anſtehet, zumal alsdann, wenn er ihre Wolle ſpinnet, Tücher verfertigt und ſich darein kleidet; der Dung der Schafe iſt beinahe der vortrefflichſte, und da ſie ſich meiſtentheils von dem nähren, was Menſchenhände nicht ſammeln können, ſo wird durch ſie manches, welches ſonſt vergienge, genützet; auf dieſer Seite ſind ſie ganz gut; allein auf einer andern, und zwar in unſern Zeiten deſto weniger;

Ich habe auf meinem Hofe 25 Stück Schafe; hätte ein Bauer dazu eine Weide, wie ich habe, ein ſteiles Feld, wo nur Buſchwerk und Dorn wachſen können, wo keines Menſchen Fuß ſtehen, kein Pflug gehen, keine Hand arbeiten und wenden kann, der mögte mir immerhin nachthun; nur muß er aber das Verhältniß zwiſchen der Anzahl Schafe, Weide und Winterfütterungen nicht verfehlen. Davon in der Folge noch mehr!

Wal-

Waldungen, um ſeine nöthige Feuerung daraus zu nehmen, ſind, wie jedermann, ſo auch dem Landmann, eine unentbehrliche Sache; daß er aber ſelbſt Waldungen eigen beſitze, iſt ſo unumgänglich nothwendig nicht; er kann ſein benöthigtes Holz von Jahren zu Jahren erkaufen; hat er aber doch Gelegenheit, ein Grundſtück Wald eigen beſitzen zu können, ſo wird er ſich dabei freylich noch beſſer befinden; dieſer Beſitz wird ihn auch in ſeinen Bauerngeſchäften weniger hindern als irgend ein anderes; ja ich wüßte nicht, was ihn dabei beunruhigen könnte, als etwa die Walddiebe, auf die er ein Aug zu haben freylich gezwungen ſeyn würde; und ſo manche Stunde ſeinen Feldgeſchäften zu entziehen, um jene zu belauern, zu verwenden, benöthiget ſeyn.

Unterdeſſen, da ich den Bauern einen Wald zur Abholzung wünſche, ſo will ich ihm damit keine Gelegenheit oder Materialien, ein Holzhändler, der mit ſeinem übrigen Holz auf den Mark in die Stadt fähret und ſeine Bauernsgeſchäfte darüber vernachläſſiget und vergiſſet, verſchaffen; habe er ſo viel, als er ſelbſt braucht, ſo hat er genug, und ich glaube 8 Morgen ſind für ihn hinlänglich und ſat; weiter unten ſchreibe ich davon mehr!

Bisher noch von Nebendingen des Bauern, ohne welche er auch immer noch Bauer iſt, geſprochen! nunmehr aber von denen, ohne welche er es gar nicht mehr ſeyn kann: die ſo genau untereinander und mit ihm verbunden ſind, daß man ohne ſie keinen Bauern denket, und wenn man ihn denkt, das übrige zugleich mit ihm zu denken gezwungen ſeyn wird.

Acker, Wieſe, Vieh, Bauer! — Bauer, Acker, Wieſe, Vieh! hiebei ſoll man nun angehen, welche Proporzion und welches Verhältniß zwiſchen dieſen vieren das Beſte wohl ſeyn möchte.

Man muß vor allem die Fragen beantworten: warum iſt der Mann Bauer? und warum will der Bauer Güter?

ker? die Antwort iſt allerdings dieſe: ſich und die Seinigen zu ernähren, und ſie zwar mittelſt ſeiner Hände Arbeit aus dieſen Güterſtücken zu ernähren: Er hat daher ſo viel Güter als er ſich und die Seinigen zu ernähren bedarf, und als er wohl zu bearbeiten, im Stande iſt; er kann nur ſo viel haben, als er zu bearbeiten im Stande iſt, ſonſt würde vieler Erdboden unbearbeitet bleiben, weil ihm ſonſt als Eigenthum, kein anderer, der doch auch Brod haben muß, ſo gern er ſonſt wollte, in Anſpruch und unter die Arbeit nehmen dürfte oder könnte.

Es iſt eine ausgedehntere Abſicht in Anſehung der Nahrung; man ſucht ſie nicht allein für dieſen Tag, darinn man lebt; man ſucht ſie auch auf die Zukunft, die man erwartet: man hat gewiſſe und ungewiſſe Ausgaben: man braucht einen Pfenning zur Nahrung, einen andern zur Ehre, den dritten zum Aufſparen auf folgende Zeiten, in denen man vielleicht nichts mehr zu erarbeiten und zu gewinnen vermag: Kurz! man denkt einen Vorrath auf die Zukunft zu beſitzen, auch damit ſeine Kinder unter ein Obdach zu bringen; — dazu nun hat auch der Menſch Kraft und Verſtand; wenn er Gelegenheit dazu hat, ſo erarbeitet er jeden Tag mehr als er auf dieſen Tag zur Leibesnahrung und Nothdurft bedarf. Nach dieſem allen wird billig das, woraus er eigentlich ſeine Nahrung haben und hernehmen ſoll, abgemeſſen, beſtimmt, zugeſtanden und zu bearbeiten, übergeben.

Der Acker iſts, auf dem er eigentlich ſein Brod ſucht, und von wo aus er es auch hernimmt; hier wächſt ſein Kleid, hier ſeine Speiſe, hier wachſen die Materialien ſeines Handels, dieſer Acker muß alſo vor allem der Gröſſe nach für ihm beſtimmt werden: das Maaß, nach dem er ausgemeſſen werden muß, iſt Nahrung, Vorrath, Kraft zur Arbeit, auch nach dem Raum für andere auſſer ihm muß er berechnet werden; ſie alle, die ein Land bewohnen, kommen da zuſammen in Betrach-

trachtung: wo wenige Inſaſſen ſind, da mag man immer reichlicher geben, als da, wo mehrere ſind, und ſo alſo, wie die Anzahl der Bewohner eines Landes wächſt, und zunimmt, ſo muß man ſparſamer zutheilen oder das ſchon reichlicher zugetheilte, wieder dividiren und alſo mit dem, ſo etwa einer hatte, zween, drey beſorgen und ſie dadurch in Arbeit ſetzen und beſchäftigen.

Mann und Weib, dieſe ſind die zwo Perſonen, welche den Acker zu ihrer und der Unterhaltung der ausihnen kommenden ihrigen fordern; der Mann bearbeitet das Feld, das Weib beſorget das Haus; es iſt, zumal alsdann, wenn man auf Kinder, Vieh u. d. gl. ſieht nicht möglich, daß letztere auf dem Felde iſt, ſo wenig als es für den Mann möglich ſeyn wird, Brod in's Haus zu ſchaffen, ohne ſtets auf dem Felde zu ſeyn und nur im Hauſe arbeiten zu wollen.

Was iſt aber alſo das Weib im Hauſe und der Mann auf dem Felde allein gelaſſen? Ich laſſe da einen alten weiſen Prediger ſagen: — Ich wende mich und ſahe die **Eitelkeit** unter der Sonne: es iſt ein **Einzelner** und nicht ſelbander und hat weder Kind, noch Brüder, noch iſt ſeines Arbeitens kein Ende ꝛc. das iſt je auch eitel und eine böſe Mühe.

So iſts beſſer zwey denn eins ꝛc. fällt ihrer einer, ſo hilft ihm ſein Geſell auf. Wehe dem! der allein iſt, wenn er fällt, ſo iſt kein anderer da, der ihm aufhelfe. Auch, wenn zwey beieinander liegen, ſo wärmen ſie ſich; wie kann ein einzelner warm werden? Einer mag überwältiget werden; aber zween mögen widerſtehen, denn eine dreyfache Schnur reiſſet nicht leicht entzwey. — Dieſes ſaget uns, daß wir dem Mann einen Knecht und dem Weibe eine Magd geben, und alſo auch dieſe mit Arbeit und nothdürftiger Nahrung verſehen müſſen: die Möglichkeit ihrer Arbeit und dieſe letztere verbunden mit der Arbeit der erſtern, welche ſich durch ihre Vereinigung an Kraft gewiß um eines vermehrt, müſſen wir bil-

billig in unſerer Rechnung und Beſtimmung der Gröſſe des Ackers mit anſetzen.

Aus Erfahrungen bei ſehr vielen Haushaltungen und zum Theil auch aus der Berechnung der Arbeiten, die geſchehen müſſen, und des Ertrags, und des Jahres durch zum Unterhalt Nothwendigen, iſt es unwiderſprechlich gewiß, daß bei der noch gehaltenen Brache 21 Morgen Aecker hinlänglich ſind, vier Menſchen mit etlichen Kindern nicht nur mit Brod zu verſehen und ſie im Stand zu ſetzen, ſich durch ihren Ertrag noch mehr anders nöthige zu verſchaffen, ſondern auch bei manchen Arbeiten und in manchen Zeiten ſich ſo beſchäftigen werden, daß noch ein oder zween Taglöhner auf etliche Tage zum Beiſtand erfordert werden.

Wenn man in der Landwirthſchaft alles nach Sekunden und Granen abzählen und wägen wollte oder könnte, ſo müßte ich hier Arbeit, Nahrung, Ertrag und Zeiten auf eine Waage bringen, ſie zuſammen vergleichen und darthun, daß alles ſo genau zuſammenpaſſe, daß niemal ein Fehler ſich einzuſchleichen, vermöge; ich ſage aber, daß ſo was weder möglich noch nöthig iſt: daß es genug iſt, ſagen zu können: hundert und tauſend Bauern haben ſo viele Aecker, ſo viele Dienſtbothen, und alle haben ſo ihre Nahrung, ſie legen was zurück, beſtehen für ſich wohl, beſorgen ihrer Kinder Wohlfahrt, und berathen ſie zuletzt ihrem Stande gemäß nach älterlichen Wünſchen vortrefflich; — Wenn alſo dieſe bei ſo vielen Aeckern wohl beſtehen, ſo werden unter gleichen Umſtänden auch noch andere und mehrere hunderte und tauſende wohl beſtehen und auskommen.

Ich dächte, wenn man dies Maaß allezeit und überall einführte und nach dieſem alle Bauerngüter berechnete, es würde und müßte in ſehr vielen Ländern beſſer herſehen und alle Felder würden ſchöner grünen als ſo, da man den Bauern willkührlich kaufen, beſitzen und arbeiten läßt: ich kenne wirklich ſolche Länder,

 wo

wo die Bauern ungeheuer groſſe Felder haben, davon aber kaum das Drittel bearbeiten; zwey Drittel liegen allezeit wüſte und kaum nach 5 : 7 : 9 : Jahren werden ſie wieder umgebrochen, dagegen das bisher bearbeitete wieder öde gelegt und unbenützet gelaſſen.

Immer beſſer, der Landmann hat zu wenig, als zu viel; im erſtern Fall grünt durch vervielfältigten nöthigen Fleiß alles aufs beſte; im zweyten ſiehet man auf allen Ecken des Landes Wüſten und ſogar auf dem bearbeitetem Felde nur halben Fleiß: mehr Nichts: als Etwas.

Ein und zwanzig Morgen ſeye alſo das Maaß, nach dem ich alles übrige eines Bauerngutes meſſe.

Ohne die Bearbeitung dieſer Feldungen, wird man keine Getraiderndte zu dem benöthigten Brod hoffen oder denken; Die Bearbeitung ſchaffet dem Felde die Fruchtbarkeit an, denn ein Feld bearbeiten, heiſſet ſonſt nichts, als das Feld im Stand ſetzen, fruchtbar zu ſeyn, um reiche Erndte geben zu können.

Wenn man nun annimmt, wie man auch annehmen muß, daß die Fruchtbarkeit der Felder das ſeye: daß ſie die Nahrungstheilchen der Gewächſe enthalten, und im Stande ſind, dieſe nicht nur geſchickt anzunehmen und den Gewächſen hinlänglich und fertig mittheilen zu können: daß ſich die Fruchtbarkeit derſelben nach der Menge und Gröſſe der Maſſa der Nahrungstheilchen und nach der Gröſſe der Geſchicklichkeit, ſie anzunehmen und in der Fertigkeit, ſie den Gewächſen mittheilen zu können, vermehre, ſo folget natürlich, daß ihre Bearbeitung nichts anders ſeye, als diejenige Behandlung, durch welche man ſie im Stand ſetzet, die Nahrungsſäfte leicht, in vollem Maaße erhalten, anziehen und mittheilen zu können.

Die:

Dieſe Nahrungsſäfte der Gewächſe kommen der Erde aus der Luft zu; vermehrter aber durch Zuſetzungen ſolcher Dinge, ſonderlich die natürlichen Auswürfe lebendiger Geſchöpfe, die dieſelben in gröſſerm Maaße enthalten, welche durch das Waſſer aufgelöſet, verſchluckt und mit ihm in die Haarröhrchen der Pflanzen eingehen oder eingeführet werden.

Natürlich gedacht, wird ſie ein feſter Boden nicht ſo verſchlucken, das Waſſer wird in ſolchen nicht ſo einſinken, die Wurzeln der Gewächſe, in welche die Nahrungsſäfte zuerſt eingehen, werden ſich darinn nicht ſo ungehindert ausbreiten, und ſie nicht von ſo vielen Seiten her und ſo weit um einnehmen, als in einem aufgeriſſenen Erdreich, welches auf dieſen Zweck öfters umgepflügt, geegguet und bearbeitet worden iſt.

Zur Fruchtbarmachung des Erdreichs bedarf man alſo eines öftern Umarbeitens deſſelben, und des natürlichen Auswurfs lebender Geſchöpfe;

Die Menſchen allein langen zu beeden nicht zu, man bedarf der Pferde und des Rindviehes; Man könnte wohl ſagen: Schweine, Schafe, Gänſe vermögten zur Düngung hinreichend zu ſeyn; wohl: — ſie taugen aber nicht zu der Bearbeitung des Feldes; beedes aber vermögen Pferde und Ochſen zugleich; daher ſind ſie für den Landmann geſchaffen zu beeden: zur Düngung und zur Arbeit, die er allein zu übernehmen und zu thun, um ſehr vieles zu ſchwach iſt.

Arbeit und Dung, nach dem Maaße, wie ſie nöthig ſind, beſtimmen alſo die Anzahl des Zugviehes: Zwey Paar Joche Ochſen ſind immerhin hinlänglich, eine Feldung von nicht mehr als 21 Morgen zu bearbeiten, zu pflügen, das Getraide heimzuführen; allein ihre Auswürfe zur ſatten Dungung der 21 Morgen langen bei weitem nicht zu.

Was iſt alſo zu thun? — ſoll man mehrere Ochſen des Dungs wegen aufſtallen? — Man bedarf zur Düngung dieſer Feldungen, nämlich zu ſieben Morgen jährlich wenigſtens 8 bis 10 Stücke Rindvieh; Man muß immerhin ſo viele Stücke im Stall haben; dann was nutzt es, viele Felder zu beſitzen, zu bearbeiten und darauf ſchlechter Erndten zu gewinnen? lieber weniger Aecker, mehreren Dung, wenigere Arbeiten und reichere Erndte!

Wir haben nun aber ſieben Morgen zu dungen nöthig, und wie iſt dann jetzt da zu verfahren? — Ich ſage, wenn weiter bei einer Haushaltung nichts in Betrachtung käme, als die Arbeit mit Vieh und Dung ſo mögten immerhin noch fünf Ochſen die Lücke ganz ausfüllen; es würde in der Ausſicht, dieſelbe mit Arbeiten nicht zu ermüden, ihnen mehr Ruhe, beſſeres Wachsthum und feſtere Fettigkeit zu verſchaffen, wann allezeit fünf Paare in den Arbeiten abwechſelten, ſehr zuträglich und gut ſeyn;

Allein, da man in der Haushaltung des Bauern auch der Milch und des Butters oder Schmalzes gar ſehr und beſtändig benöthiget iſt, ſo erfordert dieſes wenigſtens zwo oder drey Kühe; nimmt man an, daß der Bauer alle Jahre zwey Kälber erhält und gerne auch aus der Nachzucht was erlöſen mögte, ſo hat er zwey Kälber, zwey zweyjährige Rinder, welche beede letztere er alle Jahre mäſtet und ſich damit Baarſchaft gewinnet, allerdings nöthig. Dieſes, könnte man ſagen, würde alſo ſein Vieh ſeyn: zehen oder höchſtens zwölf kleine und groſſe Stücke zuſammen, die er zum Zug und zum Dunge nothwendig bedürfte; ich werde aber in der Folge bald zeigen, daß er über dieſe noch zwey Ochſen und zwey kleinere Stücke billig hinzuthut. Wie nun alſo der Acker das Vieh und deſſen Anzahl beſtimmt, ſo beſtimmt nun auch das Vieh das nöthige Futter und die Morgenzahl der Wieſen.

Für

Für das Vieh bedarf man die nöthige Fütterung, und zwar hinlänglich genug Fütterung, es beſtändig bei Leibe zu erhalten und dies zwar dieſerwegen, den Ochſen mehr Kräften zu beſſerer Arbeit, den Kühen mehrere und fettere Milch, den Rindern beſſeres Wachsthum und Fettigkeit zu geben.

Es iſt von vielen überſehener, unbemerkter Schade, dem man ſich durch ſchlecht gefüttertes Vieh zuziehet: Arbeit, Wachsthum, Milch, Butter und Schmalz gehen ab, und noch mehr. Der ſo unentbehrliche Dung taugt nichts; iſt mager und unkräftig: Acker, Scheune, Küche, alles und zuletzt der Bauer ſelbſt, kommt hiebei zu kurz. Man ſiehet alſo ſchon hieraus, daß die Fütterung des Viehes der Grund und das erſte in der Landwirthſchaft ſeyn wird, ſeyn muß und bleibet.

Es fragt ſich nun aber hierbey: welches iſt das rechte Verhältniß zwiſchen dem Vieh und den Wieſen? — oder beſſer: das rechte Verhältniß zwiſchen dem Vieh und der Fütterung? — wir haben angenommen, daß ein Bauer, welcher alle Jahre ſieben Morgen Aecker zu dungen hat, zehn Stücke Rindvieh bedürfe und die zwar nur ſeiner ſieben Morgen Aecker wegen; er hat aber auch ein Stück Kraut oder Kohlland, einen Küchen- oder Gemüſegarten, dieſe müſſen weit fetter als der Acker alle Jahre gedünkt werden, und wann er ſeine Wieſen in gutem Zuſtande erhalten und von ihnen den möglichen Nutzen ziehen will, ſo muß er davon wenigſtens alle Jahre das dritte oder das vierte Theil dungen; dieſe allerley Felder, welche auſſer der Aeckern gute Dungung erwarten, fordern, daß er ſeinen Viehſtand um wenigſtens vier Stücke vermehret, alſo ſeinen Stall beſtändig mit wenigſtens zwölf, beſſer, mit vierzehen Stücken beſetzt hält.

Alſo wie viele Wagen Heu bedarf er neben dem Grumet und allem dem Geſtröh von ſeinen Aeckern zu 12 bis 14 groſſen und kleinen Stücken Rindvieh? —

Fünfzehen groſſe Wagen voll, jeder zu drey und vier Lagen, zu deren Abführung von der Wieſe, je nachdem die Wege ſind, 2, auch 4 groſſe Ochſen erfordert werden, bedarf er.

Hernach berechne man nun die benöthigte Anzahl Morgen Wieſen. Man wird weniger als acht Morgen nicht anſetzen, ſey es auch, daß jeder zween ſolche Wagen voll Heu, als ich gefordert habe abgiebt. Iſt hier ſchon ein Wagen mehr, ſo muß man bedenken, daß auch in manchem unfruchtbaren Jahre ein Wagenvoll zu wenig eingeerndtet wird.

Und jetzt noch mehr! dieſe 8 Morgen Wieſen langen doch zur grünen Sommer- und Winterfütterung nicht hin; ich ſetze voraus, daß der Bauer auch einen Gras- oder Baumgarten zu etwa einem halben oder ganzen Morgen beſitzt, den er den Sommer hindurch aufs Krüppenfutter verwendet, daß er ein Krautland hat, und das Abkraut verfüttert, daß er noch überdieß einen halben oder ganzen Morgen Acker mit Klee angeſäet, abzumähen und grün zu verfüttern hat; hat er dieß alles, ſo hat er Sommer- und Winterfütterung gar wohl genug, doch bis er ſeine vier Ochſen alle Jahre mäſtet (hievon werde ich weiter unten ſchreiben) wird er davon weniges übrig behalten dürfen oder können.

Man wird mir wohl recht laſſen, wenn ich behaupte, daß keine ſchlechtere Einrichtung in der Landwirthſchaft zu denken ſey, als die, da man faſt lauter Aecker, wenige oder gar keine Wieſe anleget, und das konnte man vor dreyßig, weniger oder mehreren Jahren mit gröſſerem Rechte als heute behaupten, wo man den Abgang des Heues mit nichts ſonſt als mit elenden ſaftloſen Stroh erſetzen zu können glaubte; — heutiges Tages erſetzt man es durch andere eingeführte Futterkräuter, ſonderlich durch Klee: das iſt wohl recht gut; allein ich möchte doch fragen: warum nicht natürliche

Wie-

Wieſen anlegen, da man doch überall die ſchicklichſten Plätze dazu vorfindet? — Eine Wieſe, einmal angelegt, bedarf keines weitern Anſäens mit theuer erkauften Saamen, keines Pflügens, und mich deucht immer, daß das Gras, von ihr gedörrt, dem Vieh ſehr willkommen ſeyn müſſe, auch im dörren ſo viel Arbeit bei weitem nicht mache, als der Klee aller drey Arten verurſacht. Gewiß, wenn ich auf einer guten Wieſe genug hätte, ſo würde mich, zum Klee anſäen, ſo leicht Niemand bereden. —

Dieſe Berechnung der Verhältniſſe zwiſchen dem Bauern und ſeinen Leuten, dem Acker, der Fütterung, der Wieſe und dem Viehſtande iſt aus Begriffen und Vergleichungen aus allgemeiner Erfahrung ſo richtig, wahr und einleuchtend für mich, daß ich ſelbſten mein ganzes Gut darnach abmaß und beſtellte.

Ich habe hundert und funfzig Morgen Landes erkauft, im Beſitz und die anzulegen, wie ich wollte, hatte ich völlige Freyheit: ich nehme nach dem Maaße der 21 Morgen Aecker, 63 Morgen zu Aeckern, 30 Morgen zu Wieſen, 47 Morgen blieben auf einem Berge Holzung, an den ſteilen Seiten Haide und Buſchwerk, und zwey Morgen Weinberg, 3 Morgen enthält ein Teich, drey Morgen nahm ich zu Baum- Küchen- und Krautgarten weg, 1 Morgen gieng für meine Gebäude, und ganze Hofraithe ab, 1 Morgen mag auf Weege weggeſchnitten ſeyn. Ich habe, dieſe Güter zu bearbeiten, einen Bauern mit ſeinem Weibe, 3 Knechte, 3 Mägde: der Viehſtand enthält 6 Paar Ochſen, 6 Kühe, das übrige Vieh beſtehet aus 1, 2, 3jährigen Rindern, die ganze Summe iſt 40 Stücke, dazu kommen noch 25 Schafe, 6 Schweine. Der Schafe wegen habe ich die Morgenzahl der Wieſen um 2 Morgen vermehrt.

Man wird wider alles dieſes nichts einwenden; nur wird man ſagen: daß noch 4 Perſonen abziengen; denn, wenn bei 21 Morgen Aecker 4 erfordert würden,

ſo würden bei 63 Morgen zwölfe wohl nöthig ſeyn. Hierauf wollte ich antworten: daß verbundene Kräfte immer mehr thun als einfache, und ein Bauer hinlänglich und im Stande ſeye, 6 Dienſtbothen zu regieren, ihnen ihre Arbeiten von Tag zu Tag, von Stunden zu Stunden angeben und unter ihnen nachſehen zu können.

Für ſo nothwendig ich auch dieß Verhältniß zwiſchen den Aeckern, den Wieſen und dem Viehe erklärt habe, ſo wird man doch ſagen, daß man die ſo unumgängliche Nothwendigkeit deſſelben nicht einſehe: nun könne, ſagt man, wenigſtens dieſe Unentbehrlichkeit jenes beſtimmten Verhältniſſes zwiſchen Wieſen und Aeckern nicht ausmachen, wenn man ſchon das übrige als ganz richtig und für nothwendig erkenne; man will den Abgang eines theils der 8 oder 9 Morgen Wieſen durch Futterkräuter, Klee und dergleichen erſetzen.

Ich geſtehe es zu, man kann's; deßwegen aber iſt mein Satz: ſo viele Wieſen muß man haben, dennoch nicht umgeſtoſſen; dann ich ſchränke mich ja nicht auf natürliche Wieſen allein ein; ſeyen ſie künſtliche oder natürliche, daran liegt mir nun wenig oder gar nichts; daran aber liegt alles: ſo viele Fütterungen an Gras, Heu und Grumet zu haben, um ſo viel Vieh füttern und davon ſo vielen Dung zu Aeckern und Wieſen erhalten zu können;

So kann man jetzt thun: aber vor 30, 40 Jahren, in dem und einem andern Lande, konnte man, da man weder Klee, noch Futterkräuter kannte, wohl nicht ſo; hätte man nicht Wieſen, ſo erſetzten ſie noch ſo viele Aecker wohl nicht, und der Bauer könnte mit allen ſeinem groſſen Beſitze an Aeckern nichts erſprießliches ausrichten, zumalen alsdann, wenn man nicht einſähe, wie es auch möglich ſeye oder werden könnte, ſein Vieh ohne Weidgang, ſtets im Stalle gefüttert, geſund und dazu ſo viele nöthige Fütterungen erhalten zu können.

Je=

Jeder Bauer, ſo nicht genug Wieſen hätte, wäre zuverläſſig verloren, hätte ſchlechtes Vieh, nicht genug guten Dung, ſchlechte Aecker, kein Geld. Fütterung bleibt einmal für allemal das Fundament einer guten Oekonomie! —

Unterdeſſen, da man ſich meiner Ausrechnung des jährlichen Gewinns aus einem Landgute in dem vorhergehenden Kapitel, welcher weniges oder nichts iſt, hier erinnert, ſo wird man ausrufen: was aber alle dieſe Einrichtung, wenn man dennoch nichts gewinnet? hat der Bauer ſonſt nichts aus ſeinem Gute als Waſſer und Brod bei blutſaurer Arbeit, was nuzt jedes Verhältniß und alles Oekonomiſiren?

O ja, meine Leſer! ſo wie ich ſagte, iſt wirklich das traurige Schickſal der Landleute: bei dermaliger Verfaſſung und dem Drucke durch die häufige Abgaben werden ſie ihrer Arbeit kaum froh: aus ihren Gütern haben ſie kaum Waſſer und Brod: die Intereſſen ihres in den Landgütern ſteckenden Kapitals, blieben ihnen nur dieſe! das was ſie aus dem Handel haben, iſt das, was ſie für ihre Kinder zurücklegen allein! — Erbarmet euch ihrer, gönnet ihrem Leben, Brod und Freude! — ich bitte!!! —

## III.

## Die Anlegung des Landgutes ſelbſten.

Hier liegen nun meine 150 Morgen wüſte, mit Dorn und Diſteln bewachſen, ſonſt aber ſo ziemlich eben, dahin; Ein Bach legte hin und her Sümpfe an, riß Löcher aus, zeugte Weidenbüſche in Menge; bei

bei einer genauern Unterſuchung unter der Arbeit, fand ich hin und her die deutlichſten Anzeigen, daß ſie ſchon ehemals gepflügt waren: Selbſt da, wo ich meine Gebäude errichten wollte, fande man Mauern, zulezt ein noch ganz wohlbehaltenes Gewölb, welches zu einem Keller gedienet hatte; ein See oder Teich von ein paar Morgen, lag ohnehin noch auf der Anhöhe wohlgepflegt da; lauter Beweiſe, daß ehemals ſchon ein Bauernhof auf dieſer Stelle errichtet und angelegt war.

Die erſte Frage war nun: wie da zu verfahren und welche iſt die erſte Arbeit, jeden Platz zuzubereiten, wozu er auf die Zukunft beſtimmt wird?

Dergleichen öde Plätze, die vormals ſchon angebaut waren, findet man in Teutſchland noch ungemein viele: die alten Teutſchen wohnten gemeiniglich einſam, und hatten ihre Feldgüter rund um ihre Hütten her, bauten auch einige, etwa eine Freundſchaft: Vater, Kinder, Enkel auf einem und eben dem Platze zuſammen an, ſo waren es doch wenige Häuschen, und formirten einen Weiler: gröſſere Dörfer ſahe man wenige oder keine; Städte waren noch was ſelteners, und mehrere Häuſer umzog man erſt ſpät, zu den Zeiten der ſächſiſchen Kaiſer mit Mauern und Wällen; wie nun dieſe die Kriege und die Einfälle der Feinden nöthig gemacht haben, um ſicherer zu wohnen, ſo drängten auch eben dieſe Unſicherheiten, bei ſo zerſtreuten einzelnen Wohnungen, wo kein Nachbar dem andern bei einem Ueberfall ſo ſchnell als oft nöthig war, zulaufen und beiſtehen konnte, die Landleute näher zuſammen, ſie bauten aneinander an, und hieraus entſtunden Weiler, endlich Dörfer und Flecken. Der dreyßigjährige Krieg zeigte ſich hierauf in voller Kraft; ich glaube gewiß, wenn dieſer nicht Unſicherheit, Verheerung, Brand und Tod ganz unbarmherzig, wild und grauſam, ſeine Fackel in der Hand, als eine Furie verbreitet hätte, wir würden heute noch ungleich mehr Weiler und ein-

zelne

zelne Höfe vorfinden, als jetzo noch da ſind, und es würde ſich dadurch die Landwirthſchaft um vieles mehr verbeſſert haben, die Jnwohner würden reicher ſeyn, und der Luxus würde nicht ſo viele weichlich gemacht haben; es iſt ungemein vieles gewonnen, wenn man ſeine Feldgüter um ſich herum hat, oder wenn man nur nicht weit auf dieſelben hin hat. Menſchen und Vieh erſparen Zeit, Arbeit und Mühe, ſelbſt der Wagen leidet weniger und alles Geſchirr dauert länger.

Jch konnte mir nicht beſſer rathen, als einen Hof, ſo ganz einſam gelegen, zu ſuchen und zu beſitzen, und ich wüßte einem Landesherrn, für ihn und den Unterthan nichts zuträglichers zu empfehlen, als da, wo groſſe Dörfer und Markungen ſind, das Ausbauen der Unterthanen auf die Gränzen, wo die Güter vernachläßigt, ſelten oder ſchlecht gedungt, gepflügt, bearbeitet worden, zu begünſtigen, ſogar zu unterſtützen. zu befehlen, oder Unterthanen die erſt um Unterthanenſchutz anſuchen, nicht anders als unter dieſer Bedingniß: daß ſie ausbauten, aufzunehmen und zu beeidigen.

Jch klage bei einer jeden alten Brandſtädte, bei jedem eingegangenen Weiler, bei jedem öde liegenden Hofe, bei zerfallenen Mauern der Landhäuſer der Alten, deren es doch überall ſogar viele giebt; man muß es mir verzeihen, daß ich hier klage, ihre Herſtellung wünſche, und neue dergleichen einzelne Anlagen nachdruckſamſt und angelegenſt empfehle; ſie ſind einmal das erwünſchteſte für eine beſſere Pflege der Feldgüter! —

Jch werde die Art und Weiſe, wie ich meine Gebäude errichtete, auf die Folge meiner Erzählung verſparen, hier ſage ich nur das, was eigentlich die Zubereitung meiner Grundſtücke angehet. Jch ſahe gleich anfangs wohl ein, daß ich auf nichts eher als auf Fütterung, als der Grundlage des Gan-

zen zu denken haben würde, daher wünſchte ich nur vorerſt dieſe zu gewinnen.

Auf dieſen Zweck zu arbeiten, war nöthig, das Feld von Gebüſchen, Dornen, Steinmauern zu reinigen; ich that's und ließ dieſelben überall ausgraben, wegräumen, die Steine theils in die Gruben verſenken, ſie mit Erde von den weggehobenen bucklichten Gegenden überſchitten, theils in die Sümpfe werfen, und ebnete ſo nach und nach alles nach Möglichkeit aus.

Nichts beſchäftigte mich mehr, als die ſümpfigten Oerter, welche der unordentliche Lauf, der verhinderte Ablauf des Baches verurſachte; hier war nun mein erſtes, daß ich dem Bach ein ordentliches und richtiges Beet gab: Ich ließ es ausgraben, die Weidenſtöcke die da Wuchſen, herausnehmen; allein bei dem allen verdrocknete dennoch der Sumpf nicht; wo ich nun einen ſolchen Ort antraf, der unerachtet, daß der Bach ungehindert ablief, dennoch nicht trocken werden wollte, da ließ ich von Bach an einen tiefen Graben hinziehen, und fand da endlich eine bisher verborgene Quelle; Als ich aber endlich bemerkte, daß alle dieſe Gräben nicht hinreichten, das ganze Feld ins Trockene legen zu können, ſo mußte ich dieſe Operazion in eine ganz andere noch umändern.

Ich war überzeugt, daß alle Quellen, daraus dieſe ſich überall hin verbreitende Näſſe entſtand, aus den ringsum höher liegenden Gegenden verborgen herabfloſſen und ſich ſo überall hin vertheilen, alſo dem Uebel nichts ſicherer, geſchwinder und vollkommener abhelfen könnte, als ein tiefer Graben, den ich unten am Fuſſe des ſich ringsum erhebenden Landes herumziehen laſſen würde, in welche die Wäſſer ein und ſodann durch einen alles in ſich faſſenden Graben in den Bach eingeleitet werden könnten; — ich unternahms und ſahe gar bald, daß hier eine Quelle und dort eine hervorſprudelte, ſich alle in meinen Graben ergoſſen, und

ſo,

ſo, ohne wieder in die zur Wieſe beſtimmte Strecke laufen zu können, abfloſſen. Nun ſank das Erdreich auch wieder, und um das merkſamer und geſchwinder zu bewirken, ließ ich allen Ausſchlag aller meiner Gräben auf das künftige Wieſenſtück verführen und da überall obenhin ausbreiten.

Es war nun geſchehen, ich ließ mich meine mehrere darauf verwendete Gelder gar nicht gereuen; die letzten Wochen des Frühlings waren noch nicht ganz vorbei, ſo lag ſchon alles ſo da, wie ich es wünſchte.

Nun war noch übrig, das Feld zu vermögen, mich auf künftigen Sommer mit hinlänglicher Fütterung zu meinem Zugvieh und zu den benöthigten Kühen verſehen zu können.

Nichts als Grasarten von ſchlechter Art ſchienen hervor; doch, da ich überzeugt war, daß aller Erdboden durchaus mit Klee bedeckt ſeye, der nur Nahrungen, um fett und hoch hervorzuwachſen, erwarte, ſo richtete ich Sorge und Arbeit dahin, ihm dieſe zu geben: Auswürfe von Vieh zu erhalten, war mir unmöglich, das Feld war zu groß, in der Nähe kein Ort, wo ich ihn erkaufen und herführen laſſen konnte; was war mir übrig als auf Surrogata der natürlichen Düngung zu denken.

Mich führte, ich weiß nicht was, auf den Einfall, daß der See oder Teich an der Stelle, wo ich die Ruinen eines alten Gebäudes vorgefunden hatte, einen zum Dungen nützlichen Bodenſatz enthalten könnte, ich befahl ihn ablaufen zu laſſen, es geſchahe und ich fand in ihm einen Schatz von uralten ſchwarzen Schlam, der vermuthlich noch von dem da eingegangenen Landgute, aus dem aller Koth dahin abfloß, herkam: es war nicht möglich, dieſen Schlam ſogleich ausführen zu können, ich that aber auf der Stelle alles wodurch er zur Feſtigkeit und Austrocknung gebracht wurde: ich ließ den ganzen Teich durch viele übereinan-

der

der hinlaufende und ſich kreuzende Gräben in Stand ſetzen, ſein Waſſer ausſchütten zu können, ich merkte dabei ſonderlich auf die hie und da aufſprudlende Quellen und ließ auf ſie tiefere Gräben hinziehen; ſchon gegen den Herbſt war ich im Stande hie und da Erde auszunehmen; ich thats, und bei jeder ſchicklichen Witterung fuhr ich damit bis in dem Frühling des folgendes Jahres fort, ſo daß alſo allerley Gegenden, die zu Aeckern, ſonderlich aber die, die zu Wieſen beſtimmt waren, mit dieſer herrlichen Düngungsſaate überdeckt waren. Ob nun ſchon alſo der natürliche Klee mir alles verſprach, ſo war ich doch damit noch nicht zufrieden, ich beſtreute alles Feld, ſonderlich das, ſo zu Wieſen angelegt werden ſollte, dieſen Frühling und Sommer durch mit dreyblätterigten rothen Kleeſaamen, welcher wohl keimte und bis zum Herbſte noch ſichtbar wohl herwuchs; — als nun der folgende Frühling eintrat, der im Winter durch zerfrorne Seeſchlam umgerecht, die Stellen vom Unrath, Steinen, Wurzeln, Rohr, u. dgl. gereiniget waren und ſich endlich warme Regen einſtellten, ſo war der Wuchs aller Grasarten auf einmal ſo heftig, daß ich in einem Sommer drey reiche Heu- und Grumeterndten hatte.

Schon bald im Frühling konnte ich aus dem fetteſten hervorkeimen aller Gräſer gewiß vorher ſehen, daß ich die beſten Erndten haben würde; daher war ich, wie ich dann auch ſchon Winters durch darauf Anſtalt gemacht hatte, im Stande, eine Scheune zu erbauen, die auch bis gegen Johannis aufgeſchlagen und eingedeckt, obgleich noch nicht ganz in ſeinen Wänden ausgemauert war; hierein brachte man nun die Erndten, wo ſie vom Regen verwahrt lagen. Nun war's gewonnen, ich war nicht nur wider alles Widrige gedeckt ich ſahe ſchon den beſten Ausgang meiner Unternehmung froh und hoffnungsvoll entgegen.

Man iſt damit zufrieden und räumt mir ein, daß man durch ſo ein Hülfsmittel gar wohl im Stande ſeye, eine ſolche Einöde auf einmal in eine gute, fette, tragbare Wieſe zu verkehren, ſich auch die nöthige Fütterung und in einer Zeit von einem Jahre anzuſchaffen, vermöge;

Allein, ſagt man, geſetzt, dieſes Hülfsmittel gienge ab, womit ſich alsdann zu helfen und zu rathen? tauſend Stellen ſind, auf denen man ſo was nicht vorfindet!

Man erlaube mir; ehe ich hierauf Vorſchläge thue, zu ſagen, daß ich ſchon mehr als eine, ſchon etliche dergleichen Stellen, wo man ein ähnliches vorhatte, geſehen habe, wo man dergleichen und eben dieſe Aushülfe durch von älteſten Zeiten her nie ausgegrabenen fetteſten Seeſchlam haben konnte, wo man ſie theils nützte, theils zu abgeſetzt nützte, theils zu faul war, ſie recht zu nützen oder die Koſten ſcheute, ſie recht nach Würden zu nützen: gewiß, es iſt ſelten ſo ein Unternehmen gewagt worden, wo man nicht auch eben dieß oder ein anders Aufhülfsmittel in der Nähe aufzufinden vermogt hätte.

Es iſt noch nicht gar lange, ſahe ich einen dergleichen Verſuche mit zu: Ein von einer abgebrannten Stadt an der Stadtmauer hingeführter Schutt abgebrannter Gebäude, welcher ſchon etliche Jahre da lag, den Weg verſperrte, überhaupt gar nicht am rechten Orte lag und ſchon längſt weggewünſcht wurde, gab, ihn ausführen zu können, das allertüchtigſte Mittel; er gelang dadurch wider alles vermuthen auf das beſte; anderſt könnte es wohl nicht ſeyn; dann was wirkt vorher auf die Fruchtbarkeit der Aecker und der Wieſen, der elendeſten öden Plätze als ſo was, wo Salze, Oele in ausserordentlicher Menge da ſind, und nur ihren Aufſchluß und ihre Entbindung durch den Regen erwarten? Es iſt Schade, daß in ſo vielen Städten, wo ſtark gebaut

wird, dergleichen Schutt nicht ſorgfältig geſammelt, als Dung nicht gebraucht, ſondern in Flüſſe zum Wegſpühlen geſchüttet wird.

Man pflegt in einigen waldigten Gegenden als z. E. im Ottenwald die Holzungen bald als Wald, bald als Aecker zu benützen, und zwar ſo, daß man das Holz in Jahren niederhauet, das dickſte zur Feuerung heimbringt, das ſtrauchichte aber ausbreitet, anzündet, auf der Stelle zu Aſchen brennet, den Wald beſäet, den Saamen mit dem Karſte einhacket und ſo 2—3 Jahre lang die beſten Erndten aberndtet.

Könnte man ſo nicht jede buſchigte wilde Einödde nützlich zu Wieſen, zu Aeckern verkehren? ich glaube allerdings! —

Ich ſelbſt habe auf einigen Stellen meiner Einödde das Buſchwerk, Dornen u. dgl. verbrennen, die Aſche umſtreuen laſſen und darauf den beſten, fetteſten Graswuchs erhalten.

Die ungariſchen Buſten auf denen Winters hindurch viel Gras, Rohr u. dgl. abſtehet, dürre alſo unbrauchbar wird, werden alle Frühlinge angezündet und abgebrannt; gleich auf den erſten warmen Regen grünen ſie fett und liefern den Sommer durch die allerbeſten Weiden für Pferde und Rindvieh.

Die Engländer ahmen der Natur nach: ſie erbauen von gelbem Leimen, haben ſie den nicht, von jedweder Erde, Hütten von vielen Wänden, füllen und ſtopfen ſie mit Stroh, Raiſig, und altem Holz aus, zünden alles zuſammen an, laſſen es ſo zuſammengebrannt, ein, zwey auch drey Jahre unter freyem Himmel übereinander liegen und dungen damit endlich Aecker und Wieſen mit dem beſten Erfolge.

Ein groſſer Fürſt, der Kavallerie hat, und ſolche auf einer Haide einen Sommer durch lagern lieſſe, würde dadurch das nämliche und vielleicht das noch tüchtiger bewirken.

Ich

Ich habe Sümpfe ausgraben ſehen, man hat den Rand auf beyden Seiten eines Bachs ausgeſtochen, ſein Beet zu erweitern, die Erde auf Haufen gelegt und nach einem Jahre auf die dürreſten Wieſen gebracht, welche hiedurch das fetteſte Anſehen bekommen, und zwey, drey Jahre lang die reicheſten Erndten gegeben haben.

Man hat in einem Orte, wo viele Juden wohnen, welche ſich mit Gänſemäſten beſchäftigen, und weil ſie die Kunſt verſtehen, die Gänſe ſo zu füttern, daß ſie überaus groſſe Lebern, die als Leckerbiſſen ihre Gänſe zum Ankauf ſehr empfehlen, ſich damit erhalten und ernähren, folglich ſehr viele mäſten, welches ihnen vielen Gänſemiſt verſchaffte, der aber vom Landmann aus Vorurtheil verworfen und gar nicht als Dung genützt werden wollte, den ſie auf groſſe Haufen vor dem Orte drauſſen hingebracht, der von jeher ſo da lag, endlich damit einen Verſuch gemacht und befunden, daß gar nichts ſo dungreich ſeyn könne, als vergohrner Miſt dieſer Thiere.

Dieſe und viele dergleichen verachtete Dinge liegen oft ſehr nahe, und man könnte Thaten damit thun, wollte man ſie nur aufheben und nützen.

An einer Spiegelhütte lag von ewigen Zeiten her das, womit man die Spiegel ſchleiſt und polirt, es iſt Aſche, Fette, Oel u. dgl. auf Haufen, es war von jedem Bauern geſehen, als unnütze angeſehen und verworfen, bis endlich ein Mann, der nicht Dung hatte, eine Butte voll auflud, heim und auf ſein Wieschen trug, es rein umbreitete und das fetteſte Gras herwachſen ſahe, und damit gute, nie vorher erhaltene reiche Erndte gewann.

Dieß hat nachher das Haalbötzig, dieſes endlich den Dornſchlag empfohlen; der Gyps kam jetzt dazu, und dieſe ſind lauter Surrogata vom natürlichen Auswurf lebender Thiere; dem gewöhnlichen Dung, wo-

mit man beim Abgang dieſes im Stande iſt, auf den dürreſten Feldern groſſes zu thun; es iſt von mir nicht eines ungebraucht geblieben; ich hatte von allen recht gute Wirkungen geſehen.

Gewiß iſts, will man ſich nur umſehen, ſo wird man zu jedem guten Zweck gute Mittel überall auffinden; iſt dazu nicht das eine, ſo iſt's doch das andere.

Ich würde mir auch beim Abgang alles dieſes dennoch auf eine andere Weiſe, und zwar durch dieſe, wie ich ſogleich ſagen werde, geholfen haben: Ich würde alle meine zu Aeckern beſtimmte Felder haben umbrechen, ſie mit Haber, dem ich das Drittel Wicken untermiſcht hätte, beſäen haben laſſen; dieſe beede Früchte bedörfen keine ſonderliche Pflege auf ſchlechtem Felde, friſch nur einmal umgepflügt, gedeihen ſie wohl, hat man Gyps und beſtreut ſie damit, ſo hören die Wicken auf zu wachſen und treiben ein ſehr langes und fettes Geſtröh; beede Sorten würde ich, bis ſie Körner getrieben hätten, und faſt, doch nicht ganz gezeitigt geweſen wären, haben ſtehen und dann abmähen, ſo untereinander als Heu abdörren, heimbringen, zu langen Häckerling ſchneiden und verfüttern laſſen; dieſe Fütterung thut beim Viehe mehr als ſelbſt Heu oder Grumet.

Alles dieſes, welches ich hier aufgeſchrieben habe, nehme man als die Vorſchläge an, die ich in ſolchen Fällen, den einem unter dieſen, dem andern unter andern Umſtänden geben würde.

Ueberhaupt, will ich ſagen, alle Geburten koſten viele Schmerzen, und jede neue Anlage fordert groſſe Mühe und Koſten, wer da nicht ſetzen und voraus auf Hoffnungen auszahlen kann, der bleibt billig davon;

Damit aber will ich nicht ſagen: daß man thun müſſe, wie jener, der bald darüber verarmte, gethan hat: der alles *im Groſſen anfieng*, der Koſtbarkeit und Schönheit, das Entbehrliche mit dem Unentbehrlichen, al=

alles zugleich haben wollte, im Kleinen aber endigte, alſo weder das Nothwendige, noch das Schöne je genoß, wann unterdeſſen ein anderer ſein Gütchen einnahm, vom Kleinen zum Gröſſern übergieng, und in Ruhe ſein Leben dabei hinbrachte und begütert als guter Vater ſeiner Kinder verſtarb.

Nichts nachtheiliger als der eilfertige Gedanke oder der Wunſch, das geſchwinde ſehen zu wollen, zu deſſen glücklichem Entſtehen und beſtändiger nützlichen Fortdauer Jahre erfordert werden: nach dieſem ſieht man, das Vieh zu einem Landgute in ſolcher Menge als es kaum, wann es ſchon ganz urbar gemacht und beſtens kultivirt wäre, ernähren kann, ſogleich jetzt, da noch kaum ein Bund Gras wächſt, oder doch kaum die Hälfte Viehes davon jetzt ernähret werden kann, eingekauft, eintreiben und anſtellen, da ſich denn auch im kurzen die Nothwendigkeit einſtellt, die Fütterungen und die Streue zu erkaufen und der erſte Aufwand wird in vielen Jahren durch den Ertrag nicht mehr vergütet oder bezahlt; dergleichen Uebereilungen ſahe ich bei dem Fürſten zu * * * mit an, die jeden zur Warnung dienen und ihn von dergleichen unzeitigen Unternehmen abwarnen könnten und ſollten.

Da ich nun, daß ich in Erzählung meiner Unternehmung hier fortfahre, alſo einmal einen hinlänglichen Vorrath an Fütterungen erhalten hatte, und mich nicht mehr in der Gefahr ſahe, in dergleichen betrübte und verderbliche Nothwendigkeit durch irgend einen Zufall verſetzt werden zu können, ſo verſahe ich mich nunmehr auch mit dem benöthigten Zug- und Melkvieh, und nun den folgenden Frühling baute ich zwey Drittel meiner Aecker mit Haber und Wicken, auch Schottenfrüchten zur Küche ſchon an, ich pflügte Sommers durch das übrige, welches ich nun auch ſchon etwas zu dungen im Stande war, zur Winterſaat auf den Herbſt um. Die Anlage war alſo geſchehen und in der Zeit,

die meinem Zugvieh, welches bisher in von Brettern erbauten Hütten ſtand, von der Feldarbeit übrig blieb, wurden die Baumaterialien zu Haus und Ställen nach und nach angeführt. Blieben den Dienſtbothen, die bisher in Baraken lebten, Stunden von Arbeit leer, ſo wurden ſie zu den Arbeiten in meinen Gärten verwendet.

Geld, Zeit, Mühe, Aufſicht und ſtandhafte Geduld, ſind das Unentbehrliche bei dergleichen Unternehmungen; wer ſich dazu entſchlieſſet, muß ſich auch im voraus ſchon mit allen dieſen verſehen und damit wider alles Widrige, deſſen es dabei nur zuviel giebt, ſchützen, aufs allerbeſte verpanzern und wapnen.

Ueberwindet man einmal auf ſo wohlfeil erkauften Einöden, dann bezahlt der Ertrag alles reichlich, und ein ſo friſch angelegtes oder öde gewordenes, wieder hergeſtelltes Gut iſt auch das einzige, auf dem und aus welchem man zu gewinnen, im Stande iſt.

Ein ſchon kultivirtes, hochbezahltes Gut zahlt nie die Intereſſen des auf daſſelbe verwandten Kapitals.

Auch hier ſagte ich Lehren im hiſtoriſchen Vortrag; ich habe ihn gewählt, um weniger abſtrakt, ſinnlicher und angenehmer zu lehren: den Erfahrungen lernt man bald ab und formt ſich aus ihnen die Regeln ſehr leicht von ſelbſten.

## IV.

## Ueber die Beſtimmung jährlicher Abgaben an die Grundherrſchaft des Landgutes.

Ein mit Unterthanen vollgepfropftes Land, die daſſelbe wohl anbauen, tüchtig bearbeiten, und daraus allen möglichen Gewinn ziehen, iſt mehr, als noch ſo

viele

viele Länder beſitzen, wo jene mangeln, und das meiſte vom Felde öde und wüſte liegt; der Held, der Länder gewinnet, aus denen er die Bewohner verjagt oder auf ihren Feldern ermordet, iſt mir wie nichts gegen den, der ohne Eroberungsſucht im Frieden und in der Ruhe lebet, dabei auf die Vermehrung ſeines Volkes und auf die möglichſt beſte Kultur in der Stille denket und arbeitet.

Ein weiſer Regent wird nicht nur alles das, was ihm, dieſen groſſen heilſamen und menſchenfreundlichen Endzweck ſtets vor Augen zu haben, zu erreichen und beſtändig und andaurend zu machen, hindert, ſorgfältig vermeiden, ſondern auch alles darauf verwenden, ihn zu gewinnen und zu erhalten.

Er wird von auſſen und innen ſein Volk vermehren: durch eine ſanfte, weiſe Regierung fremde von auſſen einladen und hereinziehen: unter den alten Unterthanen die Ehe begünſtigen, die Erziehung der Kinder erleichtern, für die Geſundheit, das Leben und das fröhliche Beſtehen der Seinigen aufs möglichſte ſorgen; hievon hängt ſeine Gröſſe und ſein eigener Wohlſtand allerdings — darf ich's wohl ſagen? — alles Gute ganz und gar ab! —

Verſtehen kann ich es wohl nicht, es iſt und bleibt eine unbegreifliche Sache, wie auch Länderbeherrſcher ſeyn können, die den Preis ihrer Unterthanen ſo gering ſchätzen, auf fremde und ihre eigene ſo widerſinniſch wirken, daß jene ihre Länder verabſcheuen und dieſe die Auswanderung durch alle Wege ſuchen: der Druck der Landeseingebohrnen wirkt auf ſie, und auf ihre Nachbarn, iſt alſo auf zwo Seiten ſchädlich, und doch ſind ſo manche, die jenen alle die Stunden ihres Lebens verbittern, ihre Arbeiten erſchweren und unter ihnen, ſo wie die Diebe vom Raub leben. Man ſollte die Ehen nicht nur nicht hindern, ſondern ſie begünſtigen; es iſt nicht genug, einige von dem Cölibate zurückzuhalten, man

man ſollte jedem ſein Weib geben und ein dem ganzen Staate ſo äuſſerſt ſchädliches Verbot der Ehen vor allem andern überall aufheben; zerſtören und vernichten; wollte man ſich auch bereden, oder hätte man ſich bereden laſſen, daß es von Nutzen ſeyn könne, und hätte man auch erwieſen, daß es Nutzen gäbe, ſo iſt doch der Schade gegen jenen vom unendlich gröſſerm Gewichte und ich bin überzeugt, daß der ſtrengſte Aſzete durch innerliche Ueberzeugung, wann er auch von Politik einmal was gehört hätte, gezwungen iſt, zu bekennen, daß ſo ein Geſetz, aus welchem mehr Schaden als Nutzen kommt, aufgehoben zu werden, verdiene. Ich bin auch mit der Ausrottung eines Uebels, wann ich mir's als einen unnützen und ſchädlichen Baum bilde, den man ausrotten wollte, und anfienge, ſeine Aeſte vorerſt abzuhauen, und ſo von da langſam bis zur Ausgrabung ſeiner Wurzeln fortgienge, ſo übel zufrieden, daß ich vielmehr dieſe Operazion, da man ſogleich die Axt an die Wurzel legte, ihn mit Stumpf und Stiel, Wurzeln, Stamm und Aeſten in einem Nu hinſtürzte, jener weit vorziehe, und als die allerbeſte, kürzeſte und nützlichſte empfehle.

Der Unterthan muß ſeiner Arbeiten froh werden und von ihnen Genuß haben, ihr Bitteres zu verſchmerzen; ſind ſeine Abgaben (Abgaben bezahlt er billig an den, der ihm Gelegenheit giebt und einräumt, was zu gewinnen und ſeinen Gewinn ſchützt) ſo hoch angeſetzt, daß er für die Mühe, nichts ſonſt als ein grämliches Brod, hölzerne Schuhe, Stroh zum Lager, den Himmel zur Decke hat, ſo, daß er ſeiner Arbeit nie froh wird, ſo verliert ſich aller Eifer, er wird ſeinem Herrn unnütze, ſein Leben iſt ihm Laſt und das Land bleibt unter ſeiner Hand eine leere Wüſte.

Ich war zwar unbeſorgt, daß meine Grundherrſchaft, die ihre Unterthanen eben ſo ſchätzt, wie der ſie liebt und verehrt, ja denken könne, ſie zum Vieh herab

abzuwürdigen, ihre oder meine Güter ſo hoch in Anlage zu nehmen, daß uns nichts übrig bleiben könnte als Arbeit und kümmerliche Nahrung; unterdeſſen wollte ich doch vorher, ehe ich mein ödes Feld ankaufte und bearbeitete, wiſſen, wie viel meiner Abgaben Jahrs hindurch ſeyn ſollten.

Man bewilligte mir das völlige Eigenthum meiner Güter gegen jährliche Abgaben nach dieſer beſtändigen Anlage 2500 fl. vom Hundert.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 fl. Schatzung | = | = | 25 fl. |
| 1 fl. Kriegsgeld | = | = | 25 — |
| | | | 50 fl. |

Bei Veränderungsfällen, wann der Beſitzer des Gutes ſtirbt, 5 fl. vom Hundert; wann er es verkauft, 5 fl. vom Hundert des Kaufſchillings, wann er oder die Seinigen aus dem Lande ziehen, 10 fl. vom Hundert der Summe des Vermögens, welches ſie mit hinausziehen; den zehenten Theil oder den ſogenannten Zehenden von allen Produkten auf dem Felde, und den Zehenden von allem Blut in den Ställen nach Landesgewohnheit: einige feſtgeſetzte Frohnen mit Hand und Vieh.

So viele jährliche Abgaben ſind nicht zu viel und da mäſſig, wo die Güter gut und regelmäſſig gebaut und beſorgt werden; alle umliegende Landleute liegen ſo, wie ich, in der Schatzung; es iſt billig, daß wir zuſammen gleiche Laſt tragen und die Vorſorge unſrer Obrigkeit für uns mit Dank, Beiſtand und Gegenliebe bezahlen; ſo, wie der Herr nicht ohne den Knecht; ſo der Knecht nicht ohne den Herrn: einer beſteht durch den andern; einer fällt mit dem andern: ſie haben nur ein Intereſſe zuſammen.

Es iſt nie zuviel gefordert, wo man viel dazu einnimmt: der Brunnen wird nie erſchöpft, dem ſeine reiche Quelle nicht verſtopft wird; er füllt ſich jederzeit wieder: das Land wird niemals vom Gelde leer, welchem es

auf

auf allen Seiten wieder zukommt: wo der Unterthan volle Freyheit hat, es auf alle Weiſe zu gewinnen und an ſich zu ziehen. Ueberhaupt iſt die Freyheit die wohlthätige Mutter aller Gewerbe, oder wie ein anderer ſaget: die Seele der Manufakturen: ohne die iſt alles ein Nichts: dieſe genieſſen wir durchaus bei unſern Abgaben im Lande.

So wurde mir auch eine Zeit von 10 Jahren verſtattet, in der ich, als ein neuer Anſaß, der eine Einöde urbar machte, keine Abgaben zu entrichten hatte: eine mächtige Beihülfe zu meinen vielen Auslagen! Weiter kein Abgang jährlicher Einnahmen für die Landesobrigkeit, alſo kein Schade; aber eine gewiſſe Ausſicht für ſie aufs Künftige, mehrere Einnahme zu erhalten. Ich weiß nicht, ſoll man über den Neid, bei ſo einer Befreyung, wann er ausruffet: Was hab' ich dieweil! — lachen oder weinen; es giebt ſolche armſelige Deſpoten, denen bei jeder Sache die Zeit zu lange wird, ihre Beutelſchneidereykünſte üben zu können, vom Raube zu leben; dieſe hindern alles Gute und erſticken alles Gute und verderben alles Gute bis auf den Grund.

Mein gnädigſter Herr, ein einſichtiger, liebsvoller Vater ſeiner Lande, hörte mich mehr. Ich war von jeher ſo für die Freyheit und für einen beſtändigen Zweck meiner Handlungen und alles deſſen, ſo ich mir fürnahm, der mir nie, durch irgend etwas verruckt werden konnte, daß ich auch hier, ob ich ſchon mit dieſen meinen feſtgeſetzten jährlichen Abgaben ihrer Summe nach vollkommen zufrieden war, doch dieß in Anſehung der Entrichtung und der Einſammlung nicht ſeyn konnte.

Nichts fiel mir ſo ſehr auf, als daß ich die Zehenden auf dem Felde und im Stalle in Natur, ſo, wie ſie erzeugt werden, abgeben, Sterb- und Kaufhandlohn alsdann erſt bezahlen ſollte, wann ich verſtorben

ſeyn

ſeyn werde, und das letztere allemal da, wann ich verkaufen oder einkaufen würde.

Gar zu vieles Widrige habe ich mir von jeher dabei gedacht und auch wirklich ſchon mehrmalen auf den Feldern und in den Häuſern anderer geſehen, auch auf herrſchaftlichen Kammern bemerkt.

Ich will es hier nacheinander vorlegen, wie ſich's mir darſtellet: Es iſt gewiß, daß jeder Hausvater alsdann am beſten ſtehet, wenn er ſeine Einkünfte beſtimmt weiß, und dieſelben nicht auf einen ungewiſſen Fuß ſtehen; da ſie ſich zwar bald erhöhen, aber auch eben ſo oft wieder über alle Vorſtellung und Verwahrung verringern können; Er weiß ſo ſeine Einnahme und kann darnach ſeine Ausgaben berechnen und beſtimmen, und giebt, wann er will, nie zu viel oder mehr aus, als er einnimmt; hiebei kann eine Haushaltung gut andauern, ſie kann voll und reich; aber niemal bankerott werden; wann die vom Gegentheil ihres Beſtehens niemal gewiß iſt, und man da gleichſam in den Tag aufs gerathe wohl hineinlebt;

Wie es nun da bei der Haushaltung eines Taglöhners iſt, ſo iſt es auch auf einer herrſchaftlichen Kammer: wo man eben ſo wenig weiß, was man einnimmt und wie viel man ausgeben darf und kann: wo die Ausgaben bald gröſſer ſind als die Einnahmen, da fällt gewiß bei Zeiten alles über den Haufen: Eine Kammer, deren meiſte Einkünfte auf dem Ungewiſſen beruhen, iſt in dieſem Fall und kann nie mit Gewißheit ſagen: hiebei thuts gut: ſo lange wirds beſtehen: uns kann's nie mangeln! — —

Die Kammer aber, wo die wichtigſten Einkünfte: Kauf- und Sterbhandlohn, die Zehenden der Felder, die Nachſteuergebühren auf ungewiſſe, unbeſtimmte Zeiten, auf das Wollen und Nichtwollen der Leute, auf ihre Treue und Untreue, auf fruchtbare und unfruchtbare Witterung, Regen, Sonnenſchein, Hagel,

gel, Froſt und Wind, auf Krankheiten und Sterben ausgeſetzt ſind und davon abhängen, iſt gewiß nicht ſo ſicher als die, welche beſtändige, beſtimmte und gewiſſe Gefälle, dabei man ſagen kann: ſo viel nehme ich heuer ein, ſo viel kann ich davon ausgeben, ſo viel bleibt mir noch übrig, einziehet. Ich weiß einen Edelmann unter jenen Umſtänden, der ſich die Frage: iſt die Viehſeuche noch nicht unter meinen Bauern? durch ſeine ſo ungewiß eingehende Einkünfte ſo nothwendig gemacht hat, daß er ſie unter dem Ankleiden, an ſeine Jäger alle Morgen thut und wiederholt, und ſeinen armen Unterthanen alle Tage den Tod an den Hals fluchte, um alle Tage Sterb- und Kaufhandlohn berechnen, fordern und davon als einem ungewiſſen Raub leben zu können; er hat auf manches alten Bauern Tod etliche Jahre voraus ſchon in den Schenken, beim Becker und Mäzger aufgeborgt, beim Juden Gelder aufgenommen, und ſeine Bauern todt und lebendig verſetzt und verpfändet. — Sollte es nicht bey manchem Fürſten eben ſo herſehen? — — Dergleichen und noch mehr kruelle Niederträchtigkeiten, die alle die Ungewißheit der Einkünfte zur Quelle haben, würden gewiß nicht ſeyn, wenn man alles auf einen gewiſſen Fuß feſtſetzte.

Niemal, ſo lange dieſe Ungewißheit der Abgaben fortdauert, können Herrſchaften auf etwas gewiſſes ihres Einkommens rechnen; die Betrügereyen ſind allgemein: bald der Bauer, bald der Zehender, bald der Verwalter, bald die Drescher, bald der Kaſtenmeſſer und ſo fort, ſpielen Betrug: wer kann da überall aufſehen und wer da, wann einer dem andern nachſieht, einer dem andern vom Diebſtahl was zuwirft? tauſenderley Schleigwege, Gelegenheiten und Decken giebt es, wodurch dieſe mancherley Betrüger den Nachſtellungen ausweichen, die Entwendungen fortſetzen und ihre Gänge verdecken.

Und

Und bei allen dieſen Betrügereyen iſt man doch gezwungen, ſie in Sold und Brod zu erhalten, will man anderſt, das nöthige viele Geſchreib, die allerley Geſchäften beſorgt wiſſen. Die aber eben dadurch öfters mehr koſten, als ſie eintragen oder werth ſind;

Eine jede Sache und alſo auch dieſe, kommt ohnehin Herrſchaften höher zu ſtehen, wird ſchlechter beſorgt, iſt in gröſſeren Gefahren als die des Bauern ſeine, bei der er ſelbſt iſt, ſie beſorgt und bearbeitet; je kürzer alſo die Herrſchaften ihre Sachen faſſen können, durch je weniger Hände ſie gehen dürfen, je mehr erhalten ſie, je weniger bleibt davon da oder dort hangen. Könnten Herrſchaften Sterb- und Kaufhandlehn, Zehenden und dergleichen alle ungewiſſe Abgaben der Unterthanen in jährliche gewiſſe umſetzen, ſie müßten dabey allemal ſehr vieles in allerley Aus- und Abſichten gewinnen.

Und wie vieles müßte nicht dabey auch der Unterthan gewinnen? — Die Freyheit iſt wohl der Unterſcheidungscharakter, der dem Menſchen eigen iſt, und ihn von allen ſeinen Mitgeſchöpfen als das würdigſte auszeichnet; wer ihm dieſe wegnimmt, ſetzt ihn in die Klaſſe unvernünftiger Thiere, und vernichtet ſein Menſchenglück ganz; ſoviel nur überhaupt vom Raub der Freyheit und der durch denſelben herabgewürdigten Menſchheit, die nun ohne Freyheit in Banden liegt und zu gar nichts Groſſem mehr fähig oder froh iſt. — Ob ich Wahrheit rede: — das beurtheile man alsdann, wenn man das Land eines abſoluten Deſpoten, der mit der Deſpotengeiſel ſeine Leibeigene treibet, und das Land eines menſchlichdenkenden Fürſtens, der nur, um Menſchen glücklich zu machen, regiert, überſehen und durchgedacht hat! —

Die Freyheit iſt und bleibt die Mutter aller Gewerbe; ohne ſie, iſt und bleibt alles nur todt; Nim-

mer kommen Lande mit Leibeignen beſezt, die nichts eigen beſitzen, empor!

Ein Land im Zwang durch Wildpret und durch Schafheerden, welches nicht berechtiget ſeyn ſoll, wider jene umzäunt werden zu dürfen, bei dieſen nicht nach Gefallen benützt, angeſäet werden zu können, wird von der Höhe ſeines Glückes in die unterſten Tiefen des Verderbens geſtürzt. Ich geſtehe es, wenn der Flecke meines Gutes mit beeden oder auch nur mit einer von beeden dieſen Landplagen von weitem her, nur halb belegt oder bedrohet geweſen wäre, nimmermehr würde ich mich entſchloſſen haben, ihn urbar zu machen. Ich halte ſelbſt Schafe, aber ich kann ihnen ſelbſt nach Gefallen, die Weide anweiſen; wenn dieß alle Bauern könnten, und ſelbſt die Schäfereyen im Beſitz hätten, ſo würde ich nichts wider ſie ſagen.

Zehendbare Feldungen ſind dem Biſitzer gewiß auf manchen Seiten ſehr läſtig; nicht dadurch daß er den Zehenden giebt, das willigt er ſchon ein, wann er einkauft; aber dadurch, daß er unter der Zehendpflichtigkeit, wann Herrſchaften, Amtleute, die Zehendknechte ſelbſt nicht Einſicht und Rechtſchaffenheit beſitzen, auf allerley Weiſe gehudelt wird:

Man läßt den Landmann nicht erndten, wie und wann er will; die Senſe, durch die man zwar bald und mit halben Koſten aberndtet, ſchadet mehr als die Sichel, er darf nicht mähen, er muß ſchneiden, kommt dadurch, daß er auch mehr Körner verliert, in anſehnlichen Verluſt, und wird mit zweyfach härterer Arbeit belegt.

Er binde die Garben wie er will, und befleißige ſich, dieſelbe ſo gleich zu machen, als er kann, ſo iſts doch nicht geſchehen, er iſt ein geflieſſentlicher Betrüger, und wird beſtraft.

Der Zehendknecht, der ihm nicht wohl will, hindert den Zehenden zu nehmen; er ſelbſt darf es unter

Stra-

Strafe nicht wagen, ſelbſt auszuzehenden, er muß warten bis jener kommt, das Vieh am Wagen iſt ohne Arbeit, bedarf eines Wärters, eine Gewitterwolken droht, es regnet, was ſoll man nun thun? er iſt nun in zwey und dreyfachen Schaden verſetzet: —

Der Zehende liegt auf dem Acker, es iſt unterſagt, da irgend eine Viehgattung bis nach Abführung deſſelben zu weiden, es gehen mehrere Tage hin, ehe jenes geſchieht, und ſo erwünſcht und nothdürftig dem Vieh des Beſitzers die Weide wäre, ſo iſt ſie doch verwährt; ſein Schwein, eine Gans, ein Hun, ſo auch wider Willen deſſelben dahin kommt, verurſachet ihm Strafe.

Seines Leibes und Lebens: ſeines Leibes und ſeiner Seelenkräften auch nicht mächtig oder leibeigen zu ſeyn; das größte und letzte Unrecht, welches der Menſchheit angethan wird: das beſtändige Frohnen zu ſeinem unzuverſchmerzenden Schaden, dieß und alles dergleichen, verbitterte mir den Beſitz eines Landgutes dermaſſen, daß ich mich lange nicht entſchlieſſen konnte, eines zu erkaufen, und ich würde mich auch ſicherlich dazu niemalen entſchloſſen haben, wann ich nicht bei dem Ankauf des meinigen eine gänzliche Abänderung in dieſem Punkte beſonders vorausgeſehen hätte, und ſie mir nicht hätte verſprechen können;

Wie will je da, wo Frohnen überhäuft ſind, was Gutes geſchehen! — wo man alle ſeine Kräften, den Dienſt ſeines Viehes, den Dung mit der Fütterung verſchleppen muß, ſeine Güter weder tüchtig bearbeiten, noch düngen kann? — die Grundherrſchaften ſelbſt leiden hierunter; wenn auch ſchon ihr eigen Feld durch Fröhner bearbeitet wird, ſo können doch des Fröhners Gütter nicht beſorgt werden, Land und Leute müſſen ſo verarmen, die Güter haben keinen Werth, die Leute kein Geld, ſo wird Handlohn und Sterbfall, ſo Schazung und alles andere mit wenigerm und das nur unter Exekution bezahlt werden.

Nicht

Nicht weniger iſt es einem Haushalter, einem Mann und Vater, der ſeinen Gatten, ſeine Kinder liebet, und ſie, bei ſeinem Sterben durch nicht noch mehr andere Ungemächlichkeiten in gröſſere Bekümmerniſſe und ängſtlichere Sorgen verſetzet ſehen mögte, auch bei dem Antritte ſeiner Haushaltung ſoviel in der Hand zu haben wünſchet; womit er einen Gewinnreichen Anfang machen könnte, auffallend, — hart, gleich im Anfange ſeiner Haushaltung das Kaufhandlohn — und gleich auf ſeinen Tod das Sterbhandlohn bezahlen zu müſſen; — im erſten Fall: bei dem Anfange der Haushaltung mangelt die Baarſchaft am meiſten, und hat man da nicht Baarſchaft und kann nicht ſogleich ſetzen — wie will man denn auch in der Folge je gewinnen? — Beim zweiten: wann hat man mehr Jammer, wann haben Wittwe und Waiſen mehr nagende, kümmernde Sorgen als da bey dem Sarge des Mannes und Vaters, und dabei noch ſo manche Auslagen, ihn ehrlich zu Grabe zu beſtatten? und jetzt vor dem ſchwarzen Vorhang der ſie ſchreckenden Zukunft, fordert der Beamte den Fall in einer oft nicht geringen, ſehr drückenden Summe und betrübt damit betrübte noch mehr. —

Wie die Freyheit auf allerley Arten beſchränkt oder gar weggenommen werden kann, ſo iſt auch dieſes eine für den Landmann ſehr beſchwerliche und verderbliche Behandlung, wenn gewiſſen Leuten, ſie ſeyen nun Unterthanen oder Fremde, ein Alleinhandel zugeſtanden, oder ein Monopolium, auf dieß oder jenes ertheilt, der Unterthan gezwungen wird, mit dieſem und auf keinerley Weiſe mit einem andern zu handeln, oder von dem oder jenem andern etwas verfertigen zu laſſen.

Herrſchaften glauben dabey, wenn von dergleichen Monopoliſten was bezahlt wird, zu gewinnen, und achten es nicht, wann ſie dadurch in und mit dem Unterthanen doch wieder mehr verlieren; Der Schaden des Unterthans iſt nimmermehr der Gewinn des Herrn; al-

lerley ſchädliches erwächſet hieraus für die Lande, die gute und beſſere Bearbeitung, die Induſtrie, der beſſere Betrieb aller Gewerbe, der wirkſamere Umlauf des Geldes, die Bemühungen auf die Verbeſſerungen in allerley Fächern, in allen Handwerksſtuben wird aufgehalten und gehindert, alles wird verdroſſen, alle Lebhaftigkeit im Handel und Wandel hört auf, und wer leidet alsdann; wenn zehn, hunderte nichts zu thun haben und verarmen, da unterdeſſen etwa zween, drey dabey reich werden, mehr als der Herr? der Unterthan iſt gezwungen, alles im hohen Preis einzukaufen, ſchlechte unſchickliche, nichts taugliche Waare einzuhandeln, angränzende Herrſchaften unterſagen gleichfalls den Handel in ihre Länder, ſo wird dann der wechſelſeitige Verkehr geſtecket, und alles Leben hört auf.

Dieſe Betrachtungen gewannen ſo viel über mich, und die Vorſtellungen, welche ich aus ſolchen meinem Fürſten machte, hatten über ihn und mich ſo viele Macht, daß ich ihm alljährlich ein gewiſſes für die Freyheit von allen dieſem anbot, und er ſie mir für ſolches alſogleich zugeſtand und bewilligte, allen zwang aufhub, um mich in Stand zu ſetzen, mein Gut nach eigenem Willkühr behandeln und benützen zu können.

Die Kammer berechnete den Zehenden auf meinen Aeckern: 21 Morgen im Winter: 21 Morgen im Sommerfeld; im erſtern auf jedem Morgen 40 Neunling, im zweyten 15 Neunling Ertrag, alſo an Zehenden vom erſten 84 Neunling, vom zweyten 31, in allem aber 115 Neunling Zehenden.

Dieſe Berechnung ſchien beeden Theilen billig: ein Morgen kann zwar mehr geben; er giebt aber auch öfters weniger, im Durchſchnitte iſt wohl obiges Maaß annehmlich.

Man

Man ſetzte mir den Neunling, einen gegen den andern gehalten, gute und ſchlechte Früchte, gute und ſchlecht eingeerndte, hohe und niedere Preiſe gegeneinander geſchäzet, und das mittlere ausgehoben jeden zu 1 fl. an, ſo, daß ich den Zehenden auf den Feldern jährlich mit 115 fl.

Den kleinen Blut- und Obſtzehenden mit 5 fl. zu bezahlen, und ſo ich auch künftig etwas, was es auch ſeyn würde, auf dem Brachfelde anbauen würde, den Morgen Zehenden mit 2 fl. zu löſen hätte.

Nun war noch übrig, mich von allen Frohnen und der Leibeigenſchaft zu befreyen, auch eine andere Zahlung des Sterb- und Kaufhandlohns zu bewirken; bey einem Fürſten von der Einſicht und der Güte des Herzens, als der meinige iſt, konnte ich kaum den Antrag darauf machen, ſo war mir alles ſchon bewilliget; das Wohl ſeiner Unterthanen neben ſeinem und ſeines Hauſes eigenem Beſten, vermogte über ihn alles; er hieng gar nicht am Alten; jedes Neue und Beſſere war ihm angenehm und willkommen.

Die Kammer taxirte die Frohn- und die Leibeigenſchaft, welche leztere ohnehin für ſich ſchon nichts werth iſt; unter Chriſten und zwiſchen Brüdern gar nicht gehört werden ſollte, auf jährliche 2 fl. vom Hundert der 2500 fl. Kaufſchilling auf alle folgende Zeiten; ſo, daß ich alſo für dieſelben jährlich 50 fl. zu entrichten hatte; ich nahm dieſe Tax willich an.

Das Handlohn bei Kauf und Tod kann öfter und ſeltner fallen, je nachdem der Gutbeſitzer früher oder ſpäter mit Tod abgehet; wir wählten eine Zeit von 30 Jahren, und ſetzten, daß innerhalb ſolcher ſich beede Fälle: Kauf und Tod, jeder einmal eräugnen könnte: beederley Handlohn mit 5 fl. vom Hundert, aus der geſetzten Summe von 2500 fl. Anlage, betrug alſo 250 fl.

im

im Durchſchnitte, auf jedes Jahr von 30 aber 8 fl. 20 kr. welche alle Jahre abgetragen werden ſollten.

Nichts war nun noch übrig, als die Nachſteuern von dem Vermögen derer, die das Land verlaſſen und wegziehen würden; hier war nun faſt kein jährliches gewiſſes zu beſtimmen, weil keine Zeit, keine Anzahl, Perſonen und keine Summen beſtimmt werden konnten; doch wollte ich auch mich und alle folgende Beſitzer meines Gutes hievon befreyen; wir wuſten aber alle nicht, wie ohne meinen Verluſt und ohne Schaden der Herrſchaft.

Was uns zu berichtigen unmöglich zu ſeyn ſchiene, das berichtete der einſichtsvolle, gütige Fürſt; er berechnete den Zins von den 250 fl. in 30 Jahren nach und nach, und alſo zum größten Theil im Voraus ſchon bezahlten Handlohnsſummen, und weil er überhaupt über den Nachſteuergeldern anderſt dachte als ſeine Kammer, (er ſahe ſie als Abgaben an, die man von keinem Menſchen fordern ſollte, weil dadurch die Freyheit gehindert werde, weil die Bevölkerung darunter leide, weil es unbillig ſeye, Gelder, die man von dem bereits verſchätzten, verzehndeten, verhandlohnten Ertrag eines Gutes erſpart habe, nochmal zu vernachſteuern; zu dem könne es ja geſchehen, daß jemand mit einer Summe herein, und mit einer weit geringern, weil er im Lande nichts gewonnen, vielmehr darinn verloren habe, wieder hinausziehe, wie man dann da, ſagte er, mit gutem Gewiſſen Nachſteuer fordern könne? —) ſo befahl er auch die Nachſteuergelder von den Beſitzern meines Gutes niemal zu fordern, und befreyte ſie davon für jetzt und auf alle folgende Zeiten — er war mit dem Zins der voraus bezahlten Handlöhner zufrieden.

Dieſe Begnädigung dehnte er in der Folge ſo weit aus, daß er, da er benachbarte Fürſten zu glei-

chen Entſchluſſe in Anſehung ſeiner Lande bewog, alle ſeine Unterthanen davon losmachte und befreyete.

Ich bin alſo nach allem dieſem gehalten, folgende Gelder alljährlich von meinem Gute an die Kammer in vier Terminen zu zahlen.

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| Satzung — — | 25 | — |
| Kriegsſteuer — — | 25 | — |
| Zehengelder für groſſen kleinen und Blutzehenden — | 120 | — |
| Frohngelder — — | 50 | — |
| Kauf- und Sterbhandlohnsgelder | 8 | 20 |
| | 228 fl. | 20 kr. |

Für dieſe jährliche Abgabe, die ſo groß nicht ſcheinen wird, ſo bald man abrechnet, was mir dabey an Zehenden baar wieder zukommt, und ich damit im Voraus ſchon zur Erleuchterung der Laſt der Meinigen bezahle, kann ich nun in volleſter Freyheit meine Felder bearbeiten: ich kann ohne es bezahlen zu müſſen, frey athmen, leben und ſterben, ab- und wieder hereinziehen, ich bin frey von allen ſonſt gewöhnlichen Plagen des Landmanns, des Wildprets, der Schafe; des Büttels: keines inkommodiret mich je; Ich ſchätze mich ſo glücklich und wünſche, daß jeder Landwirth ſo geſetzt wäre, wie ich, ſo würde jeder das ſeyn, was ich bin: eben ſo glücklich! —

Wie er ſich dann niemal zu dieſem Glücke aufſchwingt, ſo lange er nicht freyer Herr ſeines Eigenthums ſeyn kann: ſo lange ihm jetzt Schweine und Hirſche, dann die Schafe ſeine Felder verderben, den Ertrag rauben, den Anbau erſchweren, ihn nach ſeiner Willkühr betreiben zu können, verbieten; die Brache als eine Schafweide anſprechen: ſo lange die Frohnvoigte ihn und ſein Vieh, alſo den Feldern die Bearbeitung, den Dung, die Pflege hinwegnehmen: ſo lan-

ge Beamte und ihre Büttel unter allerley Vorwand vor die Thüre kommen, bald gebieten, bald verbieten, und ihn ſo lange peinigen, bis er zollet, zahlet, ſchmieret und darüber verdirbet — und — ſo lange der Bettel: der hohe und der niedere: — der privilegirte und und unprivilegirte — unter allerhand Namen ihres vorgeblichen Rechts und Anſpruchs, auf des armen Bauern Gütern, betteln, terminiren, in Lumpen, Säcken, Kutten von brauner, grauer, ſchwarzer oder bunter Farbe einfordern, erdrohen, erpreſſen, erpochen, oder für und gegen allerley Schnurpfeifereyen aus ihrem Krambuden eintauſchen, und ihn ſo nach und nach ausſäugen und abzehren, wann ſie unterdeſſen wohlleben und tückiſch genug den Layen verlachen, iſt alles Aufblühen eines Landes Chimäre.

Auch von dieſer Landplage und verderblichen Peſt machte uns der Fürſt durch ſeine Arbeits- und Zuchthäuſer, durch ſeine vortreffliche Armenanſtalten und Aufhebungen Landsverderblicher Komplotte und Zuſammenrottirungen los.

Gewiß! wenn man, das phyſiokratiſche Syſtem einzuführen dächte, (wenn anderſt ſonſtwo, als auf einer einzeln Inſel, die mit Niemand ſonſt, als mit ſich allein, einen Verkehr hat, einzuführen, Möglichkeit iſt) wenn man nach ihm den fünften Theil aller Landesprodukte, vom Bauern alſo allein, alle Einnahme ziehen wollte, ſo würde man unredlich gegen ihn handeln, wenn man ihn nicht vorher von allen Betteleyen und Erpreſſungen; der erzwungenen und durch Dummheit, in der man ihn gefliſſentlich erhält, bewilligten Schenkungen, losmachte;

Dann gewiß iſt es, daß für das Ungeziefer des Bettels, auch der fünfte Theil aller ſeiner Einnahmen bei weitem nicht zulanget; der Bettel koſtet den evangeliſchen Bauern ſchon mehr, als ſeine Herrſchaft, was wird dieſer dem katholiſchen, wo er noch mehrmalen

mehr Gewalt über ihn hat; dann die ungleich mehrere milde Stiftungen in katholiſchen Ländern, machen da ungleich mehrere Faulenzer und Bettler, die ſich alle zur Ungebühr auf ſie verlaſſen, darauf in der Jugend faulenzen und im Alter davon leben, nicht wegfreſſen, wegſaufen, wegtragen? was wird er ihm freywillig, oder erzwungen, nicht ſelbſten noch zutragen? — Fürſten ſollten, wie es einige nachahmungswürdigſt ſchon gethan haben, hier allerdings aufſehen! —

Die Laſten eines Fürſten, der Deſpote iſt, zu tragen, drücket wohl nieder; aber doch nicht ſo tief, als die Laſten, welche unter dem Schein und Glanz der Frömmigkeit, der Heiligkeit und des Verdienſts um den Himmel von privilegirten Bettlern aufgehalſt werden!

---

## V.

## Von der Anlegung der Gebäude meines Landgutes.

Bei einem Landgute ſind die Gebäude eine nothwendige Sache; Wohnungen für Menſchen, Wohnungen für's Vieh, Behältniſſe zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel für dieſe und jene: Keller, Scheunen, Getraidböden und dergleichen ſind unentbährliche Dinge.

Die Heu- und Strohſchober oder wie man ſie ſonſt heiſſet, die Heu- und Strohhaufen, welche man aus Mangel des Raums oder wegen Abgang der Schennen: die Rüben- die Getraidlöcher, die man im freyen Felde aufſtellt, ausgräbt, ſind mehr ein Ueberbleibſel des alten Nomadenlebens, als ein Erweis einer wohleingerichteten Wirthſchaft; wie viel Heu, Stroh, Getrai-

traide, Rüben u. dgl. da zu Grunde gehen, laſſe ich diejenigen ſelbſt ſagen, welche ſich noch an eine ſolche Art der Aufbewahrung halten, oder ſich aus Mangel der Gebäude daran halten müſſen. Alles will bei rau-her naſſer Witterung einen trocknen Ort, eine warme Decke wider Froſt und Regen; Krankheit bei Menſchen und Vieh. Fäulniſſe und Vermoderungen aller Dinge, entſtehen beim Gegentheil dem natürlichen Lauf nach unfehlbar.

Den Ort, auf welchem ich meine Wirthſchafts-gebäude anlegte, habe ich bereits angezeigt: ich wählte dazu eine etwas erhabene Gegend, die gewiß bei ſo ei-ner Anlage erwünſcht und in manchen Abſichten ſehr nützlich iſt;

Unſere Alten baueten gemeiniglich auf Berge oder in Thäler; nach ihrer Lage, wo ſie ſich entweder auf Bergen wider Angriffe beſſer vertheidigen; in finſtern Thälern aber wider das Aufſuchen beſſer verbergen und ſicher ſeyn konnten; wann ſie da auch Waſſer und Brunnen hatten, ſo bauten ſie ſehr klug; in unſern Zeiten, da man wider ſolche gewaltſame Angriffe un-gleich mehr geſichert iſt, hat man auf beede erſte Zwe-cke weit weniger zu ſehen.

Die Gegend, wo ich anbaute, wies mir einen ſehr vortrefflichen Brunnen, der vom Berge herab kommet, an; bei einer Wirthſchaft iſt er ein wirklicher Schatz, zumal alsdann, wann der Ablauf zugleich einen Teich machet, wohin alle Unſauberkeiten der Hofraithe abge-waſchen, von da aus in die nahen Wieſen in einem be-ſtändig lauen Waſſer verſchwemmt werden, und da ich dann von dieſer Anhöhe aus alle meine Güter überſehen kann, auch die Anfahrten, um gar nichts erſchwert wurden, dann die Anhöhe lauft nicht ſteil, ſondern ganz unmerklich, nach und nach an, ſo wuſte ich mich auch dabei recht glücklich: ich bin drauſſen, bei meinen Dienſtbothen auf'm Felde oder zu Hauſe, ſo habe ich

ſie vor Augen oder ſie müſſen wenigſtens ſtets beſorgen, daß ich ſie belauſche, Faulheit und Vergehen an ihnen warneme und rüge.

Ich habe ſchon mit ein paar Worten geſagt, wie oder nach welchen Gegenden ich Haus und Scheune angelegt, wie ich ſie mit einander verbunden habe; hier aber will ich mich über allem mehr einlaſſen und meine Urſachen und Erklärungen darüber geben. Da iſt alſo mein Plan! (man ſehe die Kupfertafel).

Numer 1. bemerket das Haus und die Viehſtälle, N. 2. die Scheune, N. 3. die Miſtſtätte, N. 4. die Gültenkäſten, N. 5. ein Pflaſter von Steinen, N. 6. den Viehtränktrog, N. 7. den Brunnen, N. 8. eine Umzäunung der Hofraith, N. 9. drey Thöre.

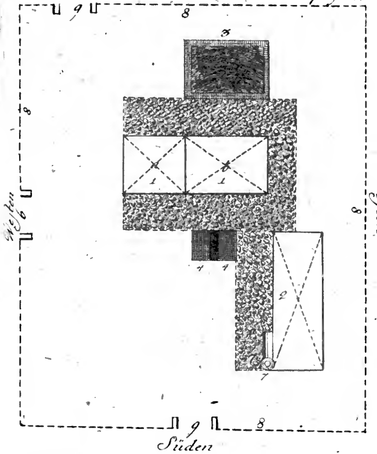
Ich will die Urſachen, warum ich alles eben ſo und nicht anderſt anlegte, nach und nach angeben.

1. Mein Haus, welches ein Bauernhaus und kein Bau zur Wohnung eines Herrn: auf den Nutzen, nicht zur Plaiſir aufgeführt werden ſollte, liegt auf der Nordſeite, und iſt nur von einem Stock oder Geſchoß; So auf der Nordſeite gelegen, kehren ſich die Fenſter der Stube meiſtens gegen Süden, und verſchaffen im Winter etwas Erſparniß an Feuerung, da die Sonne, welche ſie beſtändig beſcheinet, zur Erwärmung viel beiträgt; es wird auch eine recht gute Bedeckung der Miſtſtätte wider die Hitze der Sonne und Ausdünſtung der fruchtbaren oder Dungtheilchen, und verſchafft ſo vielen Nutzen bei dem Dunge, welcher da geſammelt und aufbewahret wird.

Es iſt wider die Abſicht gebaut und die meiſten, welche nicht Bauern von Profeſſion ſind, pflegen ſo zu bauen; zu dieſem rechne ich beinahe alle und jede Herrſchaften, wenn man auf einem Feldland oder Bauerngut einen Bau auf was anders anlegt, als auf Nutzen und Gewinn; Es giebt ſogar Landleute, welche durch Bauernſtolz verleitet werden, bei ihrem aufzufüh-

ren-

ad pag. 70.



renden Gebäuden mehr auf Flitter als auf Bequemes und Nützliches zu ſehen; in der Folge hört man von manchen, ja auch gleich beim ausgeführten nichtstauglichen Bauplan die Klage, daß das Landgut die Zinſe nicht bezahle, daß Verluſt und kein Gewinn ſeye, wenn man die Ankauf- und Baugelder mit ihren Zinſen gegen den jährlichen Ertrag halte.

Jch habe Landleute geſehen, denen nach aufgeführtem Bau nichts als der Stock und der Bettelſack übrig blieb, mit welchen ſie nun ihr Brod vor den Thüren ſuchten; wann unterdeſſen andere ihre Häuſer und Güter wohlfeiler erkauften, beſaſſen und ſich darauf wohl nährten und fortbrachten. Mir ſind mehrere unter dem Adel: aus der Klaſſe der Gelehrten: herrſchaftlicher Bedienten: aus der Zahl reichsſtädtiſcher Bürger bekannt worden, welche ihre Landgüter durch ſtädtiſche Gebäude zu Sämmelplätze ihrer Freunde rundumher gemacht, und darüber verarmt ſind; ich wünſche aber, daß dieſe die Warnung für andere ſeyn mögen: nicht die Eyer, den Butter, die Milch u. dgl. welche ein Bauernhof abgiebt, zu nehmen und ſie auf ſeine Freuden und Wollüſte zu verwenden, wenn ſie nicht gleiches widriges Schickſal zu fühlen gedenken; Niemand eher, als der Bauer kann dahin gebracht werden, wo er nicht alles zurathe hält und verſilbert; dann nimmermehr iſt der Ertrag eines Bauerngutes hinreichend, Palläſte zu erbauen, zu unterhalten, andere Speiſe als Milch, Mehl, etwas Fleiſch, Käs und Butter zu geben, und zwar nur denen, die darauf arbeiten und dienen. Wäre es nicht der Polizey Sache, ſich alle Bauplane eines Landes vorlegen zu laſſen, und die Beſten nach Abſicht und Vermögen zu wählen? — allerdings!

So

So baute ich, wie ich ſagte, nicht: mein Bauernhaus hat einen Stock oder Geſchoß; warum wird man Fragen, nicht zwey? — ich antworte:

Ein Haus zu einem Stocke iſt für einen Bauern ſchicklich und bequem, koſtet auch niemalen ſo viel, als das von zween Stöcken; wiewohl ich auch dieſes aus guten Gründen nicht unter jenes herabſetze, wenn ich das einzige, daß es im Aufbau mehr koſten wird, wegſtreiche; dieſer Artikel aber iſt einem Bauern allezeit von groſſem Belange.

Der, welcher ein zweyſtöckiges Haus bauet, wohnt in der Höhe etwas geſünder, hat beſſere Ausſicht; ſind ſo ſeine Ställe unter ſeinen Stuben und Kammern, ſo mag er mit wenigerm Holze feuern, die erwärmten Ställe, wärmen auch den über ihnen liegenden Fußboden, der Stube; er kann gar leicht die Unruhe, die etwa im Stalle unter dem Viehe iſt, vernehmen, und ſchlieſſen, daß da etwas widriges vorgehe, er kann herbei eilen und helfen.

Eines iſt wahr! — eine Stiege, auf welcher der Bauer allerley auf ſeine Dachböden zu bringen, und von da herab zu tragen und zuholen hat, iſt weniger dort als da, unterdeſſen einmal ſo gewohnt, achtet man es nicht. Nur die mehreren Koſten würden einem Landmann, das zwey vor den einſtöckigen Hauſe widerrathen; ich würde es aber doch jedem, der liegendes Geld hätte, vor dieſem empfehlen.

Mein Haus iſt einſtöckig, um ihm aber doch alle mögliche Vollkommenheit zu geben, hat es vornen N. 1. a gegen Weſten die Wohnung: eine geräumige Stube, die dem Bauern, wegen den Dienſtbothen und den mancherley Arbeiten, die Winters durch in derſelben geſchehen müſſen, z. E. Strohbänder ſtricken, Beſem, Körbe binden u. dgl. unumgänglich nöthig iſt, drey Kammern, eine Küche: eine für dem Bauer und ſein Weib, eine für die Kinder, eine für die Mägde; (die

Knech-

Knechte haben ihre Betten im Stalle). Ueber dieſen Kammern und der Stube ſind die Getraideböden, welche nur da ihre Stelle finden, wo es ſtets trocken iſt; die daher über den Stallungen, da es durch häufigere Ausdünſtungen des Viehes immer mehr feucht iſt, wodurch das Getraide auf allerley Art Schaden nehmen kann, nicht angebracht werden können.

Um die Ställe und dieſe Wohnung, die miteinander verbunden ſind, gewiſſermaſſen zu trennen, und die Feuersgefahr von der Küche aus, für die Ställe, wo nicht ganz zu verwahren, doch zu verringern, ſetzte ich eine ſteinerne Mauer, welche über das Dach hervorragte, zwiſchen dieſelbe, und ließ von der Wohnung aus keine Thüre in die Ställe.

Dieſe Ställe laufen nun gegen Oſten hin, Num. 1. b. und ſind ſo durch Schiedwände getheilt, daß das Milchvieh nebſt den Kälbern den erſten Platz an der Wohnung; das Zugvieh aber den zweyten; das Maſt- und Zuchtvieh den dritten einnimmt. Zwiſchen dieſen ſind die Betten angebracht, worinn die Knechte ſchlaſen, um ſo auf die Unordnungen im Stalle und die Gefahren, die ſich etwa für das Vieh ergeben könnten, merken, und ſie ſogleich abwenden zu können.

Ueber dieſen Ställen iſt eine beſondere Kammer zum Häckerling ſchneiden; der übrige Theil enthält ein paar Kammern, zur Aufbewahrung allerley Haus- und Bauerngeräthe, und dann iſt der übrige Raum, wo das zum Häckerling ſchneiden benöthigte Grummet und Stroh hingelegt wird; von der Häckerlingskammer aus, gehen Oeffnungen herab in die Käſten, in welche der Häckerling geſchüttet, wo die Fütterung zubereitet und zum Vertheilen unter das Vieh aufbewahret wird.

Die

Die Einrichtung in den Ställen ſelbſt iſt ſo, daß genugſame Oeffnungen und Luftzüge darinn oben hinaus als Kamine angebracht ſind, durch welche die etwa ſchädliche Dünſte verflüchten können; jeder Stall hat deren zween: einen gegen Mittag, den andern gegen Norden; Fenſter, durch die das benöthigte Licht einfallen kann, gehen eben ſo wenig ab.

Das Pflaſter von kleinen feſten Steinen, auf dem das Vieh ſtehet und ruhet, auf welchem es, da es aus kleinen Steinen beſtehet, nicht leicht ausglitſchet, lauft gegen dem Futtertrog etwas an, damit die Feuchtigkeiten und der Urin rückwärts ablaufen können, wie dann hinter dem Vieh ein Kanal von etlichen Zollen in zuſammengefügten Sandſteinen eingehauen iſt, durch, und in welchen ſie ab, zum Stalle hinaus in die auſſerhalb dem Ställen befindliche Güllenlöcher ablaufen, und ſolche zur Abführung nach und nach anfüllen. Hinter dieſem Kanal liegen auch abgeſpitzte, 2 faſt 2 1/2 Schuh breite Sandplatten durchhin, auf welchen man bequem, und ohne beſudelt zu werden, im Stalle gehen kann.

Der Miſt wird rückwärts gegen Norden, wozu in jedem Stalle die dazu benöthigten Thüren vorhanden ſind, auf die Miſtſtätte gebracht.

Die Raufen ſind über den Trögen feſt angemacht, damit von der langen Fütterung, wenn ſie vom Vieh zu häufig auf einmal herausgeriſſen wird, nichts in die Streue, ſondern in die Tröge falle.

Die Futtergänge gehen in der Mitte vom Mittag gegen Norden durch dem Stall durch, ſo daß man auf beeden Seiten, auf denen das Vieh angebunden iſt, die lange Fütterung auf die Raufen einlegen; die kurze aber in die Tröge einſchütten kann: die Oeffnungen, durch welche letzteres geſchiehet, ſind mit Fallthürchen verſehen, welche beim Einſchütten aufgeſchlagen, und darauf wieder, wann es geſchehen iſt, herabgelaſſen wer-

werden. Beim Ende jedes Füttergangs, gegen Mittag, wo ſie auf einen ſtarken Schritt oder zu drey auch vier Schuhen auf beeden Seiten offen ſind, um dadurch die Fütterungen von Zeit zu Zeit eintragen zu können, ſind zwo Thüren angebracht, die allezeit nach geſchehener Fütterung verſchloſſen werden, damit nicht etwa ein Stück Vieh, wenn es ledig würde, eingehe und im Uebermaaß freſſe, ſich alſo nicht überfreſſen möge.

Eine ſolche Einrichtung mit dem Futtergang hat viele Bequemlichkeit; der kleinſte Knabe, von etwa zehn Jahren, iſt im Stande die Fütterung ohne Gefahr zu geben; wollte man damit zwiſchen dem Vieh eintreten und ſie vorlegen, ſo wäre man ſtets in Gefahr, geſtoſſen, getreten, gedrückt zu werden; das Vieh würde gierig nach der Fütterung langen, und verurſachen, daß man ſolche verſchüttet: es würde Gras und Heu aus dem Arm reiſſen und in die Streue ſtreuen u. ſ. w.

Die Höhe des Stalls iſt der Höhe der Stube und der Kammern gleich: acht Schuhe hoch; allzuhohe Ställe ſind in der Winterszeit zu kalt, und ſind auch für das Rindvieh ganz unnöthig.

Jeder Stall hat zwo Thüren, damit das Vieh auf beeden Seiten der Futtergänge bequemen Ein- und Ausgang habe. Die Thüren in den Zugochſenſtall ſind noch einmal ſo weit als die andern: ſo weit, daß zween Ochſen angejocht nebeneinander wohl ein und ausgehen können.

Weil ich es ſehr gut finde, daß man ſie im Stalle noch an den Ketten anjochet, und ſie auch ſo angejocht wieder in den Stall bringet; dann ſo kann ein Mann ſie an- und abjochen, da man beim Gegentheil, wo man ſie draußen vor der Thür erſt anjochen wollte, wohl zween bedürfte, wenn man anderſt nicht wollte, daß der zuerſt ausgeführte und angejochte unterdeſſen entlaufen ſollte, bis man den zweyten heraus holet.

Der

Der Haustenne oder Aehren iſt ziemlich geräumig angegeben; man bedarf ihn aber alſo; man hat ihn aber nöthig zu allerley, ſo man in der Geſchwindigkeit dahin legt, ſtellt oder ſchüttet, um es zu dem oder jenem Gebrauche da zuzubereiten, zu nehmen, zu nützen.

Auf dieſem Raum findet man die Thüre zu der Magdkammer; neben der die Thiere zu der Bequemlichkeit, welche in die Miſtſtätte geleitet iſt; Beſſer würde es ſeyn, wann die natürlichen Auswürfe vom Menſchen in die Güllenlöcher kommen und dahin ablaufen könnten, oder auch von Zeit zu Zeit von dahin bequemer gebracht würden.

Man findet auf der Seite gegen Norden im Kälberſtall einen Schwein und Hünnerſtall angebracht und dazu eine Thüre in der Küche gegen Norden, von woraus man den erſtern das Freſſen ſehr bequem zuträgt, und durch die am Troge angebrachte Schlagthüren einſchüttet; die Hünner im Viehſtalle zu haben, wo ſie im Winter immer warm ſitzen und ſo früh zum Eyerlegen gebracht werden können, iſt allerdings nützlich und auch deßwegen erwünſchter, weil ſie da wider den Jltis, der durch das rollen und ſchellen des Viehes, welches ſein Rollenband auch im Stalle am Hals hat, vertrieben wird, ganz gedeckt und geſichert ſind.

Ein Keller iſt in jedem Hauſe eine ſehr bequeme und faſt unentbehrliche Sache; nicht dazu eben, daß ſich der Bauer Wein einlege; dieſer iſt für ihn nicht: weder nöthig noch nützlich; vielmehr auf allen Seiten ſchädlich und entbehrlich; hat er immer ſeinen Birn- oder Apfelmoſt, den er von ſeinen Bäumen ſammelt und ausrucket, ſo braucht er doch auch dazu einen Keller, ſondern deswegen, daß er da viele Produkte verwahre; hier ſammelt er Erdbirn, Rüben, Kohlrüben und vieles andere dergleichen; hier bewahrt er Sauerkraut, Fleiſch u. ſ. w. wider den Froſt; hier hat er

ſein

ſein Kübel und Göltengeſchirr wider das Zuſammenfallen geſichert.

Da ich ihn nun als nöthig erkannte, er aber unter den Ställen, wegen den Feuchtigkeiten nicht anzulegen war, ſo grub ich ihn unter dem eigentlichen Wohnhauſe aus, und da ich ihn wölben wollte, und dazu eine groſſe Menge Tophſteine nicht ferne von meinem Hauſe entdeckte, ſo war er um ſo wohlfeiler erbauet, das Gewölbe, wegen der Leichtigkeit dieſer Steinart, ſehr leichte und doch ſehr dauerhaft errichtet.

Es entſtund auch beim Aufbauen die Frage: ſoll das Stockwerk des Hauſes von einer Mauer aus lauter Steinen oder aus einer Holzwand mit vermauerten Riegeln verfertiget werden? —

Ueber die Dauerhaftigkeit beeder Wände war bald entſchieden; eine Mauer von Steinen halte dieſe allerdings mehr, als eine Wand aus Holz mit vermauerten Riegeln; der gröſſere Aufwand auf jene als auf dieſe, machte mich ſo lange noch unſchlüſſig, bis ich mich durch den Bau meines Kellers aus Tophſtein dahin geleitet ſahe, auch dieſe Mauern daraus verfertigen zu laſſen; — die Maurer, der Sache unkündig und im Zweifel, ob ſo eine Mauer die Schwere des Dachs und den Aufſchutt des Getraides auf den Böden ertrage, brachten mich dahin, daß ich ihnen doch, weil ich von meinem Entſchluſſe mit Tophſtein zu mauern, nicht abgehen wollte, auf einer Seite nachgab, in der Mauer von gewiſſen Weiten zu Weiten, Stückchen Mauer von 3. 4. Schuhen von unten bis oben, aus lauter feſten Heichel oder Kalchſteinen aufführen lieſſe, um dadurch das Ganze tragbarer zu machen. Seye es nun, wie es ſeye, mein Haus ſteht eiſenfeſt da, und ich bin überzeugt, es würde auch ſo ſtehen, wenn alle Wände durchaus aus lauter Tophſteinen erbauet wären.

Mein

Mein Entſchluß: ſtatt der Holzwand eine Mauer zu wählen, war in allen Abſichten ſehr gut, und ſonderlich deswegen ſehr gut, weil ich ſie aus Tophſteinen erbaute; dann eben dadurch erhielte ich eine ſtets trockene Wand, wenn es in andern aus Heichel oder Kalchſteinen erbauten, beſtändig hinnäſſet; wie nun dieß zur Erkältung der Stuben, der Kammern und der Ställe ſtets beiträgt, ſo muß jenes die Wärme in denſelben unterhalten und vermehren; kein Stein nimmt den Mörtel ſo gern und gut an als der Tophſtein; ſeine unendlich viele Löcherchen verſchlucken ihn, und dadurch wird das ganze der Mauer gekuttet und unauflösbar; ich wollte dieſen Stein, wenn man ihn überall haben könnte, vor allen andern zum bauen empfehlen; er verringert alle Baukoſten bis auf die Koſten des Fuhrlohns; dann 7. bis achtmal mehr muß man fahren, eine Mauer aus Sand- oder Heichelſteinen zu bauen, weil man 7. bis ächtmal mehr Tophſteine, als Steine von andern Arten auf einmal zu führen im Stande iſt.

So viel von dem innern Gehalt meines Hauſes! daß ich kein Stroh- kein Schindeldach wählte, ſondern mein Haus mit Ziegeln belegen ließ, wird man für ſich ſchon vermuthen; beſſer, etwas mehr Koſten aufwenden, als bei geringern in ſteter Feuersgefahr leben müſſen!

Meine Scheine iſt geräumig und groß: in zween Tennen und drey Bahren, das iſt, in drey Abtheilungen, worinnen man Getraide, Heu und dergleichen aufbewahret, vertheilt; ſie hat überdieß noch eine Schuppe, worinn man Wagen, Pflüge, überhaupt allerley Bauerngeräthe trocken und verſchloſſen haben kann. Es iſt auch ein geräumiger Getraideboden, wo man das ausgedroſchene aufſchüttet, angebracht; eine Bequemlichkeit, welche ſehr groß iſt; ſo trägt man das Getraide unmittelbar aus der Tenne auf den Speicher oder Boden, und hat nicht nöthig, ſich damit bis in's

Wohn-

Wohnhaus zu bemühen, um es da auf die Bühnen zu tragen.

Ich habe Num. 5. mit kleinern Steinen ein Pflaſter vor und hinter meinem Hauſe und vor der Scheune bis zum Brunnen legen und verfertigen laſſen, dadurch Menſchen und Vieh einen bequemen Hin- und Hergang aller Orten am Hauſe, an der Scheune, zum Brunnen und zu der Miſtſtätte zu verſchaffen. Dieſe gepflaſterte Gänge ſind ſchmäler oder breiter, je nachdem ich ſie benöthigt zu ſeyn glaubte; der iſt am breiteſten, auf welchem das Vieh zum Brunnen hin, und von da wieder in die Ställe zurückgehet. Hiebey wäre noch allerley zu ſagen, als von dem Miſt, der Gulle, dem Waſſer des Brunnen; allein weil ich in der Folge von allem insbeſondere zu reden habe, ſo will ich das abgehende bis dorthin verſparen.

Hier nur noch dieß: daß dieß Waſſer oder die Miſtjauche aus der Miſtſtätte in die Güllenlöcher und auch nach Gefallen in meinen Teich oder in eine anſtoſſende Wieſe abgelaſſen werden kann; — daß ich den Zaun um die ganze Hofraith der Schweine, Gänſe, Hüner wegen ſetzte, um ſie dadurch abzuhalten auſſer dem Zaum in den Feldern Schaden thun zu können; daß ich ihn enge, aber nur von ſchwachen Holz ſetzte,

Weil ich beſchloſſen hatte, künftig ſtatt des Zauns, eine Wand von Erden, Leimen, mit Koth aus der Hofraith und Stroh gemiſcht, aufzuführen, und ſie allezeit nach Verlauf etlicher Jahre wieder einzuſtürzen und als einen vortrefflichen Dung auf Wieſen und Aecker zu bringen.

Mein Hauß und meine Scheune ſtehen zwar etliche Schritte von einander; aber nicht ſo weit von einander entfernt, als man es wohl wünſchte oder der Feuersgefahr wegen für räthlich anſehen möchte. Es iſt wahr, entfernter wäre es in dieſer Abſicht beſſer;

ob

ob es aber räthlicher wäre in Anſehung der täglichen Hin= und Hergänge aus dem einen in das andere Gebäude, iſt wohl ein anderes; ich wenigſtens glaubte, daß ich durch die Entfernung nur von etlichen Schritten beede Zwecke ſo viel möglich erreicht habe oder ihnen nahe gekommen ſeye; der täglichen Geſchäfte wegen iſt eine weitere Entfernung ſchädlich und beſchwerlich, und ich glaube meine Feuermauer zwiſchen der Wohnung und den Ställen, ſichert mich wider etwannigen Ausbruch eines Feuers hinlänglich genug.

---

## VI.

## Die Perſonen, welche zu der möglichſt nützlichſten Bearbeitung eines Land oder Bauerngutes nöthig ſind. Von ihrer Behandlung und ihren Arbeiten.

Ohne Menſchenhände kann ein Landgut ſo wenig bearbeitet werden, als ſich deſſen möglich beſte Benutzung ohne ſie denken läßt. Alles Gute liegt zwar von der Hand des Schöpfers aus in den Geſchöpfen; es wird aber erſt durch Menſchenhände aus ihm genommen und geformt, wie man es brauchet.

Ich habe, mein Gut zu bearbeiten, acht Menſchen nöthig zu ſeyn, befunden und angeſetzt: Ich habe über dieſer Zahl der Arbeiter auf meinem Hofe das Nöthige ſchon in dem zweyten Abſchnitte geſchrieben, und will es hier nicht wiederholen.

Von

Von dieſen Leuten hanget allerdings das Wohl und Wehe des ganzen Hausweſens ab; tauſenderley Wege öffnen ſich ihnen, auf welchen ſie zu ſchaden und zu nützen im Stande ſind; und eben ſo viel, auf denen ſie ſich auſſer Stand finden, etwas für daſſelbe zu gewinnen, oder Schaden zu verwehren; vieles hängt von ihrem Willen; vieles von ihrem Unvermögen allein ab.

Es fehlet ihnen bald an Einſichten, bald an Fleiß, bald an Treue, an der Fertigkeit, an Handgriffen: bald an Können, bald an Wollen: an einem oder dem andern, auch öfters an beeden zugleich.

Es kommt alſo bei einer Haushaltung ungemein viel darauf an, daß man in der Wahl der Knechte und Mägde das Glück hat, ſolche zu erhalten, denen es an Wollen und Können nicht fehlt; ſie ſind allerdings ſelten; könnten aber, wenn man nur wollte, immer noch ſo gefunden werden, wie man ſie zum Wohl eines Hausweſens bedarf.

Es giebt Hausherren, welche bei der Wahl des Geſindes: der Knechte und Mägde, nur allein darauf, daß ſie Einſichten, Fertigkeit und Vermögen haben, zu thun, was ſie thun ſollen, ſehen, und von dieſem auf das Vollbringen deſſelben folgern und ſchlieſſen: wollen ſie nicht, ſagen ſie, ſo müſſen ſie doch; man kann ſie auch wohl dazu zwingen! — ſie irren aber ſehr.

Können und Wollen fließt nicht auseinander heraus; eines nützt ſo viel, als das andere, und der Abgang des einen ſchadet ſo viel als der Abgang des andern; man hat auf beede gleichhin zu ſehen, und ich, ich ſahe von je her faſt mehr auf das Wollen als auf das Können; dann obſchon eines ohne das andere alltägliche Plage im Haushalten verurſachet, ſo bin ich doch hierinn mit dem Könige David in ſeinem 101. Pſalm vollkommen einig, daß der Hausherr allemal unumſchränkt wohl thut, welcher auf die Treue ſeiner Knechte, die die wahre Frömmigkeit hervorbringt, alles ſe-

ßet und das Wollen daraus abziehet, und ohne dieß das Können im Haushalten allein ſogar wie für Nichts hält; was nützen die Pfunde und wenn ſie auch Center ſind, welche muthwillig vergraben und nur da die beſten Gaben genußt werden, wo man ſich, damit Schaden anzurichten, entſchlieſſet und bemühet? Kann der mit wenigem Vermögen bei ſeiner Frömmigkeit weniger nutzen, ſo wird er mir doch ſo viel nutzen als er kann; mit Vorſatz niemalen ſchaden, ich werde mich ſtets beruhiget finden, über ihn niemalen zürnen; wann ich im Gegentheil bei dem Boshaftigen, alles Vermögenden ſtets in Gefahr lebe, durch ihn vorſätzlich vieles zu verlieren, gar nichts zu gewinnen, mich über ihn beſtändig zu ärgern. — Auch hier muß man vornehmlich das: folge nicht böſen Leuten und wünſche nicht bei ihnen zu ſeyn! wahrnehmen und üben.

Wie aber ſich tüchtige Dienſtbothen zu verſchaffen und ſolche durch gute Auswahl zu erhalten? — Eine Frage, deren beſte Beantwortung einem jeden Hauswirthe nur allzu wichtig ſeyn muß!

Man könnte ſo obenhin antworten: alles, was den Verſtand aufhellet, den Willen beſſert und lenket, die Leibeskräften ſtärkt, das giebt auch gute Knechte und Mägde; allein damit hätte man durch vieles doch gar nichts geſagt, und die Frage wäre zu wiederholen; ſogar würden aus einer, drey zu beantworten, entworfen: 1) *Wie hellet man ihren Verſtand auf?* 2) *wie beſſert, wie lenkt man ihren Willen?* 3) *wie ſtärkt man die Kräfte ihres Leibes?* —

Die Vorſchläge, die überhaupt in Abſicht auf die Erziehung jetzt in ſo groſſen Summen ertheilt werden, mögten doch wohl einige enthalten, die auch da anwendbar ſeyn könnten.

Ich

Ich fordere für unſere halb weggeworfene Landleute eine eben ſo gute und ihrem Stande eben ſo angemeſſene Erziehung, als man den anderen übrigen Ständen zu geben für billig erkennet und anſiehet; iſt ja doch der Landmann das erſte nützliche und unentbehrliche Glied in der menſchlichen Geſellſchaft! —

Leſen, ſchreiben, rechnen, Glaubenslehren, Sittenregeln, Vernunftlehre, ſich helle Begriffe formiren und tüchtige Schlüſſe machen zu lernen, etwas von der Natur und den Weltbegebenheiten zu wiſſen, iſt ihm ſo nothwendig als ſonſt irgend einem Bürger des Staats;

Rechtſchreiben bedarf er; man muß aber das Schönſchreiben von ihm oder von ſeiner durch harte Arbeiten ſchweren Hand ja nicht begehren.

Alles jenes zu wiſſen und zu thun, wäre ihm eine mögliche Sache; wären nur ſeine Schulmeiſter und Lehrer, ſo, wie ſie ſeyn ſollten und könnten; weit entfernt von den Schulorten, auf einzelnen Höfen, in Weilern, abgehalten die Schulen zu beſuchen, durch Schnee, Froſt, Regen, häufigere Arbeiten, wie können unter dieſen Umſtänden die Bauernkinder das Nöthige ſo erlernen, wie man's von ihnen fordert, wie es ihnen allerdings gut wäre? —

Die Schullehrer oft aus der Hefen der ſchlechteſten Leuten genommen, wanns viel iſt, nur von ungehobelten Lehrern ſelbſt belehrt, können Kinder nicht lehren, wie ſie gelehrt werden ſollten; mich wundert, wann Regenten Schulverbeſſerungen durch Vorſchriften an die Schulmeiſter zu bewirken, gedenken, wo doch die Verbeſſerung dieſer durch Schulen für ſie noch nicht geſchehen iſt; ſie, die Schulmeiſter müſſen recht lernen, wann ſie andere wieder lehren ſollen. Die Schulmeiſtersſeminarien ſind erwünſcht, und wann es durch die Anſetzung mehrerer Schulmeiſter hin und her auf Dörfern und gröſſern Weilern dahin kommt, daß die ſchwachen Kinder nicht ſo weit hin über Feld und Fluren,

unter Regen, Wind und Froſt zur Schule zu gehen haben, alſo gemächlicher dazu kommen können, dann läßt ſich erſt für die Bauernjugend was erſprießliches hoffen. —

Kann man von den Kenntniſſen des Verſtandes auf die Lenkung des Willens, auf die Milderung rauher Sitten ſchlieſſen und hoffen, ſo wird man die Landleute, indem man ſo ihren Verſtand und Kopf aufhellet, ihren Willen verbeſſern.

Höflinge ſuche man bei ihnen niemalen; ſey man zufrieden, wann man gute Leute unter ihnen antrifft; ihre grobe Nerven und Empfindungsfaſern, welche unter den ſchweren Arbeiten immer mehr und mehr verhärten und unempfindlicher werden, laſſen ſie das auch hartauffallende ſo wenig empfinden, als ſie das fühlen, was ſie täglich arbeiten und andere von mehr fühlenden Händen gar ſchwer empfinden. Ein rauhes Wort muß man ihnen nicht aufſchreiben; man verliert dabey nichts; man darf es ihnen, ohne daß ſie es übel nehmen, auch geben. Es iſt nicht gut, wann die Landleute Weichlinge werden und ihre Feſtigkeit verlieren. Der Feldbau und alle ihre Arbeiten würden darunter leiden und verlieren; die ſchweren Laſten, die ſie doch tragen ſollen, legten ſich ihnen zu ſchwer auf, als daß ſie darunter nicht erlägen, und um nicht zu erliegen, würden ſie ſolche bald abſchütteln; wer würde für uns alle ſodann arbeiten?

Es iſt nie genug zu verdankende Wohlthat des Schöpfers, daß die lebendige Kreatur durch den richtigen Gebrauch ſeiner Kräfte die Stärke und die Summe derſelben vermehret: daß die öftere Wiederholung ihres Gebrauchs, Gewohnheit, und dieſe die Fertigkeit zu der Arbeit, die Unempfindlichkeit, die Leichtigkeit, dieſelbe zu thun und zu ertragen, verleihet.

Wann

Wann der Menſch alſo in ſeiner Kindheit ſchon zur Arbeit angeführt, und die ihm nach dem Maaße ſeiner Kräften zugetheilt wird, ſo wird nicht nur die Summe derſelben zunehmen, ſondern auch Fertigkeit in der Arbeit geben, und ſo alle Mühe in derſelben erleichtern; alle Arbeit wird Spiel ſeyn;

Es iſt aber gewiß, ich ſehe es auch ſo vor mir, wie es ſich auch aus dem Ganzen gar wohl erklären, erläutern und begreifen läßt, daß anhaltende Arbeiten, die mit Anſtrengung und daher entſtehender Erſchöpfung des nicht zulänglichen Maaßes der Kräften gethan werden, den Bau der Nerven ſchwächen, ihr Wachsthum mit dem Wachsthum des ganzen Menſchen hindert, und wann ſchon alsdann durch Gewohnheit, Fertig= und Geſchicklichkeit zu der Arbeit gewonnen würde, ſo würde doch die Möglichkeit, ſolche zu thun, nachher mangeln. Ein Land, wo die Jugend faul aufwächſt, hat mehr groſſe Leute in ſich als das, wo der Knabe ſchon früh zu ſchwerer Arbeit in einem hin angehalten wird: vor vierzig Jahren ſahe ich um mich bei vielen das erſtere; jezt aber bei manchen das zweyte: faſt alle Schafknechte haben eine anſehnliche Gröſſe, wann neben ihnen arbeitſame Bauernsſöhne dieſe Länge nicht haben: ſo ein hoch aufgewachſener ſtarker Schäfer würde mehr thun können; er will es aber, der Arbeit ungewohnt, nicht; da der ſchwächere Bauer, der Arbeit von Kindesbeinen an gewohnt, will, es aber nicht ſo, wie jener vermag.

So, wie es nun in dem äuſſern Nervenſyſtem, wann ich ſo abtheilen darf, iſt, ſo iſt es auch in dem innern: der Magen, welcher ſtarke, ſchwer zu verdauende Speiſen gleich bald erhält, und damit in einem hin nach dem Maaße ſeiner zunehmenden Kräfte verſehen wird, verſtärket ſich nicht nur je mehr und mehr dadurch, ſondern wird auch je mehr und mehr fähiger, immer mehr ſchwerere Speiſen verzehren zu können, kocht

beſſere Säfte und erhält ſich und dem ganzen Leibe eine robuſte Geſundheit, in der er die ſchwereſten Arbeiten, eine andauernde Mühe ohne Ermüdung übernehmen zu können, vermag.

Weiche Speiſen erſchlaffen den Magen; Speiſen im Uebermaaße genommen und dem Magen damit beladen, ſetzen ihn auſſer Stand, zu verdauen, entkräften ihn eben ſo, wie er Saft und Kraft da verliert, wo er zu kärglich gefüttert wird.

Die kirchliche und die politiſche Polizey wird hier, über Kindheit und Jugend zu wachen, erfordert; wie man den Menſchen ſich nicht ſelbſt allein überlaſſen kann, ſich ſelbſt Kenntniſſe zu geben, ſo ſteht der, der ſie auch hat, immer noch billig unter der Vormundſchaft der Geſetze, welche andere handhaben; der Menſch iſt ſeiner niemalen ſelbſt ganz mächtig. Mich aber nicht zu weit in dieſe Materie einzulaſſen, dann ſie iſt die Sache des Polizeyamts, will ich nur ſagen:

Wie man gute Leute am Leibe und Seele zu Dienſtbothen erhält, und wie man dieſelbe halten ſoll, um ſie im Dienſte zu haben und ſich derſelben wegen ſicher ſtellen zu können.

Vor allem denke man ja nicht ganz vollkommene Dienſtbothen, ſondern nur die beſten aus unvollkommenen Menſchen wählen zu wollen; in keinem Stande ſind jene zu finden, am allerwenigſten aber in dem Stande der Landleute, wo das feine Gefühl der Tugend und des Laſters eine eben ſo ſeltene Sache iſt, als ſonſtwo, und wohl bei allem Aufwand auf gute Erziehung auch immer was ſeltenes ſeyn wird.

Man wird ſich dabey ſchadlos gehalten erkennen, wenn man ſo billig iſt, zu glauben, daß auch gar ſelten eine Herrſchaft irgendwo gefunden werde, welche auf's höchſte nur zu den Beſten unter den unvollkommenen gezählt; niemal aber als eine ganz gute angeſehen werden könne; das Gute und Böſe kompenſirt ſich

zwi-

zwiſchen Herrn und Knecht: Frau und Magd; man muß auf beeden Seiten nicht zu ſtrenge rechnen, nicht alles zu genau nehmen, nachſehen, um Nachſehen zu erhalten.

Solche Nachſicht bei Fehlern menſchlicher Schwachheiten und eine Güte im Wohlthun auf frohe Beobachtungen ſchuldiger Pflichten reizen jedweden: den guten Knecht wie den böſen, und locken die böſe wie die gute Magd an, ſo einen Dienſt zu ſuchen, zu wählen und anzunehmen;

Aber Ordnung und gehandhabte Tugend im Hauſe, Zucht, Ehrbarkeit u. dgl. wie Lob für den guten, ſo Strafe für den böſen und laſterhaften Knecht, hält dieſen zurück, und führt jenen herein, ein Knecht, eine Magd, die ſich von ihrer Herrſchaft ſolche Nachſicht verſprechen, was lernen zu können hoffen darf, die, denen ihre Ehre lieb iſt, die wiſſen, daß man von ihnen nicht mehr fordern wird, als ſie vermögen, ſuchen gewiß ſolche Dienſte und dienen in ſo einem Hauſe willig, treue und gerne.

Kommt noch dazu, wie es bei einem edeldenkenden Herrn gewiß ſchon mit dabey iſt, daß er einen erklecklichen Lohn giebt; man kann es guten Dienſtbothen gar nicht verargen, auf einen guten Lohn zu ſehen, ſo wüßte ich nicht, warum ſie ihn da nicht lieber verdienen wollten, als in einem Hauſe, wo ſie das Laſter in Gefahr ſetzt, ſelbſt dadurch verdorben zu werden.

Man iſt auſſer Stand; den Lohn für die Dienſtbothen zu beſtimmen; ihn beſtimmt der Werth des Geldes und der Preis der Bedürfniſſe: er wird in keinem Lande einer und eben der ſeyn können: auch die Zeiten, in denen ſich die Preiſe beeder abändern, werden ihn erhöhen oder erniedrigen.

Wann

Wann jedoch die Steigerung des Lohns und die übermäſſige Anforderungen beſſern Eſſens und Trinkens, Biers und Weins u. dgl. eine Verordnung fordern; wirklich ſcheint dieſe ſo gefordert zu werden; dann im Weinlande und in andern Gegenden iſt Lohn, Speiſe ſonderlich die Forderung an Wein ſo hoch geſtiegen, daß jeder Taglöhner des Tags nicht unter 45 — 50 kr. gehalten werden kann, ſo ſollte dieß die Obrigkeit thun.

Es iſt wahr, man hat keine untrügliche Kennzeichen vom innern Werth der Knechte und Mägde; doch weiß man

Muthmaßlich, daß vor allen andern dieſe, welche aus guten Häuſern ſind, deren Eltern Zucht, Erbarkeit und Fleiß lieben, Einſichten zeigen, deren Vermögen mehr zu, als abnimmt, deren Haushaltung wohl beſtehet, vieles voraus haben, ſo ſie empfiehlt; es iſt glaublich, daß Kinder guter Eltern gut, und Kinder böſer Eltern böſe ſind, wann ſchon auch in beeden Fällen das Gegentheil möglich iſt. Wir Menſchen rechnen überall nur nach dem wahrſcheinlichen, und alſo billig auch hier: Lehre, Vorgang, Trieb, Gewohnheit thun mehr als das Gegentheil nicht thut. Ich würde nie anderſt als gezwungen einen Knecht oder eine Magd aus einem Hauſe nehmen, wo ich keine gute Haushaltung bemerkte.

Oder wann ich je dabei ſo ſicher, als möglich wäre, gehen wollte, ſo würde ich keinen durch die Gewohnheit im Böſen verſtockten, hartnäckigen in mein Haus aufnehmen: alle meine Dienſtbothen jung wählen, um ſie nach und nach ſelbſt im Guten zu erziehen; gemeiniglich die beſten Knechte, die als Buben aufgenommen und zu Knechten erzogen werden.

Ich weiß es, daß man zu ſagen pfleget: die gröſte H . . . iſt die fleiſſigſte Magd; es mag wohl ſo ſeyn, und das Feuer in ihr mag ſie auch zum fleiſſigen Arbeiten anfeuern; allein ohne Gottesfurcht bekommt al-

les

les zuletzt noch eine ganz ſchiefe Wendung und der Ausgang iſt Schade.

Ich laſſe mir die Maxime eines andern beſſer gefallen: er dũngte oder miethete nie einen Knecht oder eine Magd, die er nicht vorher am Tiſche eſſen ſehen konnte, er ließ daher alle die Dienſtbothen, welche er aufnehmen wollte, ehe er ihre Annahme beſchloß, an ſeinem eigenen Tiſche eſſen; aßen ſie da fertig, ſo waren ſie ihm willkommen; wo nicht; ſo ließ er ſie gehen, er ſagte immer: wie man ſich zum Eſſen ſchicket, ſo ſchickt man ſich auch zur Arbeit; dann thut man das, wozu auch die Natur auffordert und für ſich ſchon angenehm iſt, nachläſſig, ungeſchickt, faul, wie wird man dann die Arbeit oder das thun, ſo für ſich ſchon ſchwer und unangenehm iſt? Dieſe Bemerkung hat wohl mit ſamt ihrem Schluſſe nicht ganz guten Grund, doch läßt ſie ſich hören! —

Ich ſage es nochmal: ich wollte wünſchen, daß man allezeit und bei allen zu wiſſen vermögte, ob ſie gottesfürchtig wären, ſo würde man nie falſch wählen; dann ich glaube, ein Dienſtbothe mit dieſer Tugend geziert, wäre der würdigſte; da aber jenes kaum zur Helfte möglich ſeyn wird, ſo bleibt auch die gute Wahl für immer eine ungewiſſe Sache, und der gute Dienſtbothe bleibt dem Hauswirthe deſto ſchätzbarer, den er auf alle mögliche Weiſe beizubehalten ſuchet, und wie dies? —

Beſtändiger Wechſel mit den Dienſtbothen iſt eben ſo ſchädlich, als es dem ganzen Hausweſen zuträglich iſt, ſo ſelten, als möglich iſt, die einmal angewohnten Knechte und Mägde mit fremden zu verwechſeln; aber eben daher muß man ſich alle Mühe geben, dieſes zu verwehren und das wird wohl durch die Beobachtung deſſen, ſo ich empfehle, erhalten:

Was den Dienſtbothen anziehet, das wird ihn auch im Dienſte behalten: Nachſicht bei menſchlichen Schwachheiten, guter Lohn, hinlängliche Speiſe, nicht übertriebene Arbeiten u. dgl. ſind Dinge, welche der Knecht nicht ohne Recht fordert, und jeder billigdenkende Herr auch bewilliget.

Damit will ich keineswegs ſagen, daß Herren und Frauen ihr, ihnen in Abſicht auf das Hausgeſind zukommendes Anſehen vergeben oder zweifelhaft machen ſollen; ſie ſollen es vielmehr gegen daſſelbe in allen Fällen ſorgſamſt behaupten. Man vergiebt es durch allerley Ausſchweifungen:

Wenn man ſich mit ihnen in allzugenaue Vertraulichkeit einläßt, zu groſſe Gemeinſchaft mit ihnen unterhält, wenn man daſſelbe gleich bei der Aufnahme über jeder guten Handlung zu ſehr lobt, Geſpräche über allerley mit ihnen unausgeſetzt führet, ſie Ungerechtigkeiten von ſich ſehen läßt, oder ſie zu begehen, fordert; ſeinen Forderungen mehrmalen nachgiebt; Befehle ertheilt, ſie wieder zurücknimmt oder ſie unüberlegt giebt und auf Vorſtellungen oder Widerſetzlichkeit wieder aufhebt: grobe Vergehungen ungerückt läßt oder ſie rüget und dann auf Sauerſehen wohl gar darüber wieder Abbitte thut. Alles dieſes und noch mehreres geſchiehet von vielen; ſoll aber von einem klugen Hausvater niemal geſchehen;

Er wird wohl thun, wenn er nicht eher lobet, als bis er nach vielen und anhaltenden Beweiſen eines nicht mehr zweydeutigen rühmlichen Verhaltens von guten Geſinnungen überzeugt iſt; er ſpricht mit dem Geſinde, hält es aber immer drey Schritte von ſich zurück; läßt ſich mit ihnen über dem, ſo es thun ſoll, als Herr zwar in's Geſpräch ein; ſpricht aber nie über fremde Dinge vertraulich: ſcherzt nicht, bleibt, wann er auch lächelt, im Anſehen eines Herrn: thut nie vor ihnen Böſes, am wenigſten, daß er ihnen, Böſes zu thun, anmuthet: Ernſt in Liebe und Liebe im Ernſt bleibt ſein

Cha-

Charakter, geliebt und gefürchtet zu ſeyn. Man wird ſo loben und Beifall geben, ohne viele Worte, und ein einziges Wort oder eine einzige frohe Miene bei guten Handlungen, wird ſo mehr thun und viel mehr reizen als ſonſt viele Worte und Geſchenke nicht reizten.

Es iſt widerſinniſch, um ſein Anſehen vor dem Hausgeſinde zu behaupten, den guten Namen deſſelben zu beſchimpfen: den Oberknecht in dem Angeſichte des Unterknechts zu ſchänden; wie will jener befehlen? und warum ſoll dieſer ihm noch gehorchen? Es giebt Herren, die Mißtrauen, Eiferſucht, Verrätherey des Geſindes unter ſich und gegeneinander mit allem Fleiſſe unterhalten; ſie glauben dadurch vieles über ſie alle zu gewinnen; ich habe geſehen und erfahren, daß ſolche Leute ſich endlich, nachdem ſie gar bald die elende Maxime entdeckten, miteinander zuſammen vereinigten und den Schaden des Herrn um ſo mehr unbemerkt beförderten. Ein Herr muß nie wider das Geſinde ſeine Zuflucht zu Niederträchtigkeiten zu nehmen, gedenken; Redlichkeit mit Ernſt ohne zu ſchmeicheln oder den Schmeichler zu hören, muß er alles im Hausweſen in ſeiner Ordnung und Thätigkeit erhalten.

Es iſt freylich allemal gut, wann die Dienſtbothen keinen Komplot wider den Hausherrn und die Hausfrau machen; allein es iſt eben ſo ſchädlich, wann ſie untereinander ſelbſten beſtändig entzweyt ſind; aus beeden entſpringt für das Haus niemalen was Gutes: Gottesfurcht auf der Seite des Geſindes: der Knechte und Mägde, wann ſie es überdenken und für wahr halten, daß ſie Gott dem Herrn und nicht dem Menſchen dienen, alſo nicht vor Augen, Menſchen zu gefallen, handeln, ſondern als Knechte und Mägde Chriſti thun, und dann auf der andern Seite eben dieß, daß Herren und Frauen denken: wie ſie auch einen Herrn im Himmel haben, wird allerdings alles ausrichten und vollenden! — —

Eine Herrſchaft wird für ihr ganzes Hausweſen in Abſicht auf die Dienſtbothen alles thun, wann ſie alles, was zur Gottesfurcht was beiträgt, einführt und unausgeſetzt beibehält.

Ein anhaltender Unterricht in der Religion iſt ein nothwendiges und wirkſames Stück, gute Geſinnungen gegen Gott und die Welt zu unterhalten; er muß alſo nie unterlaſſen oder ausgeſetzt werden;

Zu dem Ende iſt nothwendig, die Dinſtbothen zum öffentlichen Unterricht in der Kirche am Sontage an= und nie davon abzuhalten; einmal, daß ſie ihre Pflicht mit allen Beweggründen und Verbindlichkeiten bald erlernen, theils an ſie erinnert werden; dann aber, daß ſie ihre Pflicht da gegen Gott in ſeinem Dienſt und ſeiner Verehrung in der Anbethung erfüllen, und nicht Anlaß nehmen, wann ſie eine gröſſere Schuldigkeit unterlaſſen haben, eine geringere: die gegen ihren Herrn, noch leichtſinniger zu verabſäumen; Ein jeder Hausherr, der ſein Geſinde von Erfüllung ſeiner Pflicht gegen Gott abhält, ſchadet ſich ſelbſt;

Er ſoll mehr thun: mit dem öffentlichen Gottesdienſt der Seinigen nicht einmal zufrieden ſeyn, ſondern auch den Hausgottesdienſt einführen und unverruckt unterhalten: ſein Geſinde zu Hauſe am Sonntag Gotteswort leſen laſſen, es ihnen nach Vermögen erklären, einſchärfen, mit ihm beten, ſingen und von gutem und nützlichem auf Zeit und Ewigkeit als Hausvater unterrichtend und ermunternd ſprechen.

Da aber aller Unterricht ohne Beiſpiel wie nichts iſt, mehr ſchadet als beſſert, ſo muß auch der Hausvater mit Weib und Kindern dem Geſinde in allem Guten thätig vorangehen und überall und allezeit ſelbſten das thun, was er andere lehret, zu thun.

Ich predige! — ich fühle es ſelbſt; — allein ich ſchäme mich deſſen nicht und wünſche nur, daß dieſe meine Predigt gehört und befolgt werde; dann ich er=

ken=

kenne ſie als höchſt und unentbehrlichſt nothwendig; die Quelle eines liederlichen Geſindes iſt vielmal die Liederlichkeit und der verführende Vorgang der Herrſchaften ſelbſten, und findet man ſie auch nicht in ihnen ſelbſten, ſo ſieht man ſie doch vielfältig in den Kindern des Hauſes, welche in aller Bosheit dem Geſinde vorangehen, oder von dieſem zu allerley Ausſchweifungen zum Schaden des Hauſes verführt werden. Eines wie das andere, iſt zu verhüten und jeder Hausvater thut wohl, wann er, ſo viel möglich iſt, beede von einander trennet; ſonderlich iſt anzurathen, daß die Kinder nicht beim Geſinde ſchlafen; dieſe, meiſtens ausgelaſſen, geben jenen die ſchlimſten Beiſpiele in allem.

Wie nun billig jeder Hauswirth ein Freund der Gottesfurcht iſt und gerne gottesfürchtiges Geſinde hat, dann ſein Haus wird ſich dabei immer beſſer befinden als beim Gegentheil, wann es auch noch ſo ſcheinbar gut ſeyn würde oder könnte; um des Gottes willen, den ſeine Dienſtbothen verehren, würden ſie auch ihn ehren und redlich ihren Dienſt ausrichten, ſo

Will ich doch damit nicht ſagen, daß er wohlthue, wenn er ihnen alle Ergötzlichkeiten verſaget, der Menſch, die Jugend, iſt nun einmal ſo, daß ſie nach der Arbeit ſinnliches Vergnügen ſuchet, und es giebt deſſen mehreres, welches an ſich ſo wenig wider Gott und fromme Sitten anſtöſſet, daß man es gar wohl zugeben kann und zugeben ſoll: nach ſchweren Arbeiten, oder mitten unter ſolchen, beſſer Eſſen und Trinken, Fleiſch, Wein, gebackenes u. dgl. mögen Knechte und Mägde wohl fordern und der Hausvater hält ihnen billig ihre Niederfalle nach der Erndte, ihre Kirchweihe und geſtattet einen Tanz oder ſonſt ein Spiel zu ihrem Vergnügen; wird Maaße gehalten, und man ſchneidet alle Gelegenheiten, ſo viel man kann, zu ſündlichen Ausſchweifungen ab, wer wird es dem Hausvater verar-

argen, der's zugiebt, den Knecht, die Magd darüber ſtrafen, dieß zu fordern?

Spiele um's Geld, Hazartſpiele verurſachen allerley Böſes, und bei Dienſtbothen ſind ſie vielfältig ſchon die nächſte Urſache worden, den Herrn zu beſtehlen, um das Verlorne dadurch wieder zu erhalten; ich würde ſie in meinem Hauſe oder von meinem Geſinde auch außer demſelben nie dulden.

Es giebt Gewohnheiten, denen man nachhängt, und die doch ſo gefährlich ſind, daß ſie unter allem Geſinde billig ausgerottet werden: z. E. Tobakrauchen; wie mancher Knecht hat nicht ſchon damit ſo manche Feuersbrunſt verurſachet? Nachts aus dem Hauſe laufen; Diebe haben ſich der Gelegenheit und den dabei unvorlegten Thüren bedienet und haben geraubet; das Vieh, welches keinen Wächter hatte, verwickelte ſich im Strang oder in der Kette und erworgte unterdeſſen; dieſe und andere geſtatte man nicht! —

Die Intoleranz in Anſehung der Religionen iſt für jeden Staat eine Peſt, ſo was widerſinniſches und ungerechtes, als etwas gedacht werden kann, daher iſt die Tolleranz auch in dem kleinen häuslichen Staate eine nothwendige, billige und nützliche Sache; Niemand muß aus unſrer Geſellſchaft verſtoſſen werden, er mag glauben, was er will, wenn er nur ehrlich iſt; daher muß es dem Hausherrn, wann ſein Knecht der iſt, ob er lutheriſch, katholiſch, reformirt oder ſonſt einer andern Religion iſt; immerhin eines ſeyn; ſo denke ich wirklich, jedoch kann ich nicht läugnen, daß ich es für vorzüglich gut halte, wann Herr und Knecht gleich denken, gleich glauben und gleich thun; von einer und eben der Religion ſind; es ſind doch einige unſchickliche Dinge unter Leuten von allerhand Religionen, wann ſie zuſammen ein Hausweſen beſorgen ſollen: das äuſſerliche ihrer Religionen paſſet bei und zwiſchen manchem nicht recht zuſammen: ſo wird der Dienſtbothe katholiſcher

Re-

Religion ſeiner Feyertäge, ſeines Faſtens wegen ſich weniger dem evangeliſchen Herrn des Arbeitens, des Köchens wegen anpaſſen als der, ſeiner Religion, und der evangeliſche Knecht wird ſich eher in den Dienſt eines katholiſchen Herrn ſchicken, weil er dieſem nichts ſchadet und die Faſtenſpeiſen ihm ſo willkommen ſind, als die Fleiſchſpeiſen, er ſchon auch nichts thun kann, wann ſeyn Herr feyert und ihm zu feyern gebietet.

Ich habe bisher von und über den Dienſtbothen: Knechten und Mägden vieles geſagt, ich beſcheide mich dabei und glaube, daß ich dennoch lange nicht alles geſagt habe; es werden aber Gelegenheiten kommen, bei denen ich hin und her nachhole, was hier etwa noch abgehet.

Ich gebe nun Rechenſchaft über dem, was ich ſelbſt in Abſicht meines eigenen Hausgeſindes gethan habe.

Ich habe mehrmalen angemerkt, daß alle Bauerngüter keinen Gewinn geben, auſſer wann ſie ein Bauer von Profeſſion beſitzt und bearbeitet und denn dieſen auch noch gering, wann er nicht neben ſeinen eigentlichen Feldarbeiten ein anderes z. B. den Viehhandel verſtehet; ich müßte mich ſchuldig geben, unweiſe gehandelt zu haben, daß ich ein Land ankaufte, es urbar machte, und mir zuletzt, da ich kein Bauer bin, nichts als Schaden und Verluſt vorſätzlich und wiſſentlich verurſachte und zugezogen hätte;

Wann mir nicht zween Umſtände darwider günſtig geweſen wären, ſo würde ich freylich den Verluſt, wie andere meines gleichens erlitten und mich dieſem gerechten Tadel ausgeſetzt haben; da ich aber erſtlich ein verödetes Feld um ſehr geringes Geld ankaufte, das Kaufgeld neben dem, ſo ich zum Urbarmachen nöthig hatte, baar in der Hand hatte, und zweytens ein Bauersmann mein Anverwandter war, der und deſſen Weib,

da ſie ohne Kinder lebten, mich zu ihrem Univerſaler-
ben eingeſezt hatten, die beede wohlhabende, ſehr ein-
ſichtige, arbeitſame und ſparſame Leute waren, auf de-
ren äuſſerſte Redlichkeit ich rechnen konnte, den ich zum
beſtändigen Verweſer des Gutes beſtellte, ſo wird ſich
der Tadel heben und mir wird der mögliche Gewinn
allerdings ſo zufallen, wie ihn der Bauer von Profeſſion
ſelbſt zu hoffen und zu erhalten im Stande iſt.

So überzeugt durch ſehr viele unwiderlegliche Pro-
ben, die auch in der Folge durch viele Jahre beſtanden
ſind, ſezte ich meinem Ehepaar keinen Lohn aus, und
überließ ihm mein Vermögen als ihr eigenes, welches
in der Zukunft durch ein unaufhebliches Vermächtniß
ſelbſt mein war, über.

Sonſt bekommen dergleichen Lohnbauern, die man
auch Sackbauern heiſſet, weil ſie ihre Verpflegung,
ihr Brod, nicht auf dem gedeckten Tiſche, ſondern
als Getraide im Sack erhalten, in unſerer Gegend in
folgendem Maaße:

Geldlohn für den Bauern und ſein Weib 60 fl.
auf jede Perſon im Hauſe, 3 Mltr Korn oder Rog-
gen: zwey Malter Dinkel: 8 auch 12 Klafter Holz,
jede Klafter 6 Schuhe hoch und weit, das Scheid
zu 4 Schuhen, daß davon abfallende Reiſig: 2 auch
3 Kühe zur Nutzung, je nachdem ſie vieles oder weni-
ges Geſind haben. Ein paar Schweine zu mäſten,
ſo ſie ſelbſt ankaufen, dazu aber die Fütterug erhalten,
es iſt ihnen erlaubt ein oder zwey Simra Lein auszu-
ſäen, für ſich zu ſpinnen; ſie müſſen aber auch dafür
die Betten und das Tiſchzeug erhalten. Haben ſie
Taglöhner, ſo haben ſie für jeden alle Wochen ein halb
Simra Roggen zu Brod; ſie haben Krautland und ei-
nen nöthigen Küchen- und Obſtgarten, auch einige
Pfunde Wolle zur Kleidung.

In anderen Gegenden, wo die Mehlſpeiſen, als wie in den ſogenannten Rieß oder in der Landſchaft um Nördlingen, die faſt einzige Nahrung der Landleute iſt, wo nur an den Feſten etwas Fleiſch aufgetiſcht wird, wird man mehr Dinkel oder Waizen zu weiſem oder ſchönem Mehl zur Küche und weniger Fleiſch geben:

In noch anderen, als in den Weingegenden wird man genöthiget ſeyn, den Wein hinzuzuthun, da die Dienſtbothen täglich ein oder ein paar Gläſer voll Wein erhalten: in Bierländern wird man auch Bier fordern, und da, wo das Geld geringern Werth hat, mehr Geld oder Lohn geben: das Sprichtwort ſchlägt auch hier an: Ländlich ſittlich! —

Ich habe es berechnet, daß acht Menſchen zu den gewöhnlichen Arbeiten auf meinem Landgute nöthig ſind, und zu manchen Zeiten dazu noch einige Taglöhner erfordert werden, folglich hatte ich nach dieſen die Summe der Nahrungs- und Unterhaltungskoſten zu meſſen; da ich aber meinem Freunde alles unvorgezählt kecklich überlaſſen konnte, ſo ſchriebe und maß ich ihm in keiner Sache was vor; er thut, wie er will, und erſpart mir, was er kann.

Dabey aber läßt er, wie mein Wille iſt, allen ſeinen Dienſtbothen nichts abgehen: Maaße und Ordnung, wohl und reinlich gekocht, eſſen ſie ſich froh ſatt, ſind bey Kräften und arbeiten munter und gut; mich deucht immer, es ſeye ſo: wer wohl ißt, der arbeitet wohl.

Es leidet Ausnahme, und ich meyne durch Erfahrungen überzeugt zu ſeyn: daß wie die Arbeiter in den Weingegenden durch Wein angeglüet, zwar hitzig im Anfange; im Fortgange aber laſch arbeiten, ſo arbeiten Leute bey Mehlſpeiſen und Bier zwar anhaltend; aber verdroſſen und langſam; keine ſcheinen mir, das Mittel beſſer zu halten, als die bey Fleiſch und Gemüßſpeiſen, bey einem Trunk friſchen Waſſer und einem

Apfel ⸗ oder Birnmoſttrank mit unter; dieſe arbeiten tapfer und anhaltend: nie verdroſſen, nie müde geht es da fort bis zum Ende.

Man pflegt dem Geſinde beym Abendeſſen, und das ſonderlich in den Erndtezeiten, beſſer Eſſen, auch nicht ſelten Wein zu geben und damit zu Bette! Ich aber ſehe es für räthlicher und nützlicher an, ihm mitten unter der Arbeit ſo was Kraftvolles oder anſpornendes, feuriges, wie der Wein iſt, zu reichen; dann ſo wird dies Feuer nicht verſchlafen, ſondern zum Nutzen deſſen, der es giebt, wieder verarbeitet. —

Die Ruhetäge ſind auch für's Geſinde: die Sonntäge, dazu kommen die wider Gottes Gebot durch erhitzte Phantaſie oder eine übertriebene Frömmigkeit, oder aus einer unerlaubten Gewinnſucht der Geiſtlichkeit eingeführte, auf allen Seiten ſchädliche Feyertäge. Wie nun an jenen Tägen in meinem Hauſe von allen, auſſer den Notharbeiten, abgeſtanden wird, ſo werden ſie auch auf das Beſte der Seelen der Meinigen verwendet: ſchlechtweg dazu geheiliget; von allem dazu abgeſondert und verwendet, daß ſie lernen, was zu ihrer Seligkeit hier und dort über dem Grabe weg, dienet: hierauf werden ſie zum öffentlichen Gottesdienſt angehalten: leſen, ſingen, beten zu Haus; mit ihnen über dem und jenem, was ihnen auf jene groſſe Abſicht frommen kann, zu ſprechen, iſt die Sache, die mich an dieſen Tägen zu Hauſe beſchäftiget: eine Arbeit, ein Spiel wird ihnen ſchlechtweg nicht geſtattet;

Dagegen aber an den Feyertägen, (wie auch alle Samſtags nach dem Abendeſſen), nach dem Frühgottesdienſt iſt ihnen erlaubt, für ſich allein zu arbeiten, ein Spiel, auch wohl ein Tanz am Tage, über Feld zu gehen oder ſonſt in ehrlicher Geſellſchaft zu ſeyn, wann ſie nur auf keines mehr verwenden, als die armen Kräften ihres Lohns ihnen wohl zulaſſen; —

will

will ſich dieſes veroffenbaren, ſo wird es ihnen augenblicklich unterſagt, die Gelegenheit abgeſchnitten; ſie werden lieber aus dem Hauſe ſobald entlaſſen, als ſie ſich weigern von dem abzulaſſen, was ihnen und dem Hausweſen zugleich ſchädlich werden und zu gröſſeren Vergehungen Anlaß geben könnte; Diebereyen, Entwendungen auf allerley Arten entſtehen daher, durch welche die Dienſtbothen die Lücken wieder füllen wollen, die ſie ſich durch allerley Ausſchweifungen in ihrem Beutel gemacht haben, dahin zähle ich: hohes Spiel, Zechen, Tänze, allzugenauer Umgang mit dem andern Geſchlecht u. dgl.

Wie nun alles nächtliche Auslaufen zu allerley Ausſchweifungen von der und jener Art Gelegenheit giebt, ſo wird es auch ſchlechtweg nicht geſtattet; Arbeitet man nicht in den eben benannten Stunden für ſich, ſo muß für das Haus das nöthige bearbeitet werden: ein Nutzen für dieß; und ein künftiger Gewinn aber auch für die Dienſtbothen ſelbſt. In den langen Winternächten ſpinnen, nähen, ſtricken die Mägde: ihr Geſpinſte iſt Flachs, Hanf, Schaf⸗ oder Baumwolle, dieß ſpinnen, zwirnen und richten ſie zu, wie es der Weber bedarf.

Die Weber ſind die Knechte, welche nach und nach zu dieſer Arbeit unterrichtet und angeführt werden; iſt dieß nicht, ſo beſchäftigen ſie ſich mit Korbmachen, Bänderſtricken, mit Verfertigung der Ackerwerkzeuge, die man auf den Sommer hin und in der Folge beym Bauen und Feldgeſchäften bedarf: mit Rechen, Flegeln, Haberrechen, Senſenwürfen, hölzernen Knitteln, Hauenſtielen u. dgl.

Sogar giebt ſich der Bauer im Hauſe zu Zeiten die Mühe, ſeine Knechte und Mägde ſchreiben und rechnen zu laſſen

Man weiß ſich die Vortheile, welche aus einer ſolchen Arbeit für das Hausweſen ſelbſten erwachſen, nicht zu erklären; es iſt aber gewiß, daß ſie erfolgen, und ſich die Arbeiten ſelbſten aufs beſte bezahlen; geſetzt aber auch, ſie würden für den, der ſie gethan hat, verſagen, ſo bleibt dem Menſchenfreund doch das weſentliche Vergnügen: Menſchen und gute Haushälter für das gemeine Weſen gebildet zu haben, die in der Folge ſich und jenem gewißlich vorzüglich zu nützen im Stande ſind.

Die Arbeiten werden in jedem Hauſe gefordert, auch in dem meinigen fordert man ſie; doch aber nie über die Gebühr, ſo, wie ſie der Tag fordert, werden ſie gethan; der Anbruch des Tags ruft dazu auf, und die anbrechende Nacht im Sommer endiget ſie wieder; die langen Winternächte ganz zu verſchlafen, wäre zu viel und ungeſund für den Leib; man ſetzt die Arbeiten in dieſen Zeiten bis zehn, bis eilf Uhr am Lichte billig fort, und geht ſo nach verrichtetem gemeinſchaftlichen Gebete zu Bette.

Ich habe es ſchon geſagt, daß ſieben oder acht Perſonen zu einem Gute von der Gröſſe des meinigen um etwas zu wenig ſind, daß zu Zeiten gewiſſe Arbeiten, als wie die Erndten, einfallen, da man einiger Taglöhner bedürfe, um ſolche in Zeiten bey bequemer Witterung ſchnell endigen zu können; hier alſo, was dieſe erhalten, zu beſtimmen, will ich ſagen, daß dieſelben den im Land laufenden Geldlohn und die Nahrung vom Bauern auf ſeinem Tiſche erhalten, der Bauer hat für jeden die Woche zu Brod ein halb Simra Roggen und zehn Kreuzer Taglohn.

Es iſt nöthig, daß in einem Hauſe jemand der gebietende Herr ſeye, und dieſer iſt natürlich der Bauer über alle; der Eigenthümer läßt ſich dieſen Vorrang nicht nehmen; es giebt aber doch einige, die einem ihrer Knechte und Mägde eine Oberſtelle anweiſen, und

die

die übrigen ſeinem Befehl übergeben; ob dieſes nützlich und gut ſeye, mag jeder für ſich beurtheilen und entſcheiden; ich für mich erkenne es niemal für rathſam: die Eiferſucht, welche ſich zwiſchen und unter den Dienſtbothen alſogleich dabey einſtellet, ſchadet allemal mehr als ſolche Anordnungen nützen; es bleibt allemal möglich, daß der Herr allen gebietet und auf jeden ſiehet; alle gehorchen ihm williger, als einem ihres gleichen.

Bey menſchlicher Unvollkommenheit werden Fehler, Vergehungen allerley Arten nie und nirgendswo wegbleiben: der beſte fehlt, und der ſchlimmſte iſt auch nicht ohne Gutes: ein Herr, der ſich da rathen will, ſetzt dieſes voraus, und wann er auch gleich alle dergleichen Gebrechen aus ſeinem Hauſe verwünſchet, ſo faßt er ſich doch in Geduld, beweiſt Nachſicht und beſſert dabey ſo viel und ſo anhaltend, als er vermag: ändert und wechſelt mit ſeinen Dienſtbothen, ſo wenig und ſelten als möglich iſt, weil er wohl einſieht, daß was ganz Vollkommenes niemal in keinem erwartet und erhalten werden kann.

Die vielen und öftern Veränderungen mit Knechten und Mägden führen allemal was unangenehmes mit ſich und gehen nicht ſelten auf etwas ſchädliches aus.

Verbundenes, zuſammengewohntes trennt ſich nie ohne Empfindung und Verwundung; mir iſt es wenigſtens allezeit leid, wann ich dieß oder ein anderes meiner Dienſtbothen entlaſſe.

Dienſtbothen zuſammengewöhnt in der Arbeit; die einander in der Art, zu arbeiten, zu heben, zu tragen rc. kennen, arbeiten leichter als die ihre Kräften und Handlungsarten nicht wechſelweis kennen: neue Knechte unter die Alten gemiſcht verurſachen auch in Abſicht deſſen nichts gutes.

Bey

Bey neuen Knechten und Mägden müſſen die Anweiſungen auf dem Felde, im Hauſe, in den Ställen, Scheunen, Unterricht in den Verfahrungsarten bey jedweder Sache des ganzen Haushaltens gegeben und öfters wiederholt werden, viel Unangenehmes und Schädliches wird, bis es haftet und alles ſo gethan wird, wie man es fordert, bemerkt werden.

Wie man bey neuen Dienſtbothen vieles Widrige ſehen, hören und empfinden wird, ſo wird man auch von den abziehenden manchen Schaden erleiden und vielen Verdruß einnehmen:

Der Knecht, die Magd, denen der Dienſt einmal aufgekündiget iſt, ſuchen ſich auf allerley Weiſe: durch Müſſiggang, Nachläſſigkeit, Widerſetzlichkeit, Verſchwendung der Fütterung, und vieles andere zu rächen, und zuletzt noch, wann ſie aus dem Dienſte weggegangen ſind, durch Plaudereyen und Verſchwätzen ihrer vorigen Herrſchaft bey anderen und inſonderheit bey Leuten ihres gleichen: bey Knechten und Mägden, wo ſie es zuletzt doch dahin bringen, Herren und Frauen in den Ruf einer harten und ungerechten Herrſchaft zu ſetzen und andere dadurch abſchrecken, künftig in ihre Dienſte zu treten, zu ſchaden.

Beſſer iſt es alſo allemal, wo möglich, ſeine alten Dienſtbothen immerhin beyzubehalten, und an ihnen ſo lange zu arbeiten, bis ſie beyläufig ſo ſind, wie man ſie gerne hätte, und doch niemal bekommen wird. Wie iſt hiebey zu verfahren? —

Man will verbeſſern; verbeſſern alſo iſt die einzige Abſicht eines rechtſchaffenen Herrns: das alſo, was am erſten und beſten beſſert, iſt das dienſamſte Mittel zu dieſem edlen Zweck der Beſſerung; Gleichwie nun nicht alle aus einerley Grund, ſondern im allgemeinen genommen, aus zween Gründen: entweder aus Schwachheit oder Bosheit: aus Mangel der Einſicht, der Kräf-

ten oder aus Vorſatz und Muthwillen fehlen und ſündigen, und überdieß ein Menſch fähig iſt, durch Gelindigkeit und Güte, der andere durch Härte und Strafe gelenket zu werden: der eine frühe, der andere ſpät verändert und verbeſſert werden kann, ſo muß natürlich der Herr auf die Urſachen des Vergehens, auf die Gemüths und Leibesbeſchaffenheiten eines jeden ſehen und dabey die jedem angemeſſenen beſten Mittel der Beſſerung ergreifen und anwenden: dem Blöden Unterricht geben: das lenkſame, gute, weiche Herz durch Güte umwenden: dem boshaftigen, ſtörriſchen Knechte aber mit Härte begegnen; oder ihn gar bey andaurender Verſchmähung aller Ermahnungen frühe und das plötzlich, auf der Stelle, bey einer offenbaren verübten Bosheit entlaſſen und wegjagen.

Ein paar gute Worte: ein Liebe zulächelnde, beyfallverkündigende Mine, ein zugeſtandenes Vergnügen, ein Biſſen aus der Hand eines freundlichen Gebers hat auſſerordentlich viel Gewalt über das Herz des Untern;

Strafen, immer murren, welches endlich als eine Zankſucht jedem alltäglich und daher verächtlich wird, richtet wenig und zuletzt gar nichts mehr aus; es iſt beſſer, entweder ſich ſelbſt umändern oder einen Menſchen, der zuwider geworden iſt, früh zu verabſchieden.

Es iſt wohl manchmal gut, einen Knecht vor den Ohren der übrigen zu rechte zu weiſen, hart anzulaſſen; es iſt aber auch eben ſo oft ſchädlich, einen vor dem andern zu ſchanden zu machen, man ſehe bey allem auf das, was am erſten beſſert und thue nicht, was nur kitzelt; in der Stille den Knecht ermahnen, iſt oft nützlicher, und den Obern nie vor den Augen des Niedern zu ſtrafen, hat man ſich beſtändig zu empfehlen; dann, wie will der in der Folge denen befehlen, der im Angeſicht ihrer ſelbſten beſtraft wurde? und der dem gehorchen, der ſelbſt nicht gehorchte?

Es

Es iſt billig, daß man, wenn man einen Knecht oder eine Magd, ohne, daß ſie was wichtiges verſchuldet: etwa geſtohlen haben, daß man ſich alſo auf ihre Treue nie wieder verlaſſen kann, vor Ablauf der Dienſtzeit abdankt und wegſchicket, angehalten iſt, den aus Brod und Arbeit geſetzten Dienſtbothen zu entſchädigen;

Sollte es aber daher, wann ein ſolcher ohne wichtige und nicht abzuändernde Urſachen entlaufet, nicht recht und billig ſeyn, ihn von Obrigkeits wegen entweder in ſeinen Dienſt zurückzuzwingen oder ihn anzuhalten, ſeinem Dienſtherrn den daraus erwachſenden Schaden zu erſetzen? ich glaube allerdings, und zumal auch deswegen, weil ſelbſt das gemeine Weſen durch ſolche Austretungen leidet. Obrigkeiten ſollten die Rechte der Herren nicht unter die Rechte der Dienſtbothen herabſetzen; jedem gleiches Recht geben und erhalten und behaupten, dann würde manches nicht geſchehen, ſo jetzt, da die Richter ſo vielfältig hierinn fehlen, nicht nur zum Schaden der Herren und Dienſtbothen, ſondern auch zum wirklichen Nachtheil des gemeinen Weſens oder der Landesobrigkeit geſchiehet.

## VII.

## Von dem Feldgeräthe und den Bauernwerkzeugen.

Daß der Bauer nicht im Stande ſeye, mit unbewaffneter Hand alle ſeine bey dem Feldbaue nöthige Geſchäfte zu thun, ſieht jeder, der ſie kennet, von ſelbſten wohl ein.

Das

Das, womit er ſeine Hand bewaffnet oder verſiehet, um dieſe Arbeiten thun zu können, heiſſet man Feldgeräthe oder Bauernwerkzeuge; jeder Arbeiter hat die ſeinen, daher Handwerkzeuge der Gärtner, der Fiſcher und dergleichen.

Die Art der Arbeit beſtimmt die Art des Werkzeugs, ſeine Form und die Materie deſſelben; da es nun viele und mancherley Arbeiten bey dem Feldbau giebt, ſo hat man auch vielerley von allerhand Formen und aus allerley Materie beſtehende Werkzeuge vonnöthen: aus Stahl, Eiſen, Stein, Holz, Hanf, Leder u. dgl. beſtehen Wagen, Karn, Pflüge, Eggen, Hauen, Beil, Keil, Hegen, Schnaber, Ketten, Meſſer, Sägen, Strohbänke, Sailer, Bänder, Stricke, Rechen, Siebe, Riemen, Gabeln, Kärſte, Kübel u. dgl. lauter nöthige Werkzeuge, ohne welche der Bauer weniges oder gar nichts vermag.

Man kann dabey die Handwerksleute angeben, deren er vornehmlich bedarf: der Schmied, der Wagner oder Rademacher, der Sailer, der Sattler, der Siebmacher, Küfer oder Bütner ſind die Handwerksleute, deren Arbeit er unumgänglich, öfters oder ſeltener, unvermuthet oder vorausgeſehen nöthig haben wird.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob man Bauern in Städten und Handwerker auf dem Lande dulden ſolle? man hat das erſte mit Beyfall widerſprochen; der Bauer, der das Feld bauen ſollte, und davon ſeinen Namen hat, gehöre nicht hinter die Mauern, er gehört aufs offene Feld, unter und zwiſchen ſeine Aecker und Wieſen; man hat dagegen auch die Handwerker vom Lande in die Städte verwieſen; allein, wer ſiehet es nicht alſobald ein? aus keinem ſo unwiderleglichem Grunde in Abſicht auf alle, wann er auch in Abſicht einiger unwiderſprechlich ſeyn könnte. Schmiede, Wagner, Sailer u. ſ. w. finden zwar auch in den Städten, die, für welche ſie da ſind, und arbei-

ten;

ten; doch aber ſind hauptſächlich die Landleute diejenigen, die ſie unumgänglich nothwendig bedürfen; es wäre ungemein hart und ſchädlich für die Landleute, wann ſie einige Handwerker als Schmiede, Wagner nicht unter ſich wohnen hätten; wie oft, wie unvermuthet kanns nicht geſchehen, daß der Wagen bricht, und man ſie beede zuſammen bedarf? — wie wollten oder wie könnten ſie den Wagen zur Stadt zur Ausbeſſerung führen, wann ihm ein Rad fehlte? und wo ſie auch das thun könnten, wie viele Zeit würde verlaufen, bis er hingebracht und ausgeflickt wäre? Vieh und Menſchen müßten hierzu gebraucht werden, die Arbeit würde verſäumt und manches auf dem Felde, ſo nicht gethan werden könnte, würde darunter leiden, z. E. das Säen würde gehindert, wo der Pflug, die Egge fehlte, beym Schmied, beym Wagner in der Stadt wäre; die abgeſchnittenen Früchte könnten beym Abgang eines Wagens nicht heimgebracht werden, ſie würden beym eintretendem Regenwetter verderben u. ſ. w. Wann man auch alle übrige Handwerksleute, Sailer, Sattler, Siebmacher u. dgl. von den Landleuten trennte und ſie in die Städte einſchlöſſe, ſo gienge dieß doch mit Wagnern und Schmieden nicht an; was der Bauer von jenem bedarf, das kann er im Vorrath in ſchicklichen Zeiten ſich ankaufen; von dieſen aber bedarf er unvermuthet Hülfe, die er ſich im Voraus ſchon zu kaufen, zu verſchaffen oder zu erbitten, auſſer Stande iſt.

Man ſiehet die Gerechtigkeit dieſer Anforderung des Landmanns an den Staat ein, man giebt ihm Wagner und Schmiede, auch noch andere benöthigte Handwerker mehr auf das Land in ſein Dorf, man belegt ihn aber auf der andern Seite mit einem eben ſo unerträglichen Zwang, und zwar mit dieſem: bey einem oder bey den wenigen Handwerksleuten, die man in das Dorf hingiebt oder in den Städten anſetzt, ar-

bei-

beiten zu laſſen, und ſein Benöthigtes da einzukaufen, ohne Erlaubniß zu haben, ſeine Arbeiten anderen auſſer ihnen verleihen oder was ſonſt woher kaufen zu dürfen: das Kind mit den rechten Namen zu zu nennen: die Landleute werden öfters mit Monopolien gedrücket. —

Ein Druck, der den Landmann allein zu verderben im Stande iſt: dann dieß an gewiſſe einzelne Handwerker verpachtete Recht des Alleinverfertigens der Handwerkzeuge oder des Feldgeräthes, Verkaufs und Handels mit denſelben, liefert dem Bauern ſein Feldgeräthe um hohe Preiſe und von der ſchlechteſten Art; — ganz natürlich folget es ſo, daß dergleichen Monopolien ſchlechte Handwerker und dieſe ſchlechte Waare um hohe Preiſe hervorbringen; was ſoll ſich der Handwerker bemühen, ſein Handwerk mit Koſten und Fleiß wohl zu erlernen, mit viel Arbeit die Werkzeuge gut zu verfertigen, oder ſie in guten, wohlfeilen Preiſen zu erlaſſen, wann er weiß, daß der Bauer auch die ſchlechteſte nehmen, ſie hoch bezahlen muß, und ſie ſonſt woher gar nicht ohne Strafe und Konfiſzirung holen und einkaufen darf?

Welch' ein Unrecht? wann aber gar noch hinzukommt, daß der Bauer ſeine Produkte an dieſe ſchlechte Handwerker verkaufen muß, ſie auſſer Landes zu führen, das Verbot hat, ſie alſo um die Preiſe, um die niedrigen Preiſe, die ihm die Handwerker ſetzen, abgeben muß, ſo iſt es eine ſchreiende Ungerechtigkeit, wider welches ſich das Ganze empöret; hiebey iſt der Landmann ſchlechterdings verloren, und an dieſe ſchlechteſten Leute judenmäſſig verkauft.

Die Freyheit, das allen koſtbare Kleinod, allein bringt überall alles Gute hervor, ſie ſchafft auch hier gute Handwerker, ſchmiedet ſchickliche, bequeme, gute Feld- und Bauernwerkzeuge, und befördert die Aufnahme des Feldbaues; dann hat der Bauer das Recht

von

von überall her einkaufen zu dürfen, ſo treibt dieß die Handwerker an eiferſichtig auf einander, gute Arbeiten um billige Preiſe zu liefern, und ſo den Bauern in Stand zu ſetzen, leicht und bequem gute Arbeiten auf ſeinen Feldern zu thun, mehr Früchte zu gewinnen und ſie dem Handwerker um billigern Preiſe in die Hände liefern zu können.

Wer es nie unterſucht, nicht zugeſehen hat, welche Verzögerung, welche Beförderung, wie viel von böſen und guten Bauernwerkzeugen bey der Arbeit abhänget, der wird das, was ich ſo eben ſagte, bezweifeln; wer aber hierinn Erfahrung hat, wird mir wohl beypflichten, wann ich ſage:

Ein Holzhacker haut 3, und 6mal mit dem unſchicklichen, ungeſchliffenen Beil, wann der mit dem vom Gegentheil auf einen Hieb ſchon thut, was er und jener thun ſollte: das zu ſchwere Grabſcheit erſchwert die Arbeit, entkräftet den Arbeiter: das zu leichte thut auf einer andern Seite das nämliche Schädliche wieder: die Senſe ohne genaueſte Richtung macht die Arbeit unmöglich, und will man ſie erzwingen, ſo ſchlägt man damit mehrere Körner aus, als man einſammelt und erhält: was will man mit einem ſtumpfen Inſtrumente je Gutes hurtig bewirken? —

Gute, tüchtige, ſchickliche Werkzeuge ſind das nothwendigſte einer guten Haushaltung: im Hauſe, auf dem Felde, in Ställen und in der Scheune ſind ſie von hervorſtechendem ſichtbarſten, allergrößten Nutzen.

Es kommt öfters nur, ſo wie es von außen ſcheinet, auf die geringſten Kleinigkeiten an; die aber wirklich vermögend ſind, den größten Aufenthalt in der Arbeit zu machen, und die mit der größten Mühe gethanene Arbeiten ſchädlichſt zu verſtellen.

Ein übelgeſtellter Wagen fällt leicht um: Räder, die nicht aufeinander paſſen und zwey Fuhrgleis ſchneiden, machen den Zug um etwas beſchwerlicher: der

Pflug

Pflug zu lang oder zu kurz geſteckt, wo Säge und Scharr nicht im rechten Verhältniſſe ſtehen, erfordert ein paar Ochſen mehr, macht zu tiefe, zu ſeichte, krumme Furchen, und ermattet den Bauern mit ſeinem Zugvieh ungemein.

Wann man auch mit dieſem Inſtrumente noch ſo ganz wohl arbeiten kann, ſo hat man doch noch ein anderes zu der nämlichen Arbeit, mit dem man viel leichter und fertiger arbeitet: die Heppe z. B. iſt zum Reiſig aufmachen ganz gut; der Schnaber aber iſt gleichwohl viel ſchicklicher, und ich bin überzeugt, daß der Arbeiter durch dieſen das Drittel der Arbeit und der Mühe gewinnet.

Ich habe Bauern pflügen ſehen, die mit vier Stücken Vieh kaum fortkamen; der Pflug war nicht richtig geſteckt, ein Bauer von den unſrigen war bey mir, ſahe den Fehler, ſteckte ihn recht, ſpannte ein paar Ochſen aus und pflügte jezt leichter als der andere vorher mit zwey paar nicht pflügen konnte: dieß ſahe ich im Rieſe bey Nördlingen.

In Frankreich hat man gegen Paris hin ſo ungeheuer hoch gebaute Pflüge auf leichten Felde, die dem Bauern unſägliche Mühe und vier Pferden das Fortbringen und den Zug faſt unmöglich machen.

So bey Hamburg auf Sandfeld, pflügt man mit vier Pferden, und nichts ſonſt als ein unſchicklicher Pflug verurſachet ſolche Mühe und Koſten.

Unſere Bauern haben allerley Feldboden, und doch ſind ſie durchaus durch ihre leichte, wohl gerichtete Pflüge vermögend, mit einem Pferd oder zween Ochſen fertig zu pflügen. Welch' ein Unterſchied, welch' erleichterte Arbeit, welcher Vorzug und Gewinn? —

Ich muß es hier ſagen: ich ſtehe oft und ſehe den fertigen Arbeiten unſrer Bauern zu, ich laſſe mir ihre Handgriffe erklären, ich betrachte ihre Werkzeuge und

habe

habe den Wunſch ſchon mehr als vielmal gethan: daß doch alle Bauern mit ſo guten Werkzeugen beſorgt wären und auf eben ſo gute Handgriffe in der Arbeit belehrt würden! —

Wie dazu zu kommen? Vielleicht dadurch, daß ich alle dieſe Werkzeuge abzeichne und beſchreibe? — Ich verſichere, daß es nicht möglich iſt; ich habe in meinen Beyträgen: in meiner pragmatiſchen Geſchichte des Amtes Kupferzell einige ihrer Inſtrumente gezeichnet und beſchrieben, und beedes ſo genau als ich vermochte; ich habe aber doch nachmals erfahren, daß es nicht zureichend geweſen; man forderte von mir Modelle und die Inſtrumente in völligem Maaße ab;

Ich unterlaſſe es alſo hier, gebe aber die Verſicherung einem jeden, der dieß lieſet und von mir Modelle oder die Inſtrumente ſelbſten verlanget; nach Möglichkeit zu dienen;

Dieß würde wohl gut ſeyn, dennoch nicht alles, was man bedürfte ausmachen; die Handgriffe könnte ich dennoch nicht mitſchicken, auch nicht alle beſchreiben; was bliebe alſo übrig? — dieß allerdings, was ich ſchon mehrmalen anriethe: entweder Knechte von hier zu erhalten, oder junge Leute zu uns zu ſchicken, die als Lehrer oder als Lernende dieſe Handgriffe ſonſtwo verbreiteten;

Und gleichwohl noch nicht alles! — Man bedarf der Inſtrumente ſelbſt; wer bringt ſie dorthin? das können Knechte nicht thun; ich verſchickte Pflüge und Haberrechen; aber die Koſten waren groß;

Eines bleibt da übrig, iſt räthlich und zulänglich: daß man nämlich Handwerkspurſchen aufgiebt, bei uns zu arbeiten: Wagner, Schmiede u. dgl. hieher ſchickt, ſie unterrichten läßt, und ſodann unſer Gutes in andere Länder hinbringt.

Ich

Ich habe abgewichenes Jahr wieder drey Knechte nach Hamburg an Herrn Blank verſendet, ſie fanden dort Sandland, bedurften doch 4 Pferde zu ihren ungeſchickten Pflügen, ſie trachteten nach andern und waren auſſer Stand, ſie verfertigen laſſen und erhalten zu können; hier iſt ein Auszug aus des Oberknechts Schreiben.

Hamburg vom 7ten Jänner 1786.

„Berichte, daß das Land allhier nicht ſo eingerichtet iſt, als wie bey uns, es iſt nichts als lauter „Sand und Steine; aber nicht ſolche Steine, wie es „bey uns giebt, ſondern faſt lauter Feuerſteine ꝛc. — „Ich habe Pflüge wollen machen laſſen, wie es bey „uns giebt, einen kleinen Pflug habe ſelbſt gemacht, „habe denſelben an den Radmacher gebracht; derſelbe „hat aber mir keinen darnach machen können, weil er „es nicht verſtanden; ich bin beym Anfang bis zum „Ende dabey geweſen; aber doch nicht: Habe auch „zwey Eggen machen laſſen; aber hat mir der Schmied „auch nicht machen können, daß es wohl gerathen thut „oder ich muß ſelbſt immer dabey bleiben, wann es „gut werden ſoll; — Es giebt herum keinen ſolchen „Pflug, wie bey uns, dann ſie ſpannen hier vier Pferde vor ihre Pflüge. Haberrechen habe ich ſelber machen müſſen, weil ſie keiner mir hat machen können ꝛc.„

Dieſes erklärt und beweiſt mir, daß es nicht hinlänglich iſt, Knechte zu haben, um eine fremde Feldbauart einzuführen, man bedarf dazu auch Handwerker, die geſchickt ſind, die Werkzeuge zu jener fremden Feldbauart verfertigen zu können, und daß es auch nicht genug ſeye, dieſe zu haben, wann die Knechte, die ſie benützen und ihre Handgriffe zugleich mit anbringen ſollen, abgehen.

Ein Bauer, ſo, wie er ſeyn ſoll, und viele unter denen um mich herum wirklich ſind, iſt im Stande

de das mehrſte ſeiner bedürfenden Feld und Bauernwerkzeuge ſelbſten zu verfertigen; zwar nicht die gröſſern, als Wagen, Pflüge, auch nicht die von Eiſen; aber doch die leichtern und von den gröſſern und allen andern, die er ſelbſt nicht machet, hat er doch eine ſolche Kenntniß, daß er ſie angiebt und ſagen kann, ob ſie ſchlecht oder gut ſind und wie ſie verbeſſert oder hergeſtellt werden müſſen.

Ich habe Bauern geſehen, die Pflug und Eggen, Stricke und Saile verfertigten: Rechen, Haberrechen, Hauenſtiehle, Körbe, Näpfe und was dergleichen mehr iſt, iſt ohnehin aller Arbeit und Zeitvertreib in den langen Nächten des Winters: im Voraus ſchon werden dergleichen Dinge verfertiget, ſie auf den Nothfall zu haben und werden, da man ihrer Sommers durch bedarf, aufbewahret und ſo abgedörrt, ſehr gut genützet, ſind von längerer Dauer als andere, welche die Handwerker aus dem Stegreif von unausgetrocknetem Holze zu verfertigen, gewohnt ſind.

Es iſt ſehr gut, wann das Bauerngeräthe wohl aufbewahrt wird, um es bey angehender Arbeit haben zu können: jede Gattung muß ihren Ort haben: Kübel und Gölten fallen unter einem trockenen Dachboden zuſammen, die Stelle ihrer Aufbewahrung iſt ein unterirdiſcher, feuchter Ort, ein Keller; dahin aber taugt das Lederwerk nicht, es würde da verfaulen, es findet ſeine ihm angemeſſene Stelle in einem trocknen Ort: unter dem Dache in einer Kammer; alles muß da verſchloſſen gehalten werden; Gelegenheit macht Diebe; dieſe muß man aus dem Hausgeſinde niemalen machen.

Wenn man die Werkzeuge von der oder jener Art unter die Dienſtbothen im Frühling oder bey angehender Arbeit austheilt und abgiebt, ſo läßt man ſie ſolche nach ihrem Gutbefinden auswählen, bezeichnet jedem das ſelbſtgewählte, fordert es auch auf die letzt von ihm wieder

der zurück; nicht jedes Inſtrument liegt jedem gut in der Fauſt; iſt die Hand gewohnt mit dieſem oder einem andern Werkzeuge zu arbeiten, ſo geſchieht die Arbeit beſſer, leichter und geſchwinder: alſo das Verwechſeln der Werkzeuge iſt nie räthlich, auch daher nicht zuläſsig, man muß es nicht geſtatten; jeder der Dienſtbothen habe ſein eigenes vor beſtändig!

Es iſt gut, wenn allem Geſchirr ein beſonderes Zeichen tief eingeſchlagen oder eingebrannt wird: beſſer, wann es ſo angebracht iſt, daß man es nicht ſo leicht wahrnimmt; der Dieb wird dadurch bald ausfindig gemacht und kann ſeines Diebſtahls wegen wohl überführt und überzeugt werden.

Wie ich hier geſagt habe, daß die Werkzeuge einer guten Aufſicht bedürfen, ſo iſt es überhaupt ſehr zuträglich, auf alles und jedes, auf ganzes und zerſtücktes, altes und neues, kleines und groſſes zu ſehen, es zu ſammeln, und aufzubewahren, um es da oder dort wieder zu nützen.

Ich kannte einen Bauern, der im äuſſerlichen für einen Mann von ſehr mittelmäßigen Vermögen geachtet wurde, als er aber verſtorben war, fande man, daß es beynahe das Vermögen aller andern ſeines gleichens im Dorfe überſtieg; dieſer hatte einen jeden alten Nagel, ein jedes Stückchen Blech, einen jeden entzweygeriſſenen Strick, ein jedes abgeſchnittenes Brettchen u.dgl. noch geringere Dinge von ſo gutem Werthe geachtet, daß er ſie ſtets ſammelte, aufbewahrte und bey Gelegenheiten wieder nutzte, er erſparte durch den alten den neuen Nagel, er hatte nicht nöthig ein neues Blech, ein ganzes Brett zu kaufen und zu zerſtücken, um ein Blechchen, ein Brettchen zu bekommen, er war nie gezwungen ein ganzes Sail zu zerſchneiden um ein Stückchen, ſo er eben jetzt bedürfte, zu erhalten, er hatte ſolche Kleinigkeiten in Menge im Vorrath, und erſparte dadurch vor vielen andern ſehr

viele Auslagen; ſein Vermögen nahm zu, und er ſtarb als ein reicher Mann: ich habe ihn manchmal, ja oft ſagen hören: *was ſo groß iſt als eine Maus, das heb ich auf, und trags nach Haus!* — gewiß eine Regel, die jeder Hauswirth nicht ohne großen Vortheil im ganzen befolget!

Ich ſollte hier noch die Bauernwerkzeuge nennen; ich finde es aber unnöthig ſie alle zu nennen, und glaube, daß ich damit genug thue, wann ich ſage: daß ich dieß oder jenes unter den Bauern unſrer Gegend als ſehr gut gefunden: Pflug, Egge, die Putzmühle, die Schrotmühle, welche mit der Hand ſehr leicht geführt werden, das Grabſcheit, die Furchenſchaufel, den Heckenſchnaber, das Joch, der Haberrechen ꝛc.

Von dieſen bin ich erbötig, auf Verlangen Zeichnungen und Modelle zu geben.

Ich weiß es wohl, daß man noch allerhand neuausgeheckte Bauernwerkzeuge, als Säe- Dreſchmaſchinen, Schelpflüge, Rührhacken und dergleichen angiebt; ich laſſe jedem ſeine Achtung für dieſe Dinge; die mehr gelehrte Spielereyen als ſolides ſind: man wird ihrer überall bald müde, und greift wieder zum alten; weil ſie bey ihrer guten Seite, auch eine ſolche böſe haben, die mehr Schaden drohet, als Gewinn zuſagt.

---

## VIII.

## Von dem allerley Viehe und deſſen Behandlung.

So, wie der Landmann ohne ſeine Bauernwerkzeuge das allerwenigſte thun, kann und ſeine Hand immer bewaffnet ſeyn muß, wann er alles, was er ſoll, thun will,

So

So iſt er auch auſſer Stand, Bauer zu ſeyn ohne Vieh; das Vieh iſt eines ſeiner nothwendigſten Stücke, ehe ich noch von der Kultur des Erdbodens ſpreche, werde ich alſo ſchuldig ſeyn, von jenem zu reden und zu ſagen, was bey demſelben zu beobachten, nöthig ſeyn möchte.

Der Landmann bedarf Zugvieh; er hat dazu Pferde und Rindvieh: Ochſen, Eſel: Milch, Raam, Butter, Käſe fordert die Küche; darauf hält er Kühe, Schafe und Geiſe:

Federn, Leder, Wolle ſind ihm nöthig zur Kleidung, zu Betten, damit verſehen ihn Gänſe, Enten, Hüner, Rindvieh, Pferde, Schweine, Geiſe, Schafe.

Eyer zur Küche ſind eine unumgänglich nöthige Sache, dieſe geben ihm Gänſe, Enten, Hüner.

Er bedarf Fleiſchſpeiſen und Speck, dieſe hat er von allen eßbaren größern Viehgattungen, vom Federvieh: Gänſen, Enten, Hünern, Tauben: —

Hund und Katzen fordert eine Haushaltung bewacht und geſichert zu ſeyn wider Diebe, Ratten, Mäuſe.

Das Schlachten und der Verkauf des ältern Viehes, machet die Maſtung nothwendig und die Nachzucht, die Anſtellung des jungen Viehes allerley Arten unentbehrlich;

Alle dieſe Viehgattungen, wie ſie erzogen, erkauft, gepflegt, behandelt, genützt und verkauft werden, ſind der Gegenſtand meiner Betrachtung und Arbeit in dieſem Kapitel.

Ich rede von allem: von der Güte, den Vorzügen des Viehes, die es und zwar welche, die oder jene Gattung vor der andern in Abſicht auf ein Landgut und übrige wirkliche Umſtände beſitzet und voraus hat.

Für ſich hat alles ſeinen Werth und es hat ihn mehr oder weniger, in gewiſſen Zeiten, mit dem oder jenem gepaart und verwebt; man kann es aber auch unter gewiſſen Umſtänden ſehen, die es außer allem Nutzen herausſetzen, und ſo zwar, daß man es ſogar als ſchädlich anſieht und verwirft:

Die Pferde, die Schafe, die Geiſe haben ihren Werth; aber nicht überall und nicht immer; das Rindvieh hat einen beſtändigern und ausgebreitetern Nutzen und doch giebt es Umſtände, unter welchen auch dieſer ſich vermindert und wohl ganz und gar verſchwindet. Ich rede von dieſem:

Das Rindvieh iſt unſtreitig diejenige Viehart, die für den Bauern den allergrößten und unter faſt allen Umſtänden und in allen Zeiten eigenen großen Werth und Nutzen hat.

Das Rindvieh wird mit leichteſter Mühe, mit den wenigſten Koſten, unter der geringſten Gefahr erzogen und kommt bald zur Nützung, man hat von ihm bald Junge und Milch, und kann auch das Stierrind gar früh, in ſeinem dritten Jahre ſchon, zum Zuge gewöhnen und dadurch nützen: die Fütterung iſt Gras, Heu, Grumet, Stroh, es lebt und arbeitet ohne Körner zu bekommen, und doch iſt ſein Dung weit vorzüglicher, als der des Pferds: das Geſchirr, mittelſt welchem der Ochs ſeinen Dienſt thut, ſein Joch iſt gegen dem Pferdgeſchirre von gar wenigem Werthe, und erfordert faſt gar keinen Aufwand; wollte der Bauer, ſo ſchnitzte er es und verfertigte es, ſelbſt mit ſammt ſeinen Bändern. Den Ochſen macht ſobald nichts untüchtig zu allem möglichen Dienſt; er ſeye geſtaltet, wie er geſtaltet ſeyn kann: er habe einen ſchönen oder ſchlechten Schwanz, ein oder zwey Ohren, ſo thut er ſeine Dienſte, und wann er auch ein oder zwey Hörner verlöhre, und ſein Dienſt wäre nun gar, ſo friſt er ſich doch in der Ruhe am Futter von geringerm Werthe

the und Maaße bald fett: er verliert bey allen jenen Fehlern nicht ein Häller an dem Preiſe, den er ohne ſie würde gehabt haben: ſein Fleiſch iſt nun Speiſe, die jedweder ſuchet und zahlet; ſo dient er im Leben und Tod; dann auch ſeine Haut hat noch einen bekannten wichtigen Werth. Auf plattem Lande, wo wenige Berge, ſteinigte Steigen gefahren werden müſſen, ſind die Ochſen das allerbeſte, nützlichſte Zugvieh; nur da, wo jene ſich vorfinden, löſet ſie billig das Pferd ab, und

Hier hat auch das Pferd ſeinen Nuzen; und wird da ſo unentbehrlich, als dort, wann weite Fuhren übers Land gethan werden ſollen, oder wo man in Chaiſen oder Kutſchen raſchweg zu fahren gedenket; im Kriege iſt es von gutem Gebrauche, den man von keinem andern Thiere zu erwarten, vermag; ein fehlerfreyes Pferd ſteht daher in einem ſehr hohen Preiſe; nur Schade, daß auch das geringſte Fleckchen, ein bey dem Rindvieh gar nicht bemerkter Mangel oder Fehl, denſelben bis zu einem Nichts wieder erniedriget und das ſonſt geachtete Pferd gänzlich herabwürdiget: mag alſo das Pferd bey dem Fuhrmann, bey dem, der reiten, fahren, Krieg führen will, einen ſehr hohen Preis haben, ſo hat es doch den nicht bey dem Bauern; bis dorthin, daß das Pferd genützt werden kann, ohne es in Gefahr der Krankheiten und eines zurückgehaltenen oder üblen Wuchſes zu ſetzen, verläuft gar zu viele Zeit, vier Jahre laufen ſo hin, und in ſolchen, da es mit Heu und Stroh nicht vorlieb nimmt, verfrißt es mehr, als es Preis hat und bezahlt wird; das Rindkalb kann und ſoll im Stall erzogen werden; das Pferdfollen bedarf einer Weide: eine Strecke guten Feldes, welche nicht zur Hälfte tüchtig genug dabey genützt oder von denſelben bezahlt wird; die geringſte üble Behandlung, ein Sprung, ein Stoß, zu viel Haber oder ſo was, wodurch es am Ohr, am Auge, am Schweif,

an der Möhne, an einem Fuſſe was verliert, oder Schaden nimmt verringert, und nimmt ihm die Hälfte oder mehr ſeines Werths. Der Dung des Pferdes taugt für Aecker und Wieſen ſehr wenig; das Pferd verliert, wann es über gewiſſe Jahre weg iſt, gewaltig, oder wird es blind, ſo wird es kaum noch mit fünf Gulden bezahlt; fällt es, oder man ſchlägt es nieder, ſo wird kaum noch die ſchlechte Haut genutzt, und das ganze Stück fällt den Raben anheim. Der Gebrauch der Pferde beym Pflügen, da ſie zu raſch ſind, iſt weniger gut, als der Dienſt der Ochſen, da ſie ſo hurtig nicht hingehen, wobey der Bauer mehr Raum und Zeit hat, das nöthige beobachten zu können;

Noch eins! wann ſchon der Gewinn aus der Pferdehaltung den aus der Rindviehaufſtallung lange nicht gleich kommt; ſo fangen doch jetzt die Bauern unſrer Gegend an, Pferde, jeder etwa eines, zu halten und behaupten, daß, ob ſie ſchon aus und von dem Pferde unmittelbar keinen Gewinn hätten, ſo hätten ſie ihn doch mittelbar von demſelben durch ihre Ochſen, welche ſie durch ſolches beſſer zu ſchonen, vermöchten, dabey ſie auch ehender und leichter gemäſtet werden könnten; es iſt nun freylich ſo, daß die Ruhe des Viehes vieles zum fettwerden beyträgt; Ein Bauer, welcher zwey, drey paar Ochſen hat, iſt auch allerdings im Stande, zwey paar ruhen zu laſſen, wann er mit dem dritten arbeitet, ſäet, pflüget, egget und dergleichen beſorgt. Ein Pferd koſtet jedes Jahr an Fütterung, Geſchirr, Beſchläg gewiß eben ſoviel oder noch mehr als ein paar Ochſen. Hier iſt alſo gewiß der Bauernſtolz mit in dem Spiel, und ich glaube immer, ein paar Ochſen mehr, ſtünden dem Bauern weit beſſer an.

Der Kühe- und Geiſehandel hat wohl noch keinen bereichert, das geſchah aber ſchon mehrmalen durch die Schafe; unterdeſſen, ſo wenig man Milch und Butter entbehren kann, ſo wenig kann man auch aller die-

dieſer drey Viehgattungen entbehren, eine davon und die beſte:

Die Kühe bleiben nothwendig; ohne ſie wird der Bauer nicht beſtehen, und

Die Geiſe iſt für den Armen, ſeine Suppe zu ſchmälzen, wann er ſie vom Laube der Hecken, und von zuſammengeleſenen Gräſern ernähret; der Milch und des Butters, des Schmalzen wegen möchten

Die Schafe immerhin weg ſeyn. Wie man dann auch heutiges Tages in unſern Gegenden gar wenige Melkſchäfereyen mehr vorfindet, da man den Nutzen aus ihnen in guten Lämmern, vieler, guter Wolle und endlich von fettwerden erwartet, welches alles durch das Melken meiſtens hinwegfällt;

Die Kühe geben manchfaltigen guten Nutzen: ſie werden hin und wieder zum Zug gehalten. Verſchnitten leiſten ſie faſt beſſere Dienſte unterm Joche als die Ochſen. Doch! wer von ihnen Milch will, muß ſie unterm Joche von ihnen nicht erwarten: Milch, guter Dung, die Nachzucht, zuletzt, das Fleiſch, die Haut, das Horn und die Klauen ſind für den, der ſie ernährt, und empfehlen ſie jedem. Die Geiſe iſt an allem ſehr arm, ihr Fell ausgenommen, iſt nichts ſonderliches an ihr.

Die Wolle ſagte ich, macht die Schafe unentbehrlich; es iſt aber auch ſonſt nichts an ihnen, was nicht gutes Preiſes wäre, und dahin rechnet man ſonderlich ihre natürliche Ausleerungen; ich werde in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben, daß ſie nur in kultivirten Ländern, wenn ſie im Uebermaaß anwachſen, mehr ſchaden als nützen; in andern aber, ſonderlich da, wo Menſchenhände nicht zureichen, das Land zu bauen oder die natürlichen Produkte deſſelben zu ſammeln, wo ſich Einöden, Berge, Klippen vorfinden, von unſchätzbaren Werthe ſind; da ſie ſammeln alles, was ſonſten ungenützt wieder vergienge, aus ſich von ihm den Nutzen

ſen zu geben. Die Geis leiſtet im Kleinen dieſes auch, doch da ſie ſonſt ſo gar wenigen Nutzen giebt, und überdieß durch mancherley Anfälle Krankheiten und daher dem frühen Tod ſtets ausgeſetzt iſt, ſo wird, wie geſagt, dieſelbe dem Armen nur werth ſeyn; von Gärten, Hecken, Bäumen müſſen ſie ganz weggehalten werden, ihr Aufenthalt da iſt voller Schaden und Verluſt.

Zu Betten bedarf man der Gänſe; dazu dienen auch die Enten, Hüner, Tauben, doch kommen dieſe der letztern Sorten den erſtern in Abſicht auf ihre elaſtiſche Federn bey weitem nicht bey; iſt nun die Gans da von vorzüglicherm Werthe, ſo iſt der Hun vor ihr in Anſehung der vielen Eyer, die es leget; von der Ente weiß ich nichts vorzügliches ſonſt, als daß ſie ſich beynahe, wann ſie nur etwas erwachſen iſt, in Bächen und Sümpfen ꝛc. ohne was von ihrem Beſitzer erhalten zu haben, ſelbſten ernähret, alſo ſich bey weniger Mühe zu einen guten Braten in der Küche übergiebt; man könnte die Tauben mit unter dieſe Rubrik hinſetzen; ich werde aber in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben, wie ſehr ſie dem Landmanne verhaßt werden: ich will von den Vorzügen und der Güte einzelner Vieh- und Thierarten überhaupt zu ſchreiben, da endigen und dann erſt davon wieder reden, wann ich jede Art jetzt da beſchreibe, und das zu wiſſen nöthige beybringe und erkläre.

## Das Pferd.

Ich habe ſchon geſagt, daß das Pferd in dem Stalle eines Bauers nicht gefunden werden ſollte, daß es nur in den Fällen: wann ſteinigte Steigen im Wege auf die Feldgüter ſeyn würden, von ihm genützt werden könne; oder wann man durch das Pferd den Ochſen mehrere Ruhe verſchaffen, ſie dadurch beſſer beym Leibe erhalten, ihre Maſtung befördern wolle; dieſen

ſe-

ſetze ich hier noch etliche Fälle hinzu: wann man weite Frohnen zu leiſten hätte, oder in Kriegszeiten Vorſpann geben müßte, da etwa zween, drey, vier Bauern zuſammenſpannen und dieß unumgängliche beſorgen und verrichten; auch da noch, wann es Rindviehſeuchen nothwendig machen. Auſſer dieſen Umſtänden etwa einen oder noch zween andere, die ich vielleicht überſehen habe, ſollte ſich's kein Bauer einfallen laſſen, Pferde zu halten: ich will die Urſachen hievon, ſo wie ſie mir durcheinander einfallen, in gröſſerer Zahl in leiſen Worten noch einmal angeben:

Die Erziehung der Pferde, wie ſchon geſagt, iſt zu koſtbar; die Fütterungen ſind Körner, weitläuftige Waiden: der Gebrauch des Pferdes alſo, der Nutzen von ihm, ſchiebt ſich, wann ſein Wuchs nicht verderbt werden ſoll; zu lange auf: 4 bis 5 Jahre hinaus, folglich bis er brauchbar zum Dienſt oder zum Verkaufe ſeyn wird, hat es ſeinen Preis zweymal verfreſſen: Es iſt von jung an bis es zu vier Jahren kommt allerley Gefahren der Krankheiten, Beſchädigungen und eines üblen Wuchſes ausgeſetzt: ſelbſt da, wann es mit Fehlern im Wuchs einzelner Glieder bis auf die Farbe geworfen oder geboren wird, verliert es beynahe allen Werth, und bezahlt die aufgewandten Koſten niemal wieder zurück: und unter dreyen verunglückt ſo oder durchs krepiren allemal wenigſtens eins: das Pferd iſt die nächſte Urſache, den Bauern zum reiten und fahren zu reizen, ihn von dem Bau und der Liebe zu ſeinen Feldgütern abzuziehen, den Dung, ſo ſchlecht er auch ſchon für ſich iſt, zu verſchleppen, ſich zu Gelachen auswärts zu gewöhnen, ſein weniges zu verpraſſen: er verreitet die Eiſen und dadurch, daß er Sattel und Zeug bedarf, vermehrt er den ohnehin mehreren Aufwand auf das Zuggeſchirr um ein groſſes, er verſäumt ſich, indem er bald da, bald dort iſt, in allerley koſtſpielige Dinge, und ſo neigt ſich dadurch ſein Vermögen

zu immer mehrerer Abnahme, bis er endlich zum ganzen Verderben hinabſinkt.

Ich bin alſo, da die eigentliche Pferdezucht des Bauers Geſchäft und Beruf nicht iſt, nicht willens von ihr zu ſchreiben, ſondern hier nur ſo viel von der Pferdezucht, Pflege und Benützung zu ſagen, als der Bauer, der unter jenen Urſachen und Abſichten Pferde halten zu müſſen glaubt, zu wiſſen bedarf.

Nach den angegebenen Abſichten ein Pferd zu halten, bedarf der Bauer des hochgültigen Pferdes wohl nicht; er bedarf einen Schlepper, den er zu allerley Arbeiten vor ſeinen Ochſen am Wagen, und ohne ſie, am Pflug und an der Egge allein, führen und gebrauchen kann; hat er das Glück, daß ihm ein beſſeres Pferd unter die Hand kommt, ſo werden ihm die Arbeiten, die er ihm auflegen will, ſelbſt ſagen, daß er beſſer thut, es mit Vortheil gegen ein ſchlechteres bald zu vertauſchen.

Ein Hengſt iſt für den Landmann wohl nicht; nicht jedes kann mit jedem ſolchen Pferde umgehen; gemeiniglich ſind ſie ſehr böſe: ſchlagen und beiſſen, und doch iſt es nöthig, daß ſich ein ſolches Bauernpferd auch von einer Magd, einen kleinen Knaben an der Egge oder ſonſtwo leiten, führen, im Stalle füttern und reinigen läßt; Bauer und Knechte ſind nicht allezeit da, es zu führen, zu füttern, zu ſtriegeln.

Der Wallache ſcheinet ihm nun am anſtändigſten zu ſeyn; und er iſt es wirklich, wann man auf nichts ſonſt als auf das obige ſehen wird; weil man aber doch immer das anſtändige, das bequeme mit dem nützlichern verbindet, ſo halte ich dafür, daß die Stutte oder das Mutterpferd den Vorzug vor den übrigen erhalte; alles jenes findet man auch bey dieſem, ſelten findet man es anderſt, und man hat doch dabey noch dieſes voraus, daß man, ſo man will, alle zwey Jahre ein Follen gewinnen kann, welches immerhin die Fütterung der Mutter bezahlet.

Zwar

Zwar wird man einwenden, wann die Stutte Junge tragen und ernähren ſolle, ſo diene ſie wenig oder öfters gar nicht zum arbeiten; man müſſe ſie trächtig doch immerhin ſchonen! — ich ſage: das kann man und das Niemand mehr als der Bauer; dann eben ſo, wie er ſeine Ochſen durch das Pferd ſchonen kann, ſo ſchont er dieß durch ſeine Ochſen; die Arbeiten des Bauern auf ſeinen Feldern ſind ohnehin nicht die ſchwereſten: wann er das Pferd unmittelbar vor und nach dem Follen oder Werfen nur etliche wenige Täge von der Arbeit zurückhält, ſo thut er beynahe ſchon genug.

Es iſt in dem Fall, da man von ſeiner Stutte Junge haben will, nöthig, zu wiſſen, was man, um dadurch das mögliche zu gewinnen, zu beobachten habe.

Wie die Alten ſind, ſo ſind gemeiniglich auch die Jungen; die älteſten Naturforſcher haben dieß an allen Thieren, ſonderlich an den Pferden bemerket, davon ihre Erfahrungen aufgezeichnet und hinterlaſſen; was ſie ſahen, das ſehen wir noch: alle Naturfehler, wie alle Naturvollkommenheiten des Hengſts und der Stutte finden ſich gemeiniglich wieder bey den Jungen. Eine Erſcheinung, die ſo allgemein und überall erfolget, daher

Wird der Bauer ſein Beſtes beſorgen, wann er ſich ein Mutterpferd von dem beſten Schlage, Wuchs und der beliebteſten Farbe, an dem ſich gar keine Naturfehler vorfinden, ankauft und

Dieſes von keinem Hengſte, der ſo einen Fehler oder ein allzuhohes Alter: von 10. 15. ꝛc. Jahren hätte, bedecken läſſet.

Man muß hier den Naturfehler von dem, der aus einem Zufall von außen erfolgte, wohl abſondern; hätte Vater oder Mutter auch nur ein Ohr, ein Aug, nur drey gute Füſſe, und ſie hätten ein Ohr, ein Aug, einen Fuß oder ſonſt was durch's ſchlagen ſtoſſen oder durch andere Zufälle verlohren, ſo hätte dieſes auf ihre Jungen weder Wirkung, noch Bezug.

Der

Der Hengſt iſt zum bedecken, ſonderlich wann er in guten Futter ſtehet, immerhin fertig und geſchickt, mit der Stutte aber iſt es nicht alſo; ſie hat ihre gewiſſe Zeit, darinn ſie hitzig und zum Empfangen geſchickt iſt; das iſt ſie gemeiniglich im Frühling: Vierzehn Tage oder drey Wochen lange; nicht geläugnet, daß ſie es auch ſonſt ſeyn kann, daß ſonderlich Stutten, welche noch nie gefollt haben, es mehrere Wochen an einander hin ſeyn können; in ſolcher Frühlingszeit aber, vom Merzmonat an bis gegen Ende des Mays, läßt man ſie mit Vortheil bedecken;

Dann eilf Monate etliche Tage nach der Bedeckung wirft oder follet die Stutte; wird ſie nun mit ihrem Jungen noch etliche Wochen im Stalle gehalten, ſo erwächſt unterdeſſen das Gras, und man thut nun ſehr wohl, wann man beede im Frühling auf eine Weide ins freye Feld ausläßt oder täglich friſches gutes Gras, wo jenes nicht geſchehen könnte, im Stalle aufſteckt und vorleget; die daher kommende geſunde Milch wird Geſundheit und Wachsthum des Follens aufs beſte bewirken und befördern; wie es dann überhaupt die Natur ſo mit ſich bringet, und fordert, daß man der Mutter, die nun zween Körper zu ernähren hat, auch doppelt gute Fütterung vorſchütte und aufſtecke.

Doch iſts nöthig, in den erſten Tagen nach dem Werfen vernünftige Maaße zu halten; der Leib der Mutter iſt, wie der Leib einer jeden Mutter, die ſo eben geboren hat: ſchwach, der Verſtopfungen, der Entzündungen, tödtlicher Krankheiten fähiger als ſonſten; man hat alſo Urſache, laulichtes Getränke, Haber und Häckerling mäßig, aber öfters, ſo auch gutes kräftiges Heu vorzulegen, und wann man es haben kann, dann und wann eine handvoll friſches Gras zu geben, um die Verſtopfungen und dergleichen abzuhalten, zu verwehren, und zu heben.

Hat man Gelegenheit, die Stutte mit ihrem Follen auf die Weide zu laſſen, ſo thue man es, um dieſem gelenke Beine durchs beſtändige umherlaufen, zu geben; Nicht, — ſo laſſe man das Follen bey den Arbeiten der Mutter allezeit mitlaufen.

Es kann gut und böſe ſeyn, wann man, ſo die Stutte in einem groſſen Stalle allein ſteht, das Follen dabey ledig laufen läßt, ſo kann es auch böſe und gut ſeyn, wann man es neben der Mutter anleget und ſo ans Halfter und an die Kette gewöhnet: angebunden kann es ſich erwürgen u. dgl., ledig kann es ſpringen, ſich den Kopf einſtoſſen, Beine und Hals brechen: man wähle ſich das Beſte nach eigenem Gutdünken und ſeiner Gelegenheit aus.

Da aber fängt die Sorge um das Follen nicht allererſt an, ſchon eher hat man Urſache, für daſſelbe zu ſorgen: ſchon in Mutterleibe hat man Aufſicht auf daſſelbe zu haben, höchſt nöthig: Fall, Stoß, heftiges Ziehen der Mutter oder ſonſt was widriges, kann ihm den Tod, und der Mutter eine gefährliche Geburt geben und zuziehen;

Auch davon, wie man in ſolchen Fällen der Mutter zu Hülfe käme, ſollte ich ſchreiben; weil's aber gleichwohl die eigentliche Sache für die iſt, die Stuttereyen beſchreiben wollen, ſo will ich es ihnen überlaſſen und auf dergleichen Schriften verweiſen; *)

Nur will ich da ſagen, wie ſehr ich das arme Vieh unter ſolchen Umſtänden beklage, weil es gemeiniglich von den allerbarbariſchen Leuten, den ſogenannten Viehärzten: den Schindern, Hirten und alten Unholden ſcheißlichſt mißhandelt wird. Wollte Gott! daß eine chriſtlichwachſame Polizey auch hierinn Einſicht, Erfahrung, Muth und Barmherzigkeit genug hät-

*) Von Reizenſtein, der vollkommene Pferdekenner, II. Th. Uffenheim, 1764.

hätte, ſich des armen Viehes in ſeiner Noth mit Nachdruck annehmen zu wollen: Mitkreaturen ſind doch wohl unſers Beyſtandes, unſerer Liebe noch würdig! —

Hier breche ich alſo von der Pferdezucht zu ſchreiben ab; dann ich ſehe nicht, wie es dem Bauern zuträglich ſeyn könne, ſich mit derſelben weiter hin zu beladen; wann er ein Follen beynahe zu einem Jahre erzogen hat, giebt er es billig an andere, die ſich damit beſchäftigen wollen und dazu Gelegenheit haben, allemal ab.

Sein Zugpferd füttert er mit Heu und Haber; er wird aber ungemein vieles gewinnen, wann er ſeine Haberſaat bis zur Hälfte mit Wicken untermiſcht: eine Maaß die halb Haber halb Wicken iſt, thut bei einem Pferde mehr, als zwey Maaß Haber, unter dem keine Wicken gemiſcht ſind; das Pferd frißt ſie gerne, und gewöhnt ſich bald, dieſelbe mit Begierde zu freſſen.

Es iſt faſt unnöthig zu ſagen: daß die Reinigkeit beym Pferde wie bey allen anderen Viehſorten, faſt mehr ſeye und thue, als die Fütterung ſelbſten; Striegel, Staubtuch, Bürſte müſſen alle Tage zwey, dreymal gebraucht werden.

## Das Rindvieh.

Das Rindvieh bleibt für dem Bauern allezeit die wichtigſte, zuträglichſte, nützlichſte und angemeſſenſte Viehſorte, ich will es da nicht erſt zu erweiſen ſuchen, da es bereits ſchon jeden erklärt und erprobt iſt; das es in einigen Ländern der Bauer nicht glauben will, daß macht die Gewohnheit: er ſteigt freylich nicht gerne vom Pferde, neben dem Ochſe zu Fuße zu gehen; die Zeit aber wird ihn nach und nach gewißlich noch dazu vermögen. In ganz Frankreich iſt die königliche Verordnung ergangen, die Hälfte der Pferde abzudanken

und

und dagegen Ochſen anzuſtellen: ſolche Vorgänge fordern zur Nachfolge jedwede Obrigkeit überall auf.

Das Rindvieh iſt der Ochs, die Kuhe, das Rind, das Kalb: der Ochs iſt wohl das erſte, daher ich am erſten von und über ihn ſchreibe.

## Der Ochs.

Der Ochs wird von dem Bauern in zwo Abſichten erzogen oder erkauft: zum Dienſt und zum Wiederverkauf: mager oder gemäſtet und fette: ſähe er allein auf den Dienſt und nicht zugleich auf den Wiederverkauf, ſo möchten alle Ochſen, die ſtark und groß ſind, ſeines Kaufs ſeyn; da er aber immerhin mit dieſer erſten Abſicht auch die zwote zu verbinden hat, ſo hat er auch nach ſchönen, wohlgewachſenen Ochſen, die zugleich eine gute Anlage zum fettwerden haben, zu ſehen und darnach zu kaufen.

Vielerley Ochſen geben an Stärke, Größe, Hurtigkeit, an der Härte, nach der ſie ſchwerere Arbeiten und rauhe, ſchlechtere Fütterungen beſſer vertragen, dem Ochſen in Schwaben und Franken weit vor: der Büffel, der Ungariſche, der Schweitzer, der Normandiſche, der Frieſiſche Ochſe, alle dieſe und vielleicht noch mehr andere, gegen die unſrigen haben hierinn ſehr vieles voraus: nach dieſem gerechnet, ſollte man ſie einführen; man hat es hie und da wirklich gethan: man hatte Büffel, Ungarochſen, Schweitzerochſen aufgeſtallt; man ſieht aber von den zwo erſtern Gattungen gar keine mehr, und von der dritten findet man Baſtarte aus unſern Kühen, die von dergleichen Farren belegt wurden; ein ſicherer Erweis, daß unſre Ochſengattung jene in Dingen, die weit wichtiger ſind, als der Vorrang im Dienſte, gewißlich übertreffen:

Auch dieß beſtärkt mich in dem Gedanken, daß man viele Urſache habe, bey vorhabender Einführung frem-

fremder Dinge vorſichtig zu ſeyn, weil es gemeiniglich ſchon von unſern Vorfahren verſucht worden: ſich aber nicht als zuträglich erprobt hat, alſo wieder aufgegeben wurde; Ich weiß nur gar zu viel ſolche Dinge, die man, während ich lebte, beym erſten bekannt werden über alles erhub; die aber ſo ſchnell wieder allen Werth und Achtung verlohren, als man ſie ihnen im Anfange beylegte und aufdrang, um ſie allen auf einmal, aufs beſte überall zu empfehlen: welch' einen Lermen machten nicht vor etlichen Jahren die Seidengeiſe? — jeder wollte ſie, jeder erkaufte ſie, jeder glaubte bald eine große Heerde erziehen, durch ſie in kurzem reich werden zu können: — ich frage: wo ſind dann nun dieſe groſſe Heerden? wo die Reichthümer durch ſie? kaum hie und da etwa noch eine Geiſe! — ich ſelbſt aber weiß gar keine mehr zu finden!

Von unſrer Ochſenart hält das Stück ausgemäſtet gewöhnlich zwiſchen 6 und 8 Centner Gewicht, wir haben geringere, aber auch ſchwerere, folglich von der Größe und Stärke, als man ſie zum Ziehen bedarf: ein Paar ziehet den Pflug und zwey Paar den vollgeladenen größten Wagen Getraide und Heu, was fordert man weiter? —

Dabey haben ſie die volle Anlage zum fettwerden, das beſte, zarteſte Fleiſch, mit Fette durchwachſen, ausgefüllt innen mit Unſchlitt, bedeckt mit einer ſchweren Haut; das Knochen und Beinwerk iſt bey weitem von dem Gewichte nicht, als das bey dem Schweitzervieh oder bey anderm. Die Urſache, warum unſere Bauern ſich mit ihrem eigenem Landvieh begnügen, und ſich nimmer entſchlieſſen werden fremdes dagegen einzuführen und zu erziehen.

Ihr Vieh hat immerhin ſeinen Werth, es wird geſucht, häufig vertrieben und in alle umliegende und ferne Gegende den hunderten und tauſenden nach durchs ganze

Jahr

Jahr durch verkauft: viele tauſende gehen ſo alle Jahre nach Paris, nach Augsburg, Frankfurt, Mainz, Heidelberg, Manheim, Strasburg und in noch mehrere andere Städte ab.

Der äuſſerliche Bau unſrer Ochſen iſt ſchön: ſie ſind geſtreckt, breit an Kreuz und Bruſt, die Rippen ſind ſtark gebogen, der Bauch iſt rund, der Nacken hoch, das Gehörn mittelmäßig breit und wohl geformt, die Schenkel und Beine ſind mittelmäßig lang und fein, die Farbe iſt dunkelroth, gelb, fahl, nach der Landſprache falchig, und von allen dieſen Farben trifft man viele ſcheckigte an, die am Bauche und an Füſſen, auf dem Ruckrad weiß, am Kopfe mit weißer und der Grundfarbe geſprengt ſind; man hat auch dergleichen ſchwarzſcheckigte, und von andern Farben mehr. Der Bauer hält die fahlen, gelben u. dgl. Schecken für die geſchlachteſten oder für die, welche die meiſte Anlage zum fett werden haben.

Bey alle dem, daß dieſe Viehart im allgemeinen ſo iſt, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie nach den Gegenden des Franken und Schwabenlandes verſchieden iſt, und das an Bau, Farbe, Größe; jedoch machen die mancherley Abarten im weſentlichen nichts aus, und verringern den Werth und die Güte beynahe ganz unmerklich: der Schwabenochs, (dieſer Name iſt allen Ochſen aus unſern Gegenden nun einmal in Frankreich und in der Pfalz eigen geworden) iſt den Pariſern willkommen, er ſeye aus Schwaben oder Franken, aus Hohenlohe, Anſpach, Rothenburg, Hall, aus dem Jzgrunde oder aus ſonſt einer Gegend dieſer Lande; wahr iſt es allemal, daß die Brunſter Ochſen (die aus dem Brunſtgrunde bey Leutershauſen im Anſpachiſchen) und die Rotenburgiſchen das zarteſte Fleiſch haben, die übrigen gehen aber nicht weit davon ab.

Die Urſache hievon liegt offenbar in den Fütterungsſorten und deren verſchiedenen Inhalte: Luft, Erdboden, Getränke haben hieran allerdings Antheil; dann man hat es aus untrüglichen Erfahrung, daß man bey gleichen Fütterungsſorten dennoch in keinem Lande eben das Fleiſch und eben die Art der Anlagen des Fleiſches und Fettes erhält, die man in jenen andern gewinnet.

Man bemerket ſogar an dem Vieh, welches von auſſen als aus der Gegend über dem Neckar, aus dem Würtembergiſchen in unſer Land gebracht wird, von auſſen, daß in ihm eine innerliche Veränderung vorgehe; nach wenigen Wochen nimmt es in unſern Ställen andere Farben an: der weiße Ochſe nimmt, ich weiß mich nicht, wie ich doch gern wollte, recht auszudrücken, eine kraftvollere weiße Farbe an, oder färbet ſich fahl; der gelblichte wird gelber; der gelbe röthlicht, röther, oder bräunlicht. Dieſes iſt ſo wenig was beſonders als neues; heute noch, wie ehemals nimmt man es wahr, daß gewiſſe Geſchöpfe von einer und eben der Art in einer Landesgegend beſſer, fetter, ſchmackhafter ſind, als in einer andern: das Honig der Biene, die Lerche, das Hun, das Lamm geben davon untrügliche Beweiſe. Man wird es alſo nun und nimmermehr in einem Lande mit der Viehzucht, der Milch und dem Butter, der Viehmaſtung und der Güte des Fleiſches des Viehes ganz dahin bringen, wohin man es in dem andern bereits ſchon gebracht hat oder noch, wann man will, bringen wird und kann.

Die Viehmaſtung in unſern Gegenden hat auf den Getraide und Grasbau den allerbeſten Einfluß, und iſt der Gewinn unmittelbar aus ihr kaum ſo groß als aus dieſen. Es giebt Zeiten, in denen es nicht viel iſt, wann man aus ein paar Ochſen, die man ein Jahr im Stalle hat, ein Drittel mehr löſet als ſie mager koſteten: die Hälfte ſo viel als der Ankaufpreis war, iſt

ſehr

ſehr vielmal der Gewinn, und ſo wird ſich die Maſtung wohl durch ſich ſelbſt empfehlen. Iſt es auch ſchon, daß es Getraide koſtet, das Vieh fette zu machen, ſo werden doch die Arbeiten, die man das Jahr durch damit thut, ſolches vollkommen bezahlen, und der Ueberlaß wird reiner Gewinn ſeyn.

Ich läugne damit nicht, daß auch oft weniger gewonnen wird: daß man auch zu Zeiten verliert; wo iſt aber auch eine Handelſchaft zu finden, dabey man dergleichen Fehler und Abfall nicht wahrnimmt? —

Sey es, daß dieß am Erlös ſelbſten erfolgt, ſo wird doch allezeit das Feld: Aecker und Wieſen dabey gewinnen, und dieſer Gewinn wird den Abgang bezahlen und erſetzen;

Der Dung vom gemäſteten Vieh iſt um zweymal fetter und dungreicher als der von magern, und da der Bauer alles Geſtröh, alles Heu und Grumet, und vielleicht auch alles Getraide, ſo er vom Acker und der Wieſe wegnimmt, auf dieſelben an Miſt wieder zurückbringt; ſo muß es ihnen niemalen an Fruchtbarkeit mangeln, die Verbeſſerung derſelben muß unterhalten werden und zunehmen, und ſo auch darauf der Vorrath an Fütterungen und Getraide immer mehr anwachſen und in dem Maaße der Maſtung immer mehreres abwerfen.

Dieſes wirkt ſo ſtark auf den Landmann, daß er ſelten ſeinen Stall von Maſtvieh ganz leer hat; hat er keine Ochſen, ſo hat er doch zwey, drey, vier, auch mehrere Rinder von zwey, drey Jahren in der Maſtung: mancher Bauer mäſtet des Jahrs durch öfters über das alljährige Maaß der Maſtung: vier, ſechs Ochſen, ein paar Rinder, noch einmal und zweymal auch noch mehrmal ſo viele Ochſen; es kommt nur darauf an, daß der Handel damit in's Ausland ſtark gehet, oder das Getraide und Heu wohlfeil, oder beedes, oder alles drey das zugleich iſt; der hohe Preis der Fütterung:

der langen und körnigten, bey niederem Fleiſchpreiſe, der ſchlechte Abgang der Ochſen kann die Maſtung in etwas zurückhalten, ſonſt nichts.

Wann ich ſage, daß unſre Maſtviehhändler im Lande und die, welche von außen zu uns in's Land kommen, und das Vieh austreiben, bey zwey Millionen Gulden für Maſtvieh im Lande laſſen, ſo wird man fragen: aber woher alles dieſes viele Vieh, dieſes erzieht ja doch ein Land von ſo engem Bezirke nicht ſelbſten? — ich antworte: das mehreſte doch ſelbſten — und was noch abgehet, das liefern uns die Gegenden dieſes Bezirkes, wo man ſo viele Fütterungen zum mäſten nicht vorfindet, wo der Weinbau die Oberhand hat, und der Feldbau der Berge und Thäler wegen zurückſtehet; wanns noch fehlet, ſo giebt es um uns herum Gegenden genug, wo man die Güte der Maſtung noch verkennet, ſie nicht verſteht, nicht treibt, und ſein Vieh alljährlich mager abgiebt und verkauft: die Pfalz, Würtemberg und noch mehr andere Länder haben für uns magere ſchöne Ochſen die Menge, die wir von Zeit zu Zeiten erhandeln und ankaufen.

Vormals war dieſer Viehhandel mit magerm Vieh die Sache und der Alleinhandel der Juden: ſie hatten die Dorfſchaften ihrer Wohnungen nicht nur zu öffentlichen Marktplätzen gemacht, wo beſtändig offener Viehhandel war, ſondern ſie zogen auch mit Heerden im Lande herum, und verſahen die Bauern mit den benöthigten Sorten;

Nun aber ſind die Bauern durch ihre Kniffe klug gemacht, auf den natürlichen Einfall gekommen, ihr Vieh aus der erſten Hand ſelbſten zu erkaufen: ſie ſuchen es da, wo es die Juden ehemals herholten, nun ſelbſten und weil auch überdieß die vielen errichteten Viehmärkte hinzugekommen ſind, ſo hat der Alleinhandel, dieß Judennetz, ſo groſſe und viele Löcher bekommen, daß ſie damit jetzt noch ſehr weniges mehr fangen.

Al=

Allerdings ſehr gut von unſern Bauern gedacht und gethan; jeder verſteht es von ſelbſten, daß man aus der erſten Hand und der Hand derer, die das Vieh erziehen, wohlfeiler einkauft, als aus der zwoten und dritten; allein, wann auch dieſes nicht wäre, ſo iſt doch der Judenhandel dem Bauern allezeit gefährlich, und drückt gemeiniglich alle die, die ſich mit Juden einlaſſen, zu Boden; ſelten, daß ſie keine Betrügereyen treiben, ſelten, daß ſie nicht durch ihre Kunſtgriffe und Schmeicheleyen nebenher ein erkleckliches über die Kaufſumme abnehmen: ſie borgen aus, ſetzen hohe Zinſen, nicht allemal an Geld, ſondern an Eyern, Früchten, Holz und dergleichen, alles iſt da ihres Krams: ſie geben ſchlechte Waare, leihen dabey Geld aus, ſetzen ihre Preiſe ſehr hoch, und der Dürftige nimmt ſie an, um nur jene zu bekommen; in kurzem iſt er bey ſolchen etlichemal wiederholtem höchſt ſchädlichem Handel in des Jud's Klauen und verloren.

Ich weiß nicht, ſo gut ich den Juden auch ſonſt bin, und ſo ſehr ich ſie auch ſchon öffentlich der Chriſtenmilde empfohlen habe, ſo ſehr freue ich mich doch, daß meine Landleute ihren Damm, den ſie wider ihr Glück aufwarfen, angegriffen und zerſtöhrt haben: ſo ſehr wünſche ich, daß ihre ehemalige Bemühungen hierauf allgemein erkannt werden und nach und nach gänzlich und überall ſcheitern mögten.

Die Bauern und einige Maſtviehhändler ſind nun diejenigen, welche dem Ein- und Verkauf des magern Viehes beſorgen; letztern wird man die dazu nöthige Kenntniſſe nicht abſprechen; deſto ehender aber den erſtern; man wird aber irren: die Bauern und zwar der allergrößte Theil derſelben ſind im Viehhandel mit magerm und fettem Vieh ſo erfahren, daß ſie keinem Fleiſcher oder Viehhändler von Profeſſion das geringſte mehr nachgeben. Immer lernt es einer von dem

an-

andern: es erbt vom Vater auf den Sohn; dann das Kind wird ſchon von jenem hierauf unterrichtet.

Es iſt in einem Hauſe auch ſichtbar, ob ſein Bewohner dieß Handwerk verſtehet oder nicht; der Wohlſtand deſſelben hängt davon ab: das, was er von ſeinen Feldgütern, wann er die Herrſchaft, die Dienſtboten, die Handwerker, deren er das Jahr durch benöthigt iſt, ausgezahlt; und mit den Seinigen grämlich und kärglich genug gelebt hat, einzieht, behält und übrig bleibt, iſt gewiß ein ſehr geringes; was er aber vom Handel hat, das iſt gemeiniglich weit beträchtlicher als jenes.

Bey dieſem Handel: Kauf und Verkauf, ſind die Schwere und Güte des Viehes: die Anlage zum fettwerden: der Bau, und die Stärke oder die Fähigkeit zur Arbeit, Gegenſtände des Bauerns. Er hat ſeine gewiſſe An- und Kennzeichen, aus welchen er Schwere und Güte berechnet und angiebt, und ſelten werden ſie ihn trügen.

Ich möchte ſie hier gerne nacheinander angeben, allein Handgriffe, wie dieſe, laſſen ſich faſt nicht beſchreiben, und man kann ſie wirklich nicht hinlänglich genug beſchreiben.

Bey der Beurtheilung der Schwere des Viehes ſind ihnen das Augenmaaß und der Angriff oder die Befühlung, die Meſſung durch ihre ausgeſpannte Arme über das Kreuz des Viehes, das, was ſonſt Wage und Gewicht iſt: Alles geſchieht da durch Vergleichung dieſes Stückes mit einem andern, deſſen Gewicht ihnen vorher zuverläſſig, etwa durch die Wage bekannt wurde: iſt es eben ſo groß, ſo weit, iſt das Fleiſch eben ſo hart, die Bruſt ſo dick, breit und feſt, die Haut von eben ſolcher Güte u. ſ. w. ſo halten ſie beede von einer und eben der Schwere; fehlt es aber da oder dort, ſo wird ihre Berechnung doch ſo geſtellt, daß ſie ſich dabey ſelten verſehlen. Wie das alles geſchieht,

kann

kann nicht geſagt werden, dieß muß aus dem Mitan=ſchauen, aus dem Betaſten, aus der Führung der Hand erlernt und abgeſehen werden.

Die Anlage, die Fähigkeit zum fettwerden, die Tüchtigkeit zur Arbeit zu beurtheilen, fordert mehr; unterdeſſen nimmt man es ſo gewiß als man kann; un=gefähr, unvorausgeſehene Zufälle können ſich ereignen, durch die aller angewandter Fleiß bey der Unterſuchung und Beurtheilung vergebens und vereitelt wird:

Einige ſahen bey gutem Bau und Wuchſe, wel=che ohnehin bey jedem Stücke Vieh vorausgeſetzt wird, auf die Farben, und behaupten, daß fahle, gelbe, dun=kelrothe Farben anzeigen von jenen Anlagen zum baldi=gen und völligem fettwerden; die weißen, die ſchwarzen, braunen Farben aber Kennzeichen vom Gegentheil wä=ren, und wie die Porzellainſchecken: roth und blaue, das beſſere fettwerden verſagten, ſo wären die Land=ſchecken, von denen ich ſchon geſagt habe, vorzüglich zum Anlegen des Fettes auf Fleiſch und Unſchlicht ge=neigt und fähig; mag es ſo ſeyn; ich ſelbſt bin aus mehreren, meinen und anderer Erfahrungen geneigt, es zu glauben, ſo giebt es doch auch andere, die zwar dieſen Farben nicht abgeneigt ſind, doch aber behaupten, daß das Rindvieh auch von den angegebenen harten Far=ben: weiß, ſchwarz, braun, Porzellainfarbe, kein ſiche=res Kennzeichen von einer Untauglichkeit zum fettwerden ſeyn könnten, da man viele Stücke von dieſen Farben ſchon ſehr fette geſehen habe. Ich will hier auch nicht widerſprechen, doch, wie ich jedweden glauben laſſe, wie er will, ſo wird man mir auch erlauben, zu denken, wie ich will, ich halte es mit dem erſtern und ſahe Ställe voll von dergleichen Vieh, welches jederzeit den Wünſchen und Abſichten entſprach.

Man

Man iſt einig, daß ein Stück Vieh von breiten, gutgebogenen Rippen, alſo von einem weiten, holen, runden Leib eine Anlage zum fettwerden allerdings verrathe, und ſie gewiß habe, ſo zeige es auch ſolche,

Wann ihm die Haut nicht zu ſehr aufliege, ſich leicht hin- und herſchieben laſſe, wobey man im Anfühlen, ein ſanftes, fettes Weſen auf den Rippen bemerke;

Eine ſtarke Bruſt, hinten breit, gute Griffe, hinten wohl ausgewachſen, alles dieſes ſeye ebenfalls Anzeige von der Anlage zum fettwerden.

Kommet nun dazu, daß das Stück Vieh gerne friſſet; nicht eckel iſt, alles, was ſeine Fütterung ſonſt iſt, begierig zu freſſen; ſaufet es viel und bleibt ruhig auf der Streue, wann es ſatt gefüttert worden iſt, iſt es in der Arbeit mehr faul als hurtig, ſo hat man von ihm ein frühes und allerbeſtes fettwerden ſicher zu erwarten.

Die Anlage zum fettwerden macht nun freylich in Abſicht auf die Maſtung ſchon viel; doch aber nicht alles das aus, wodurch man es gewinnet; hierzu wird nun noch das unumgänglich nothwendige, die hierauf abzweckende Fütterung und Fütterungsart erfordert; um aber nun dieſe zuverläſſig zu beſtimmen, muß man ſich die Natur derſelben und die Natur des Viehes erklären, ſie zuſammenhalten und dann daraus angeben, was das iſt, wodurch das Wachsthum, Fleiſch und die Fettigkeit erfolgt.

Unſtreitig: Fleiſch und Fettigkeit muß aus dem, was ſelbſt Fettigkeit iſt, erwachſen und werden; der Urſtof aber deſſelben iſt offenbar ein öligtes Weſen mit etwas Erde, Salz und wäſſerigen Theilchen verſezt, daher man ganz ſicher ſchließet, daß das, was das Vieh nähret und ſeine Fütterung ſeyn könne, eigentlich und vorzüglich Oel ſeye: man könnte es bey lebloſen

Ge-

Geſchöpfen als aus den Blumen auch darthun, wo ſogar der Saame, aus dem das Saamenkorn wird, nichts ſonſt als ein ſehr feines Oel iſt, welches, durch die Sonne flüſſig gemacht, in die Behältniſſe der Geburtsglieder des weiblichen Theils einflößet. Ich breche ab, und der Kürze wegen ſtelle ich meinen Author. *)

Alle Geſchöpfe haben öligte Theilchen bey ſich: eine für ſich ſchon richtige und ausgemachte Sache durch allgemeine Erfahrungen von jeher und überall beſtätiget: deßwegen können auch alle dieſe zu Nahrungen für andere dienen, immer ein Geſchöpf verzehrt das andere, lebt durch das andere: wächſt, nimmt am Fleiſche zu und wird fett: jedes findet das, wovon es lebt und beſteht: das, was es durch ſeine Nahrungswerkzeuge füglicher ſammeln, zermalmen und verdauen kann: das Rindvieh Körner, Geſtröh, Gras u. ſ. w.

Wie nun ein Unterſchied zwiſchen dieſen Fütterungen iſt und eines mehr Oel, als dem Urſtofe der Weſen, beſitzt, als das andere, ſo iſt auch natürlich eines vor dem andern eine beſſere Fütterung. Die ölichten Körner haben daher durchaus den Vorzug, und das Heu und Grumet oder Gras den vor dem Geſtröh, in welchem kein Saame mehr iſt, der ſchon faſt alles öligte der Pflanze vorher wegnahm, und jetzt von ihr ſchon geſchieden iſt.

Die Körner ſelbſt: das Gras, Heu und Grumet, ſind wieder unter ſich verſchieden, und das nach den Arten, nach der Himmelsgegend, nach dem Ort, wo ſie wachſen, haben ſie mehr oder weniger ölichtes oder erdichtes und wäſſerichtes oder ſalzichtes bey ſich: Lein, Hanf, Gerſte, Schottenfrüchte, Gras auf Anhöhen, auf fettem ſchweren Boden erwachſen, dieſe al-

*) Bemerkungen der churpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft: vom Jahr 1772. S. 112. ꝛc.

alle haben Vorzug an Oel vor dem Haber, vor dem Gras aus ſumpfichten, leichten, ſchlechtem Boden erzogen. Man kann aus der Schwere, die bey beeden ſo ſehr verſchieden iſt, den Beweis dazu hernehmen.

Man muß anmerken, daß, wie die Oele einen verſchiedenen Geruch und Geſchmack haben, ſo erhält ihn auch das Fleiſch und das Fett, die Thiere die ſie in Körnern und Gras freſſen; ſind jene den Menſchen unangenehm, ſo iſt nothwendig das Vieh damit nicht zu füttern, um das Fleiſch nicht zu vereckeln: Lein und Hanfſaamen freſſen alle Viehſorten gerne; aber der Geruch des ſehr vielen Oels, welches ihnen eigen iſt, iſt den Menſchen das unangenehmſte von der Welt, folglich können ſie zur Fütterung wohl nicht gebraucht werden, es wäre denn, daß das leztere hinwegfiele, und der oder jener jenen Geruch und Geſchmack nicht verabſcheuete.

Hier ſetze ich noch an, daß zwar die Verdauungskräfte und Gefäſſe in den lebendigen Geſchöpfen die nährende Theilchen aus ihren Speiſen und Fütterungen, ohne daß ſie zermalmet ſind, herauszuziehen, alſo dieſe zu verdauen vermögen; daß aber doch ſolche ſo leicht, ſo gut, ſo vollkommen nicht geſchehen könne, wann ſie nicht vorher erweicht oder zermalmet ſind; man ſieht öfters in den natürlichen Auswürfen des Viehes ganze Körner, wie ſie verſchluckt wurden, wieder weggehen, daher hat auch Gott, die ſich zum zermalmen der Speiſen ſchickliche Zähne gegeben, und es wird hieraus erſichtlich, daß, wo man der Natur nachahmt, und ihr zu Hülfe kommt, die Fütterungen vorher, ehe ſie genoſſen und vom Viehe gekäuet werden, erweichet, zerſtücket, oder zermalmet, die Säfte, die Oele, viel eher, leichter, geſchickter und vollkommener ausgeſogen werden können, als wann man es nicht thut.

Sind die Oele der Urſtof der Nahrung aller und jeder Dinge, ſo ſollte man ſagen: gebe man dieſes hinlänglich und nichts ſonſt als Oele, ſo iſt jedes gefüttert, man kommt damit leicht, ſehr kurz und mit ganz wenigem zum Zwecke! —

Ich würde dieſe Forderung annehmen, wann nicht auch wäſſerichte, erdichte, ſalzichte Theilchen zur Nahrung ganz nothwendig erfordert würden.

Man muß ſich den feinen Bau eines jedweden Körpers, der geſpeiſt werden und ſo zunehmen und wachſen ſoll, vor allem wohl vorſtellen; die unendliche Feinheit ſeiner Faſern, Saftkanäle und dergleichen erwegen, durch welche die Oele bis zu ihren Punkten, wo ſie ſich nach und nach anſetzen, hindurch gehen; man muß aus dem, was man mit ſeinen Augen auch ſehen kann, annehmen, daß die Oele viel zu dichte ſind, ſolches ohne weitere Verfeinerungen thun zu können; welches ohne unendliche Zertheilung und Miſchungen mit dem Waſſer, einem der allerfeinſten Körper, der durch alles und jedes hindurchzudringen vermag, wohl nicht geſchehen könnte; — da aber dieſe Miſchung des Oels und des Waſſers durch nichts ſo ſicher und geſchwinde bewirkt werden kann als durch zugeſetzte Erde und vorzüglich des Salzes, wann ſolche alle mit einander hinlänglich gerieben werden;

So ergiebt ſich's daraus alſo, daß eine Fettigkeit des Viehes nicht wird, ohne, daß man ihm ſolche Fütterungen vorſchüttet, die aus viel Oel, mehrerem Salze beſtehen, wobey eine ſatte Tränkung niemalen mangeln oder abgehen darf.

Zu allen Geſchäften gehört allerdings Zeit: auch das Geſchäfte der Verdauung bedarf ſie; wann alſo die Nerven, die Faſern, die mit auf die Verdauung wirken ſollten, zu andern Geſchäften: zur Arbeit gebraucht und verwendet werden, ſo iſt es unmöglich, daß die nö-

nöthige Verdauung recht vorgehet, und ſich die Oele oder Nahrungstheilchen zu Fleiſch und Fett gehörig anſetzen: die Speiſen gehen durch die natürliche Gänge unverdauet ab, oder wann ſich auch die Oeltheilchen ſo von den Auswürfen gehörig abgeſondert haben, ſo gehen ſie doch ohne ſich anzuſetzen durch die Schweislöcher in heftigen Ausdünſtungen durch gewaltſame Bewegungen wieder weg; folglich kann in dem Fall, daß man dem Vieh zur Ruhe und dadurch zum Verdauen keine Zeit läßt, die Verdauung unmöglich ſo erfolgen, daß die Maſtung vollkommen und frühe geſchiehet.

Eben dieſes Verdauungsgeſchäft, wovon Leben, Geſundheit und Maſtung abhänget, fordert nun nicht nur in gewiſſen und nöthigen Zeiten die Ruhe von der Arbeit, ſondern auch von allem übrigen, wodurch das Vieh in Unruhe verſetzt werden kann, vollkommene Befreyung: von Staub, Läuſen, Mücken, andern Inſekten, Grinden u. dgl. welches aus dem Mangel der Reinigung durch die Schwämme, das Staubtuch, den Striegel, die Bürſte bewirkt wird; durch jenes iſt das Vieh ſtets unruhig, in ermüdender Bewegung, es ſcharret, es lecket, es reibet ſich beſtändig, ſtampft, tritt ſtets hin und her, leget ſich nicht, ſchläft nicht, es kann alſo unmöglich Fettigkeit, ſo, wie es ſeyn ſollte, oder wie es bey guter Fütterung ſonſt leicht geſchehen könnte, ſich anſetzen.

Wann Unreinigkeiten durch die verurſachte Unruhe u. dgl. dieß aufhalten oder gar unmöglich machen, ſo bewirkt dieß eben auch eine zur Maſtung ausgewählte warme Sommerzeit, da die Mücken Tag und Nacht beunruhigen, oder auch ein ſehr zur Ungebühr warmer, mit ſteckender Luft angefüllter Stall: eine Weide, auf der das Vieh von Mückenſtich, von der Hitze der Sonne, von kalten Winden und froſtigen Regen angefallen wird: ſage man da, was man will, wann

auch

auch das Vieh hie und da auf Weiden fett wird, ſo wird es doch niemal ſo bald, ſo vollkommen dazu kommen, als im Stalle, wo es ſeine nöthige gute Pflege erhält.

Die geſuchte Fettigkeit oder Maſtung erfordert auch Ordnung: geſetzte Zeiten, in denen man füttert und tränket und nicht füttert, ſondern verdauen läßt: eine Einförmigkeit in den Zeiten der Fütterung und der Verdauung: beede von gehöriger Länge: nicht zu hurtig gefüttert oder getränket, wohl Zeit zum freſſen zum ſaufen und zum zermalmen der Fütterung und dann zwiſchen dieſer und einer wiederholten Fütterung ſo viel Zeitraum, daß die Verdauung wohl geſchehen, die Ausleerung und neue luſtige Begierde zum Freſſen entſtehen kann.

Die Verdauung geſchiehet wohl in kürzerer Zeit; die Säfte aber erfordern zu ihrer Zubereitung, zu ihrem Uebergang in ihre Kanäle, zum Umwandeln in Fleiſch und Fett längere Zeit, daher hat man bisher von 8 Stunden zu 8 Stunden gefüttert, folglich früh am Tage, zu Mittag und Anbruch der Nacht oder etwas ſpäter; es gab fleiſſigere Hauswirthe, die von 6 zu 6 Stunden fütterten; alſo auch tief in der Nacht noch einmal fütterten, oder, wie ſie es heiſſen, abfütterten; wohl gethan! — wäre es nur nicht zu mühſam, ſo würde ich rathen: füttert Nachts um 12 Uhr, früh um 6 Uhr, Mittags um 12 Uhr, Abends 6 Uhr.

Würde man keine ſolche Ordnung einführen und unordentlich füttern, ſo würde das Verdauungsgeſchäfte, die Verdauung, ja die Säfte, die daher kommen ſollen gewaltig leiden, und ſo auf Krankheit und Tod wirken;

Würde man aber eine Ordnung eingeführt haben, — von ſolcher wieder ablaſſen: heute ſo, dann wieder anderſt, in vorher nie zur Fütterung beſtimmten

Zeiten füttern, ſo würde das Vieh, welches einer andern Ordnung und Zeit gewohnt wäre, unruhig werden und dabey wieder verlieren; auch das Vieh handelt nach Gewohnheit; wie dann die Natur des Syſtems und Uhrwerk ſeines Leibes eine Art der Gewohnheit annimmt und darnach ſich aufziehet und ablauft, gleich einer andern Maſchine.

Dieß alles nun vorausgeſetzt wird man mich verſtehen, mir auch den Beyfall nicht verſagen, wann ich zur Maſtung folgendes als nothwendig angebe:

1) Seye das Vieh, welches gemäſtet und verkauft, alſo abgeſchafft werden ſoll, vor allem geſund, gefräſſig, nicht zu alt; 6 bis 8 Jahre ſind bey den Ochſen die dazu tüchtigſten Jahre; auch habe es Anlage zum fettwerden.

2) Gutes Heu, auf von Natur ſchwerem Boden oder wohlgedungtem Boden erwachſen, wohl geerndet, gedrocknet und aufbewahret, ſo auch das Grumet von daher, dabey aber vorzüglich Körner: Gerſte, Wicken, Dinkel oder Spelzen, Roggen, auch andere dergleichen Früchte dienen zur Maſtung vortrefflich, und ſind dabey eine unumgänglich nothwendige Fütterung: die beſte Sorten unter Körnern ſind Wicken und Gerſten; unter der langen Fütterung aber das Grumet.

Klee allerley Arten, grün und dürre verfüttert, ſind gleichfalls dazu dienlich; der Eſparſet mehr als die andern: alle drey Arten gedörrt beſſer als grün: Burgunder Rüben, der Viehmangold nämlich oder die Rangerſen, die man auch Turnigs heißet, die Kartoffeln, und alles Wurzelwerk, ſonderlich die gelben Rüben haben auch hiebey ihren Nutzen, doch iſt und bleibt dazu nichts dienlicher als die Körner: aus den dürren ſaft- und öllosem Geſtröh erwarte man nichts; grüne Fütterung ſchmecket wohl gut, da ſie aber zu wäſſericht iſt, ſo gehet ſie auch, zumal alsdann, wann ſie

vom

vom Thau oder Regen naß iſt, ohne Wirkung auf Fettigkeit wieder frühe weg.

3) Um dieſe Fütterungen mehr wirkſamer zu machen, dem Vieh hiebey die Arbeit des mühſamen Käuens zu erſparen, iſt es gut, die lange Fütterung auf der Stroh = oder Häckelbank klein zu ſchneiden; die Körner entweder in Waſſer eingeweichet und da gequollen darunter zu mengen, oder ſolche auf der Mühle vorher ſchroten zu laſſen, und ſo auf die geſchnittene lange Fütterung aufzuſtreuen und unter zu miſchen.

4) Die Salzungen müſſen geſchehen; ſie können aber durch Aufſtreuung des trocknen Salzes auf die geſchnittene Fütterungen geſchehen, dieß thut man auch durch in die Tröge eingelegte groſſe Stücke Steinſalzes, oder dadurch, daß man Salz im Waſſer auflöſet und die trockene kurze Fütterung damit beſpritzet. — Bey der Maſtung muß keine Fütterungszeit hingehen, da man nicht etwas Salz giebt. Wie viel? — Eine handvoll für vier paar Ochſen iſt genug; etwas mehr oder weniger verändert da wenig; nach Granen meſſe man nicht. Legt man Salzſteine in die Tröge, ſo bleiben dieſe ſtets darinn, und das Vieh mag nach Belieben daran lecken.

5) Man kann nicht ſagen: ſo viel gebt eurem Vieh; aber das kann man ſagen: gebt ihme ſatt; Es frißt viel, und muß viel zu freſſen haben, da es noch nicht angefüllt, noch nicht ausgefüttert, noch nicht fett iſt; es begehrt nach dem Maaße, da es fetter wird, immer weniger, und dann gebt ihm auch weniger. Das Maaß der Fütterung alſo iſt das ſatt ſeyn, und dieß Maaß macht man durch Aufſehen und Erfahrung von Tag zu Tag aus;

Sehet ihr, daß es durch Abſtehen vom Freſſen, durch langſamer freſſen, dadurch, daß es ſich leget, den Abgang der Freßbegierde verräth, ſo ſehet ihr auch, daß es nun ſatt iſt, nehmt das, was und wie viel ihr ge=

geſtern eingelegt habet, als das Maaß von dem an, ſo ihr heute in ganz etwas wenigerm vorlegen wollet; — ſo verfahren, werdet ihr heute wie geſtern, wohl ſattfüttern.

Jedoch, da nichts ohne Ausnahme iſt, ſo iſt auch da öfters Ausnahme zu machen nöthig: wie der Menſch einen Tag mehr, den andern weniger Eßbegierde hat, ſo ich auch die Freßluſt bey dem Vieh einen Tag heftiger als dem andern; wann alles Vieh im Stall ſchon lieget, ruhet und wiederkäuet, ſo ſteht öfters dort noch eins, ſieht ſich nach mehr um, und blöckt wohl nach mehrerem, dieß erweiſt, daß es nöthig iſt, ihm mehr als dem andern zu geben.

Nur keinem zu viel, dann dieß, wie das zu wenige, ſchadet in der Fütterung und Maſtung; dieſes hat nicht genug zum verdauen; zu wenig, die nöthigen Säfte für den Wuchs ſeines Körpers, Fleiſches und Fettes zu ſammeln, und jenes hat nicht Kräften genug, das zu viele zu verdauen, die Säfte auszuziehen, die mehreſten gehen wieder weg; und die welche bleiben, ſind nicht rein gekocht, machen böſes Geblüt und hindern das, was man ſuchet: Sättigung, Wuchs, Fleiſch und Fett.

Man beſtimmt für ein Pferd unter ſchwerer Arbeit auf 24 Stunden 15 Pfund Heu, $\frac{3}{4}$ Simri Haber, das Simra zu 17 Pf. nürnberger Gewicht gerechnet: für ein unter minderer Arbeit 12 Pf. Heu, $\frac{1}{2}$ Simra Haber: für ein Reitpferd, welches nur zu Zeiten geritten wird, 12 Pf. Heu, $\frac{1}{4}$ Simra, auch etwas mehr Haber. Man fordert für den Maſtochſen und für jedem andern Ochſen täglich 25 Pf. trockene Fütterung; 30 Pfund, auch mehrere Pfunde Gras oder Klee: für erſtern noch 1. 2. 3 Maaß Schrot von Gerſten, Wicken u. dgl. das Simra zu 16 Maaßen oder Theilen gerechnet.

6)

6) Ordnung im Füttern, iſt ſo unumſchränkt nothwendig, als das Füttern ſelbſt! man muß eine feſtgeſetzte Zeit halten und dabey bleiben: die Termine, in welchen gefüttert wird, müſſen ſo gewählt, und ſo von einander entfernt ſeyn, daß das Vieh in den Zwiſchenzeiten zu verdauen, im Stand iſt.

Man ſollte wohl in 24 Stunden viermal füttern: alſo von 6 zu 6 Stunden: Frühe 6 Uhr, Mittags 12 Uhr, Abends 6 Uhr, Mitternachts 12 Uhr; da es aber für den Hausvater ſehr unbequem ſeyn würde, Mitternachts aufzuſtehen und ſolche Arbeit zu thun, ſo wird es Ordnung genug ſeyn, wann er bey Anbruch des Tags, Mittags, und Abends gegen die Nacht die Fütterung beſorget: im Winter macht er dieſe Ausnahme: daß er vor ſchlafengehen, etwa um 9 um 10 Uhr, lange oder kurze Fütterung noch einmal aufſtecket oder vorſchüttet.

7) Die Tränke iſt ſo nöthig, als die Fütterung ſelbſten; es iſt alſo gut, daß man auch bey jeder Fütterung tränket.

Ein gutes, geſundes, helles Waſſer, iſt dem Viehe ſo geſund und zuträglich, als dem Menſchen: dieß wähle man alſo aus, ſo gut, als man kann;

Doch weiß ich einen Ort auf einem Berge gelegen, wo das Vieh mit in einer Vertiefung zuſammengeloffenen ſtehenden Waſſer, welches mehr einer Miſtjauche als einem Brunnwaſſer gleichet, getränket wird, und das Vieh bleibet dabey ſo geſund, als ein anderes mit Brunnenwaſſer verſehenes vielleicht nicht iſt; ja ich muß mehr ſagen: Als in dem ganzen Lande die Viehſeuche wüthete, hatte man da dieſe Plage nicht, alles Vieh blieb davon frey.

Man pflegt hie und da in einigen Ländern mit warmen Waſſer zu tränken, und ziehet dieſe Tränke der mit kaltem Waſſer vor; man frage den Arzt: ob ſo eine Tränke eines Vorzuges werth ſeye; er wird es

verneinen; ſie ſchwächet die Gefäſſe, und iſt billig zu verwerfen; kaltes, ich will nicht eiskaltes ſagen, ſondern kaltes Waſſer, wie es aus der Quelle läuft, ſtärket Faſern und Nerven, und bewirket die frühere und vollkommenere Verdauung.

Fluß- und Quellwaſſer, das ſtehende aus einem Schöpfbrunnen, und das, ſo in Röhren läufet und hervorſpringet, iſt zuträglich; doch wird das letztere aus einer ſonſt geſunden Quelle den Vorzug erhalten: es iſt nicht ſo kalt, wie das aus einem Schöpfbrunnen; reiner als das Flußwaſſer, und fordert die Mühe des Herausſchöpfens nicht.

8) Wie man das Vieh vorher freſſen läßt, ehe man tränket, ſo legt man ihm auch nach dem Tränken noch etwas vor: einige geben die körnige Fütterung vor, einige nach, ich habe aus den Erfahrungen beeder, daß die zweerley Wirkungen von einander gar weniges, oder nichts abſtehen; dem einen zwar ſo, dem andern aber anderſt vorkommen: es iſt nicht zu entſcheiden, ob aus dem einen oder dem andern eine beſſere Verdauung der Körner erfolge: bald bemerkt man es ſo, bald wieder nicht ſo: am beſten, man giebt alle Körner eingeweicht, gequollen, oder geſchroten, ſo wird die Verdauung nicht mangeln.

9) Genug ſaufen muß das Vieh, daher laſſe man ihm dazu Zeit, und verwähre, daß nicht ein Stuck das andere daran hindere: dieſes verdünnet das Futter in der Verdauung, und die Nahrungsſäfte gehen ſo eher, geſchwinder, und beſſer in die Saftkanäle über.

10) Es iſt ſchädlich, wann das Vieh erhitzt ſäufet, daher muß es langſam zur Tränke getrieben werden: am beſten iſt es, wann die Tränke ſogleich am oder im Stalle iſt, oder wenn man ſie ihm da hinein bringt.

11) So ſchädlich jenes, ſo wehe thut ihm dieſes, wann es von der Tränke weg, weit, heftig gejagt und heim getrieben wird; auch dieß iſt zum vermeiden.

12) Im Trog, in Kübeln, oder ſonſtwo langgeſtandenes erwärmtes oder erkältetes, oder welches Waſſer gar faulend geworden iſt, wird man dem durſtigen Vieh wohl nicht vorhalten; es iſt allemal ungeſund und ſchädlich; es ſauft's wohl, aber mit Eckel.

13) Das ſchnelle Einſaufen taugt nichts, man wird wohl thun, ſo man es verwehret: das Pferd mit dem Zaum aufziehet, das Rindvieh mit einem Stock zurücktreibt; tränkt man aus einem Kübel, ſo werfe man eine handvoll Stroh, Heu, oder Gras oben darauf, ſo hat man ſeine Abſicht gewonnen.

14) Zeit oder Muße zum verdauen des Futters und des Getränkes iſt nothwendig, Fettigkeit und Kraft zu geben; ſo nothwendig, als die Fütterung und das Getränke ſelbſten.

Je mehr man das eine und das andere: Fettigkeit oder Kraft und Vermögen zur Arbeit fordert, je mehr muß man ihm jenes bewilligen und geſtatten.

Maſtvieh ſoll nie, oder gar ſelten, etwa nur noch zu ganz leichter Arbeit gebraucht werden; Zugvieh muß wenigſtens zu Mittag ein paar Stunden Ruhe haben, und des Nachts hindurch auf der Streue gelaſſen werden.

Anderſt geht das in Eile eingeſchluckte, und durch heftige Arbeit unverdaute ohne ſich in Nahrungsſäfte aufgelöſt zu haben, wieder ab:

Die Natur heiſchet es ſichtbar; das Rindvieh wiederkäuet, und dieſe Wiederkäuung dauert ziemlich lang; durch die Arbeit wird es offenbar daran gehindert.

15) Nicht nur die Arbeit, die ihm die Ruhe verſagt, auch alles, was es darinn ſtöhrt, muß weichen, und entfernt werden.

Hitze, Froſt, Mücken, Läuſe, andere Inſekten, Staub, Unflat und was dergleichen noch mehr iſt und ſeyn kann, benimmt dem Vieh die benöthigte Ruhe, den Schlaf, die Erholung, und das im Stalle und außer dem Stalle. Daher iſt auch ſchlechtweg die Weide zu widerrathen, da iſt auch das beſtändige Umlaufen mit in der Schuld, daß ihm die Ruhe entgehet.

Ein enger, niederer, mit nöthigen Oeffnungen nicht verſehener Stall, wird bald zu warm, die Mücken ſammeln ſich: Kommt dazu, daß der Miſt zu lange liegt, der Harn nicht ablauft, welche Quaal alsdann? iſt es unnatürlich, wenn da das Vieh keichet und unruhig wird?

Es giebt Leute, die den Unflat im Stalle für geſund achten, z. E. wann der Stall dichte mit Spinnenwebe überzogen iſt; ich wollte es nicht rathen, dieſen Unflat, der ſtets ſtäubet, abzukehren; mancher Bauer fiele ſeinem Knecht, der dieß wagte, in die Haare. Solche Vorurtheile muß man überwinden und ſchlechtweg ſo was nicht geſtatten.

Ich konnte es nicht verſtehen, wann man mir ſagt! daß es Länder gebe, wo man Striegel, Bürſte, Staubtuch nicht kenne, ſie gar nicht brauche, und doch habe ich es nachmals ſelbſten erfahren, Ställe geſehen, wo der Staub dem Vieh über die Haare hoch auflag, wo das arme Vieh auf dem Rücken voll eiteriger, blutiger Grinde war, wo die Läuſe am Hals krochen; als ich jammerte und fragte: warum dieß? war die Antwort: das iſt ausgeſchlagene Krankheit und geſund; das muß man nicht abheilen. — Verſicherte ich, daß es vom Mangel der Reinigung komme, daß man bürſten, ſtriegeln, abſtäuben müſſe, ſo erklär-

te

te man ſo was als Schindersarbeiten, die kein ehrli=
cher Bauer thun werde. —

Das Vieh muß alle Tage zwiſchen dem, da es
frißt, geſtriegelt, gebürſtet, abgeſtäubt werden; alſo
des Tages wenigſtens zwey, beſſer dreymal.

Man ſehe doch auf jedes Thierchen in ſeiner Frey=
heit, vom Hirſch an, bis auf den Sperlink herab, und
bemerke, wie reinlich es iſt, wie es ſich ſelbſt immer=
hin reiniget, ſtreichelt, belecket; fordert alſo nicht die
Natur eine ſolche Reinigung unſerm Fleiß ab, wann
wir das Vieh durch Ketten und Stricke binden und
ihm dadurch verſagen, ſich ſelbſten zu ſäubern? al=
lerdings!

Wann das Vieh auf der Weide frey laufet, ſo
thut es alles, ſich ſelbſten zu reinigen: es leckt ſich,
reibt ſich an jedem Baume, legt ſich in's trockne, und
umgeht jede unflätige Stelle, ſich nicht zu beſudeln;
ſollte dieſes nicht lehren, daß man neben dem Gebrau=
che des Striegels und der Bürſte, den Stall von den
natürlichen Auswürfen zu reinigen habe?

Der Stall muß immer rein gehalten werden: der
Harn muß immerhin ab= und wegrinnen: Bey jeder
Fütterung nimmt man mit der Gabel von der noch
trocknen und noch nicht zu Miſt getretenen Streue den
Koth weg und bringt ihn auf die Miſtſtätte: alle Wo=
chen im Sommer wird der Stall drey, zweymal: im
Winter einmal ganz ausgeſeget; ſo, wie nach jeder
Fütterung nun das Naſſe, das Beſudelte der Streue
weggenommen wird, ſo muß auch auf dieſen Fleck wie=
der trockene Streue aufgeſtreuet werden.

16) Selbſt die Luft ſoll rein ſeyn, daher müſ=
ſen in den Wänden des Stalls, hoch, der Decke gleich,
Luftlöcher angebracht ſeyn, die entweder im Sommer
allezeit offen bleiben, oder im Winter zu Zeiten geöffnet
werden, damit die Luft durchſtreichen, und den Dampf
ab= und ausführen kann: es kommt darauf an, ob die

Wie=

Witterung kalt oder warm iſt; im Winter hält man die Thüre zu; im Sommer kann man auch dieſe öffnen, und ſie den ganzen Tag offen laſſen, wenn man durch ein vorgeſtelltes Gitter die Hüner u. dgl. abhält, in den Stall zu kommen. Genugſame Luftlöcher zu haben, iſt nöthig; ſie gar in Form eines Kamins oben in der Decke ein oder zwey Dampflöcher anzubringen, iſt beſſer als jenes; dann dabey bleibt der Stall finſter, die Mücken laſſen dem Vieh in der Finſterniß Ruhe, da ſie, wann es Licht wird, aufwachen, fliegen und das Vieh unausgeſetzt peinigen.

Mit einem Wort: die Reinlichkeit in allem iſt im Viehſtalle etwas ganz und gar unentbehrliches: man muß ſich derſelben in allen Stücken, damit das Vieh Ruhe habe, befleißigen; dieſes trägt zum Fettwerden, Kraft und Vermögen des Viehes, nur gar zu vieles bey.

## Die Kuh.

Das Rind, weiblichen Geſchlechts, wann es zweymal gejungt hat, heißet Kuh; ſo lange es aber trächtig iſt, oder nur ein Kalb gehabt hat, heißet es Kalbe, oder Kalbin.

Die Kuh iſt dem Landmann ſo unentbehrlich, als der Ochs: dieſer dient zur Arbeit: jene zur Küche: zu Milch, Butter, Schmalz, zur Nachzucht, oder zur Vermehrung und Unterhaltung ſeines Viehſtandes, alſo zween Endzwecke, auf welche die Kuh genützt wird: die, durch welche man beede Zwecke am beſten erreichen kann, iſt die beſte, und dieſe zu erhalten, darauf hat man zu ſehen.

Nicht alle Kühe werfen groſſe, wohlgeſtaltete, zum Wuchſe und zur Fettigkeit geneigte Kälber: es giebt groſſe Kühe, welche doch darauf keine gute Mutterkühe ſind, und kleinere, welche dieſe ſind; die Natur

tur hat hier was beſonderes: auch öfters die magerſte Kuhe, die nie fett wird, giebt die fetteſten Kälber; wann die fetteſte Kuh das magerſte Kalb, ſo nicht fett werden will, ſo lang es an der Mutter trinket; wirft: hier ſagt der Bauer, kommt's auf die Art an, und es iſt allerdings ſo.

Man hat alſo Mühe, eine gute Kuhe zu dieſen Zweck auszuſuchen, und zu erhalten;

Und ſo iſt es auch in Abſicht auf viele und fette Milch: nicht eben die fette und wohl gewachſene, nicht eben die groſſe Kuh giebt ſie; manche giebt viele; aber wäſſerichte ohne Raum; eine andere fette, aber wenig Milch: die Kuh iſt ſehr ſelten, von der man alles zugleich hat: ſchöne Kälber, viele und gute Milch; hat man dergleichen eine im Stalle, ſo muß ſie werther ſeyn, als jeder Preis, den man dafür anbiethet; denn gemeiniglich ſind ihre Kälber, wie ſie ſelbſt, nutzbar; eine ſolche Zucht zu haben, iſt wahrer Gewinn.

Man iſt außer Stand, genau zu beſtimmen, wie viel die beſte Kuh Milch, und aus dieſer die Wochen durch Butter giebt; es kommt ungemein viel darauf an, welcherley Fütterung ſie erhält, wie ſie ſaufet, ob ſie viel oder wenig Salz erhält; ob ſie in Ruhe iſt oder nicht u. ſ. w.

Eine gute Kuh kann ſechs, ſieben Maaß, auch noch was mehr Milch des Tages abgeben, und von ſolcher Milch zuſammen mag man in einer Woche 2 ½. drey, auch vier Pfunde, vielleicht etwas mehr Butter erhalten. Wer hier genauer beſtimmen wollte, würde zu viel wagen, und mit ſeiner Rechnung wohl niemal beſtehen.

Da es nun alſo, auf Gewinn und Nutzen geſehen, gar vieles darauf ankommt, daß man ſeine Kühe gut wählet, ſo iſt nöthig, ſo viel es möglich, Kennzeichen aufzuſuchen und anzugeben, nach denen man ſich im Einkauf der Kühe richtet.

Al-

Allemal ſicherer, groſſe, wohlgeſtaltete Kälber erwartet von groſſen, wohlgeſtalten Kühen und Farren, als von kleinen und übelgeſtalten.

Je gröſſer die Kuh iſt, je beſſer iſt es, und ſo iſt es auch gewiß in Anſehung des Farren; jedoch iſt nur dieſer groß, wann ſchon die Kuh klein iſt, ſo wird man doch gröſſere Kälber erhalten; Fettigkeit der Kuh macht da nichts aus, auch die dürreſte Kuh wirft oft das allergrößte Kalb. Hier alſo iſt gut wählen; jeder ſieht und weiß, was groß oder klein iſt.

In Abſicht auf gute und viele Milch aber ſichere Kennzeichen zu geben, iſt ſchwerer, beynahe, mit ganzer Gewißheit ſie geben zu wollen, unmöglich.

Man ſagt, wann die Milchadern am Bauche dick ſeyen, weit vor gegen die Bruſt laufen, und wohl gefühlt und wahrgenommen werden könnten: wann die Kuhe einen langen Schwanz habe: wann der Hals lang ſeye: wann ſie fahle, gelbe Haare habe: alle dieſe Kennzeichen können aus dem vielfältigen Erfahrungen und Wahrnehmungen abgezogen und genommen worden ſeyn; ich ſehe aber nicht ein, wie ſie auſſer dem erſten im Weſen gegründet ſeyn können: Gewißheit verſpreche ich daraus nicht, wann ich ſchon bekenne, daß ich's ſo ſelbſt oft gefunden habe, und viele andere es ſo gefunden haben wollen.

Man verfährt da bey dieſem Einkaufe am ſicherſten, wann man Gelegenheit hat, auf eine Kuhe einige Tage oder Wochen acht haben zu können, um ſelbſt zu ſehen, was für welche, und wie viele Milch ſie abgiebt, oder wann man es durch ſichere Nachricht zu erfahren im Stande iſt. — Der Kuhhandel iſt allezeit gewagt.

Doch, wie ich geſagt habe: es kommt da gewaltig viel auf die Fütterungsarten an: Eine Kuh, welche mit guten Fütterungsſorten gefüttert wird, die viel Salz erhält, wohl ſaufet, giebt gewißlich weit mehr gute Milch als eine andere vom Gegentheil geben kann.

Wie alſo zu füttern? — Was ich ſchon beym Ochſen geſagt habe, wiederhole ich nicht: die Pflege dort muß auch die Pflege da ſeyn:

Hier ſage ich: daß keine beſſere Fütterung zu vieler und guter, fetter Milch iſt, als Haber mit Wicken untermiſcht angeſäet und dieß Gemiſche alsdann nach und nach, noch ehe es anfängt zu ſchoſſen, zu blühen, Schotten und Körner zu bekommen, verfüttert.

Dieſes ſäe man recht früh im Frühling auf gutem, fett gedungtem Felde, und zwar abgeſetzt von 14 zu 14 Tagen, oder auch von 8 zu 8 Tagen, damit nicht alles von gleicher Gröſſe auf einmal, zu einer Zeit wachſe, an;

Sollte es zu ſtark und zu alt werden: ſo ſchneide man es handlang in der Hackelbank kurz: man wird es wahrnehmen, daß dergleichen milchbringende Fütterung wie dieſes gar nicht geſunden wird.

Die Kleearten, ſonderlich der Eſparſet, ſind auch gut und alles Gras, Wurzel und Blätter auf NB. ſchwerem Boden gewachſen, haben hier auch Vorzug.

Will man Schrot aus Körnern füttern und auf kurze Fütterung: Häckel aus Stroh und Heu oder Grumet u. dgl. ſtreuen, ſo wird man freylich auch hier von die beſten Wirkungen auf viele und fette Milch wahrnehmen.

Allemal mit bemerkt, daß eine Kuh wohl ſaufe, alſo des Tages 2, beſſer dreymal getränkt, und alle Tage mit etwa einem Löfel voll oder auch etwas mehr Salz verſehen werde;

Dann

Dann Fett und Waſſer iſt Milch; damit ſich aber beede miſchen und Milch werden, muß man Salz zuſetzen; Fett und Waſſer miſcht ſich nie ohne dieß.

Die Kuh giebt die erſte Milch für ihr Kalb; weiſe und gütige Vorſorge Gottes für ihre Geſchöpfe! alsdann aber, wann das Kalb ab iſt, wird ſie für den Menſchen geſammelt.

Es kann kommen, daß die Kuh alle Anlage zu vieler und guter Milch hat; es kann aber gar leicht und bald geſchehen, daß ſie doch ſolche nicht abgiebt, oder nach und nach bald wieder verſagt.

Daran kann das ſaugende Kalb, auch in der Folge die Perſon, welche melket, ſchuld ſeyn; die Hexe nicht! — –

Die Natur der Kuh iſt die, daß ſie Milch geben will; ſie hält ſie aber auch zurück, wenn man ſie nicht von ihr abnimmt: der Milchſaft verwandelt ſich in Blut, oder bleibt Blut, Fleiſch, und Fett, oder ſetzt ſich wieder in dieſes nach und nach in der Maaße um, wie man ſie nicht aus dem Euter herausnimmt; was man undankbar nicht nützen will, das verſagt die Natur in der Folge von rechtswegen.

Das Euter der Kuh hat gewöhnlich vier Striche; ſo wie das Kalb nicht an jedem Striche ſauget, die Melkerinn nicht an jedem Striche einmal, wie das anderemal melket, ſo verſaget der ungemolkene Strich in kurzem alle Milch ganz; dieß iſt aller Erfahrung.

Man ſchlieſſet daraus aufs Ganze: ſollte das Euter gar nicht gemolken werden, ſo würde alle Milch zurücktreten: dieß iſt eben auch Erfahrung, und der Schluß hieraus: ſollte man die Milch nur halb oder zum Drittel herausmelken, ſo würde in der Folge beſtändig das Drittel oder die Hälfte verlohren, und nicht mehr erhalten werden können.

Will

Will man alſo die Kuh auf die Milch möglichſt nützen; — ſo iſt nicht genug, daß man ihr durch fette Fütterung, Salz und Tränke, viele und gute Milch verſchaffet, man muß ſie auch von ihr ſorgſam herausmelken und ſo durch eine möglich andaurende Abnahme bewirken.

Schon das Kalb muß angehalten werden, an allen Strichen wechſelsweiſe zu ſaugen, und alle Milch ganz auszuſaugen; wäre es nicht rathſam: wie es auch nicht allezeit rathſam iſt, als ich ſogleich erweiſen werde, daß das Kalb alle Milch tränke,

So muß man dieſelbe bis, ſo zu ſagen, auf den letzten Tropfen allezeit ausmelken; und

Damit ſolches vollkommen geſchehen möge, ſo muß die Melkerinn hurtig, wechſelsweiſe an den Strichen zupfen oder melken, dann eben durch die Frikzion der Striche und dadurch bewirkte mehrere gröſſere Erweiterungen der Milchkanäle, und zwar nach der Heftigkeit dieſer Frikzion, welche nach dem Maaße der Geſchwindigkeit zunimmt, wird das beſſere und vollkommnere Ausmelken erfolgen.

Wann die Milch in manchen Ställen verſaget, ſo iſt der Aberglaube fertig, die Hexen die Kühe reiten zu laſſen; wann doch nichts ſonſt daran ſchuld iſt, als Faulheit und Unverſtand in der Fütterung, und im Melken.

Eine andere Urſache, von der ich noch ſonſtwo reden werde, iſt der Weidgang der Kühe; wer wenig Milch haben will, der arbeite auch nur mit den Kühen unter dem Joche am Pflug oder Wagen; oder ſchicke ſie nur auf die Weide! dort wird ſie durch Arbeit, hier durchs Umlaufen vermindert, wann ſie ſich im Stalle bey genugſamer, guter Fütterung und nöthiger Ruhe augenſcheinlich vermehrt und verbeſſert.

Man

Man muß von einer Kalbin oder jungen Kuh nicht viele, gute Milch erwarten, dieſe nimmt an Vielheit und Güte ſo zu, wie die Kuh am Alter bis auf 12 bis 14 Jahre zunimmt; ſind aber dieſe Jahre vorbey, ſodann verliert ſie ſich nach und nach merklich, und man thut wohl, wann man ſie ausmerzet und abſchaffet.

Hat ſie alſo 9 bis 10 Kälber geworfen, ſo iſt's auch mit ihr vorbey; denn ihr Werth liegt in Milch und Kälbern, nie in der Arbeit, wovon ſie billig befreyt bleibt; Es iſt Mißbrauch, wann man ſie dazu gebrauchet; mehrere haben es verſucht, den Verluſt dabey gefunden, und haben ihm bald wieder entſaget.

Es geſchiehet, daß die Kühe zu Zeiten den Farrochſen nicht ſuchen, alſo nicht trächtig werden wollen:

Oefters iſt es doch nicht ſo, als man meynet; man iſt nicht genug aufmerkſam darauf geweſen; die Zeit ihrer Brunſt vergehet, vielleicht ein, zwey, dreymal, und dann kehrt ſie nicht wieder. In dieſem Falle iſt man ſchuld an dem Verluſte mancher nützlicher Kühe.

Wenn Kühe zur Weide gehen und den Farr- oder Stammochſen neben ſich laufen haben, geht ſo was freylich nicht vor;

Das begegnet nur da, wo die Stallfütterung eingeführt iſt, wann der Viehwärter die Kennzeichen der Brunſt, des Rinderns oder des Suchens des Ochſens nicht kennet oder überſiehet, die Kuh alſo zum Ochſen nicht hinführet.

Die Kennzeichen des Rinderns der Kühe ſind:

1) Daß ſie unruhig werden, hin und her treten, umſchauen, ſich nicht niederſetzen.

2) Daß ſie anhaltend blöcken.

3) Daß ſie, wann ſie mit andern Vieh ledig über die Tränke gelaſſen werden, unruhig umlaufen, anderm Vieh nachlaufen, auf ſelbiges aufſpringen.

4) Es geſchieht ſogar, wann ſie nicht von der Kette kommen, daß ſie auf ihre Wärter aufſpringen.

5) Sie freſſen wenig oder nichts: ſchauen immer unruhig um ſich herum.

Nimmt man von dieſen Kennzeichen eines, mehrere oder alle wahr, ſo läßt man den Farren und die Kuh zuſammen: hält etwa die Kuh am Strick, und läßt den Farren ledig:

Verſagt es, ſo muß man ſich die Mühe nicht laſſen zuviel ſeyn, dieß Zuſammenlaſſen und Zuſammenführen zu wiederholen.

Die beſte Zeit hiezu iſt die vor der Fütterung, die allerbeſte alſo früh Morgens.

Und gar gut wäre es, wann jede Gemeinde einen mit Zäunen eingemachten geräumigen Platz hätte, in welchem man beede Stücke, bis die Kuh beſprungen wäre, einſperrte.

Die Bewegung, die daher entſtehende Frikzion und was zur Zeugung beförderlich wäre, würde durch das längere Umlaufen ſich einfinden und das Empfangen ſicherer erfolgen.

Man würde ſich hierdurch der Klage überheben, daß die Kühe zwar rinderten, aber dennoch aufs Reiten nicht empfingen: Nichts iſt öfters hieran ſchuld, als daß weder der Farre noch die Kuh einige Bewegung vorher gehabt hat;

Jedoch geſchieht es auch, daß andere Urſachen mit eintreten: Krankheiten oder innerliche der Zeugung hinderliche Lagen und Beſchaffenheiten des Körpers, ſowohl der Kuh, als des Farren.

Auch allzugroſſe Fettigkeit der Kühe und der Farren können hier in der Schuld ſeyn.

Zeit und Umſtände von einem Jahre ändern öf=ters ſo was ab, man hat auch allerley Mittel im Ge=brauchen, die Kühe auf den Farren begierig zu machen; die meiſten aber ſind widerſinniſch und nicht werth, ange=merkt zu werden. Ich will ſagen, daß man den Kü=hen etwas, etwa für etliche Kreuzer werth Stincus Marinus gepülfert aufs kurze Futter ſtreut und ſo eingiebt.

Ich halte aber das für das beſte, daß man die Kuhe, wo Weidgänge ſind, zum Farren unter die übrige Kühe laufen läßt, wo das aber nicht iſt, ſie zum Farren in einen eben erwehnten geräumigen Platz ein= und abermal etliche Tage aneinander einläßt und ein=ſperret, oder wo auch das nicht ſeyn könnte, im Stal=le nächſt dem Farren anbünde und ſtehen lieſſe.

Verſagte nun bey allen dieſem die Kuhe das Rindern ein oder zwey Jahre, ſo würde ſie auch an der Milch abnehmen, ſie letztens gänzlich verſagen, und dann wäre ein anderer Rath nicht, als ſie zu mäſten, und an den Metzger zu verkaufen oder ſelbſten zu ſchlachten.

Junge Kühe mögen immer noch mit Vortheil und mit mäßigem Aufwande gemäſtet werden, alte Kühe nicht; man thut beſſer, ſie dürre, mager zu verkaufen, und die Maſtung andern zu überlaſſen.

Nun noch was weniges von den Kühen: ich habe oben geſagt: die Kuh ſeye nicht zur Arbeit, dabey be=ſtehe ich noch; doch muß ich ſagen: verſchnittene Kü=he, die man auch Nonnen heißt, ſind außerordentlich gut zum Fuhrwerk; ſie werden groß und ſtark, ziehen vortrefflich, und gehen mit ihrer Laſt weit behender durch und dahin, als die Ochſen, auch werden ſie, wo man ſie mäſten will, bald ſehr fett.

Das Verſchneiden oder Kaſtriren geſchiehet in den erſten Wochen ihres Daſeyns.

Das

# Das Kalb.

Steht mit der Kuh in der nächſten Verbindung: Es genieſſet ſeine Nahrung zum Wachsthum im Leibe von dem mütterlichen Blut: ſo wie man die Mutter füttert, ſo füttert man damit auch das Kalb, und ſo wie man der Mutter das Blut abzäpfet, ſo nimmt man dem Kalb ſeine Nahrung: die Milch würde dem Kalb im Leibe Nahrung im Blute geben, ſo wie ſie ſeine Tränke und Speiſe iſt, wann es einmal außer dem Leibe lebet: man ſollte alſo die einmal trächtig gewordene Kuh nimmermehr melken, ſo wie man das Kalb nicht eher von der Kuh und dem Euter wegthun ſollte, bis ſie wieder empfangen hätte, die danze Natur ſcheint es zu fordern.

Unterdeſſen; da ein anderes beliebet und eingeführet iſt, und vielleicht bey dieſem der Nutzen aus der Kuhe gröſſer iſt, als bey jenem, ſo wird das Kalb von der Milch entwöhnet, und die Kuhe, wann ſie auch ſchon wieder trächtig geworden iſt, bis auf gewiſſe Zeiten zur Küche gemolken. —

Wie die trächtig gewordene Kuh zu behandeln ſeye, will ich voraus ſagen:

Zu wiſſen, ob die Kuh vom Ritte trächtig geworden ſeye; läßt ſich ſo leicht und bald nicht gewiß ausmachen; ſucht ſie den Ochſen nicht mehr, ſo hat man Anſchein; fängt das Kalb an zu leben, ſo nimmt man es an der Bewegung durch die Augen und das Betaſten des Leibes wahr: der Bauch wird auch viel gröſſer: ſind dieſe leztere Kennzeichen da, ſo betrügt man ſich ſchwerlich.

Bis dorthin, und bis zum Werfen hat man Urſache von der Kuh alles das, was das Verwerfen verurſachen, oder ihr das Kalb unzeitig abtreiben könnte, zu entfernen.

Fan=

Faule, ſtinkende, naſſe, gefrorne Fütterungsſorten, bewirken dieſes leichtlich.

Springen, geſtoſſen, auf den Bauch geſchlagen, von anderm Vieh beſprungen und geritten zu werden, verurſachen es auch.

Die Kuh kann von Krankheiten befallen werden; auch dabey und dadurch kann ſie verwerfen.

So, wie man nun alle Urſache hat, in der Fütterung Auswahl zu machen und bedachtſam zu verfahren, ſo hat man auch dahin zu ſehen, daß die Kuhe nicht in letztere Umſtände verſetzt werde.

Sie iſt einer guten Fütterung benöthiget, da ſie für zwey Nahrungen bedarf, und dabey noch auf eine Zeitlang Milch, Butter und Schmalz für die Küche abliefern ſoll; doch, ſie mäſten zu wollen, wäre wider ihre Umſtände und künftige Erwartung einer leichten und minder gefährlichen Geburt; eine fette Kuhe kalbet viel härter als eine dürre.

Das iſt ſchlechtweg nothwendig, die Kuh etliche Wochen vor dem Kalben mit Melken zu verſchonen: Manche Kühe geben Milch bis ſie kalben; man muß ſie aber nicht annehmen, und ſie 6. 8. 10 Wochen lang, ehe ſie werfen, gar nicht mehr melken, um die Milch ihrem Kalbe im Leibe zu überlaſſen, und ſie bey mehreren Kräften zu erhalten.

Man hütte ſich, der tragenden Kuh in den letzten Tagen, um die Zeit des Kalbens Körner zu geben; dieſe verurſachen Hartleibichkeit, Verſtopfungen, Hitze, und alles dieſes iſt bey der Geburt nachtheilig und gefährlich;

So, wie es da ſchädlich werden kann, ſo kann es von nämlichen ſchädlichen Wirkungen werden, wann es gleich auf das Kalben geſchiehet: etliche Tage vor und nach dem Kalben gutes Grumet, Klee, Kartoffeln, grünen Haber u. dgl. zu geben, dienet in aller und jeder Abſicht vortrefflich: es hält den Leib offen, mindert die Hitze, und erquickt.

Wenn

Wenn das Kalb in einer ſchicklichen Lage zur Geburt kommt, dann kommt es auch mit der Mutter gut und glücklich durch; es geſchiehet aber nicht ſelten, daß es in unnatürlicher Lage erſcheinet, und dann bedarf die Mutter Beyſtand und Hülfe, und leider! iſt da vielfältig kein Rath und kein Beyſtand, und das arme Vieh kommt unter grauſamen Behandlungen und Schmerzen zulezt um.

Was wäre nöthiger, als in jedem Dorfe jemand zu unterrichten, da Hülfe leiſten zu können? Jeder Hirte ſollte dieſe Kunſt erlernen und treiben. Es giebt dergleichen Leute, welche Hülfe leiſten zu können, verſtehen wollen; allein die meiſten ſind Lügner, und behandeln das arme Vieh ärger, als der Schinder, der ihm die Haut abziehet; das Polizeyamt ſollte da dreingreifen, und dergleichen gute und nöthige Leute wohlunterrichtet aufſtellen: viele Kühe würden ſo gerettet werden, und man würde ſich auch hierdurch erſt gerecht beweiſen, wann man ſich auch des leidenden Viehes erbarmte!

Da eine Kuh drey viertel Jahre oder vierzig Wochen trächtig gehet, ſo wüßte man auch aus dem Tage des Ritts den Tag des Werfens, weil aber manche Kuhe früher, die andere ſpäter wirft; ſo iſt man daher auſſer Stand, den Tag des Werfens ſo eigentlich und beſtimmt anzugeben, und zu errathen.

Ich wüßte nun da freylich weiter gar nichts zu ſagen, wann nicht ein Viehdoktor, ein alter braver Hirt, bey mir ſtünde, und mir das Folgende aus Erfahrungen diktirte.

Wann die Kuh nahe beym Kalben oder Werfen iſt, ſo ſchwillt ihr das Geburtsglied auf, es zeigen ſich da Schleim und abgehende Unreinigkeiten; endlich nur ein paar Tag vorher, ehe ſolches erfolgt, wird das Euter angefüllt, die Strichen deſſelben ſtrotzen von

 Milch.

Milch. Nun erwartet man alſo alle Stunden das Kalb, und man hat alle Urſache, öfters in den Stall zu gehen und nachzuſehen, weil das Werfen nicht ſelten mit Gefahr verbunden iſt;

Zwar blöcken viele Kühe, wann's eben am Werfen iſt und ſie die Geburtsſchmerzen befallen:

Doch giebts auch einige, welche nicht blöcken, und ganz in der Stille werfen; dieſes alſo iſt Urſache, daß man nöthig hat, in der Werfzeit wohl auf- und öfters nachzuſehen.

Wann das Junge in richtiger, zum Werfen ſchicklicher Lage iſt, ſo geſchieht das Kalben leicht: die richtige Lage iſt, wann ſich die vordern zween Füſſe am erſten und auf ſolchen der Kopf zeiget;

Sabald man eine andere Lage wahrnimmt, dann iſt auch Gefahr da, und die Beyhülfe von Menſchen wird nothwendig;

Man würde beym Vieh nicht weniger ſo wie beym Menſchen zu verfahren haben, und dabey glücklich ſeyn; Niemand würde alſo hier beſſere Dienſte thun können, als der oder die, welche die Geburtshülfe nach Regeln erlernt hat; Schande oder Nachtheil würde ihnen, das zu thun, bey keinem Vernünftigen bringen!

Das Kalb kommt öfters in einem Felle eingebunden, welches ſogleich zu öffnen iſt, um daſſelbe wider das Erſticken zu ſchützen und zu retten.

Das Kalb iſt nun alſo da, die Mutter leckt und reiniget es vor ihren Füſſen vom Unrath.

Nun entſtehet die Frage: wo bindet man das Kalb an: nahe, oder fern von der Mutter? Anbinden? — ja allerdings; die böſe Weiſe: die Kälber zuſammen in einem beſondern Stalle ledig laufen zu laſſen, nimmt man billig nicht an; ſie werden ſo in einigen Gegenden behandelt, wann aber mehrere beyſammen ſind, verder-

ben ſie gemeiniglich übereinander, welches durch allerley Zufälle, die ich vorbeygehe, geſchiehet.

Wir binden jedes Kalb mit einem Stricke ſogleich an: einige binden ſie zunächſt bey der Mutter an, die ſie zwar ſorgſam in acht nimmt; wobey es aber doch ſchon mehrmalen geſchehen iſt, daß ſie über die Kette, an der die Mutter angebunden liegt, geſprungen ſind, und ſich ſo erhenkt haben; dieß alſo widerräth es; ſodann: wenn ſie beede zuſehr zuſammen gewohnt ſind, entſteht, wann man ſie nach dem Abſaugen, von einander binden muß, ein jammervolles lang anhaltendes Blöcken, wobey ſich ſehr viele Kälber zu reheſchreien und elend werden: alſo empfehlen beede Urſachen,

Daß man die Kälber ſogleich nach der Geburt abwärts von der Mutter an einem Strick anleget; dieß wird auf Seiten beeder ohne viele Empfindung geſchehen können; man wird in der Folge, wann das Kalb von der Mutter abgewöhnt wird, manchem Widrigen, ſo ich ſo eben angezeigt habe, damit vollkommen ausweichen.

Nun die Frage: läßt man das Kalb an der Mutter ſaugen, oder melket man dieſe aus, und giebt jenem die Milch aus einem Gefäſſe?

In einigen Ställen iſt man für dieß; aber faſt allgemein für jenes; man will allerley Empfehlungen für das Tränken aus dem Gefäſſe und Ausmelken der Kühe angeben: als: ſo werde die Mutter durch das beſtändige Stoſſen des Kalbs beym Saugen nicht ſo gepeinigt, und dann verlerne das Kalb eher Milch und Mutter, und gewöhne ſich auch frühe, ohne weitere Mühe das Tränken aus dem Brunnentroge an.

Jſts weiter nichts, und es iſt zuverläſſig weiter nichts, ſo möchte ich die Natur ſo unnöthig ohne allen weitern Gewinn mit Vermehrung der Mühe und Arbeit nicht meiſtern! —

Wir bleiben alſo dabey, daß wir das Kalb alle Tage 3 oder 4mal zur Mutter hinführen, und es ſo lange ſaugen laſſen, als wir für gut finden.

Bey dem Saugen iſt zu bemerken und folgendes zu beobachten:

1) Man muß, ehe man das Kalb nach ſeiner Geburt das erſtemal ſaugen läßt, die Mutter ein oder zweymal vorher ausmelken; die Milch ſchüttet man weg, giebt ſie den Schweinen oder der Mutter ſelbſt auf ihrem Futter oder in der Tränke: Viehärzte wollen wiſſen, und ſie können etwa recht haben, daß ſie der Kuhe nütze, ſie laxire, oder diene wenigſtens wider innerliche Hitze, die gerne aufs Kalben entſtehe.

2) Das Kalb darf ſich etliche Tage ja nicht ganz ſatt ſaugen: man bringe es daher lieber öfter zur Mutter, und laſſe es ſtatt zu viel auf einmal, nur nach und nach genug ſaugen: ſaugt es auf einmal zu viel, ſo erkrankt es durch Unverdaulichkeit augenblicklich tödtlich. Die Milch gerinnet im Magen zu Käſe, und das Kalb, wo man ihm nicht mit Arzeneyen beyſpringt, kommt um.

Geſchieht dieß, (das Kalb erkränkte durchs zu viele Saugen) ſo iſt vor allen andern vielen widerſinniſchen kein beſſeres Mittel als etliche handvoll Salz in eine Maaß friſch Waſſer werfen, und dem Kalb ſolches von halben viertel Stunden zu halben viertel Stunden löffelvollweis einzuſchütten; das Salzwaſſer währet die Hitze, hält die Fäulniß ab, läßt die Fettigkeiten auf, laxiret und ſtellt ſo das Kalb durch einen ſtinkenden Durchbruch wieder her.

3) Man muß das Kalb gewöhnen, alle Striche des Euters zu nehmen, damit alle an- und vollkommen aus-

ausgeſogen werden, und nicht einer oder der andere unausgeſogen bleibe; in ſolchem Falle würde ſonſt aus ihnen nie wieder Milch gemolken werden können; jenes zu bewirken, muß man ihm die Striche nach und nach ſelbſten in's Maul geben.

4) Wie nun das Kalb in den erſten 8. oder 14. Tagen, vielleicht bey einer milchreichen Kuh, ſolange es ſauget, nicht rein ausſaugen darf oder kann, ſo muß man allemal den Ueberreſt ausmelken, ſonſt die Kuh künftig ſolche Quantität Milch verſaget und nimmermehr ſo viel geben wird, als ſie hätte geben können und wollen.

5) Iſt das Kalb einmal erſtarkt, und man ſieht, daß die Kuh nicht allzuviele Milch giebt, daß ſich jenes noch überſaufen könnte, ſo hat man nicht nöthig während des Saugens ſtets gegenwärtig zu ſeyn; man bindet das Kalb ſo an, daß es zum Euter kommen kann, man kann dabey im Stalle arbeiten; hat aber doch immer ſein Aug auf daſſelbe, ihm beyzuſpringen, wann ihm allenfalls was Nachtheiliges: als Verwickelung im Stricke u. dgl. begegnete.

6) Wird das Kalb an dem Fleiſchhacker verkauft, ſo ſaugt es ſo lang, als man es zugiebt; — ſoll es aber zur Nachzucht angebunden, angeſtellt werden, ſo ſaugt es billig 6 bis 7 Wochen.

7) Unter der Kuhe, d. i. weil es noch ſaugt, muß es auch ſchon freſſen und aus den Gefäſſen ſaufen lernen, damit es, wann es abgewöhnt wird, das zu ſeiner Selbſterhaltung ſchon könne und wiſſe.

Zu dem Ende iſt nöthig, daß das Kalb Trog und Raufe da habe, wo es angebunden iſt; wann es ein paar Wochen alt iſt, giebt man ihm etwas gutes Gras in die Rauf, und zu Zeiten eine handvoll geſchrottenen Haber, Gerſte oder ſo etwas in den Trog.

Man melkt etwas Milch in ein kleines Gefäß, hält es ihm vor, legt den Finger in die Milch, giebt ihm den vordern Theil davon ins Maul, und ſo gewöhnt es ſich zum Saufen; man miſcht die Milch in der Folge mit Waſſer, läßt dem Finger weg, und giebt ihm zuletzt pur Waſſer;

Und dieß beedes thut man mit Futter und Tränke allezeit eher als das Kalb unter der Mutter geſogen hat, alſo noch durſtig und hungrig iſt, folglich eher angreift, friſſet und ſaufet; ſo nach und nach angewöhnt geſchieht es, ohne daß es Kuh und Kalb wehe geſchieht, einander zu vergeſſen; da es ſonſt ſchon ſehr oft geſchehen iſt, daß ſich über dem Abgewöhnen Kühe und Kälber zu reh und halb todt oder krank geblöcket haben.

## Schweizerweiſe Kälber abzuſaugen.

Erſtens: Läßt man das junge Kalb drey Tag nacheinander an der Mutter ſaugen.

Zweytens: Giebt man dem Kalb drey Tag nacheinander, des Morgens und Abends jedesmal 1 Maaß Kühwarme Milch aus den Kübel zu trinken.

Drittens: Drey Tag nacheinander Morgens und Abends $\frac{3}{4}$ kühwarme und $\frac{1}{4}$ Maaß abgenommene ſüſſe Milch mit $\frac{1}{4}$ Maaß Heublumenwaſſer vermiſcht.

Viertens: Vier Tag lang Morgens und Abends $\frac{1}{4}$ Maaß kühwarme, und eben ſo viel abgenommene ſüſſe Milch mit $\frac{1}{2}$ Maaß Heublumenwaſſer vermiſcht.

Fünftens: Vier Tag lang Morgens und Abends $\frac{1}{4}$ Maaß kühwarme, und $\frac{3}{4}$ Maaß abgenommene ſüſſe Milch, und $\frac{3}{4}$ Maaß Heublumenwaſſer.

Sechſtens: Von dieſer Zeit an giebt man dem Kalb 10 — 12 oder mehrere Wochen, je nachdem man überflüſſige Milch hat, Morgens und Abends 1 Maaß ab-

abgenommene ſüſſe Milch, und eben ſo viel Heublumen-
waſſer mit ein wenig Salz vermiſcht, zu trinken.

Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß man allemal dem Heublumenwaſſer einen ſolchen Grad von Wärme bey-
bringe, damit das ganze Getränk immerhin die Wärme von kühwarmer Milch bekomme.

Wann das Kalb das Alter von drey Wochen er-
reicht hat, ſo kann man anfangen ihm zum Zeitvertreib ein wenig Heu vorzulegen.

Die Zubereitung des Heublumenwaſſers iſt ſehr einfach. Man nimmt nämlich ein Pfund ſchöne wohl-
gereinigte und geſunde Heublumen, bindet ſolche in ein Stück Leinentuch, leget ſolches in ein ſauberes und nicht neues hölzernes Geſchirr, und begießt ſelbige mit ſtark ſiedendem Waſſer.

Noch iſt anzumerken, daß die auf obbeſtimmte Art abgeſaugte Kälber niemalen ſo ſchön und glatt aus-
ſehen, als die mit Milch abgeſaugten; allein eine bald zwanzigjährige Erfahrung hat gezeigt, daß alsdenn die-
ſe Kälber, wann ſie an das trockne Futter kommen, viel geſchwinder zunehmen, als die andern, und gewiß immerhin geſünder bleiben, als die andere Abſäuglinge.

Nun iſt dann die Zeit da, daß die Kuh zur Kü-
che gemolken, und dem Kalb ſeine weitere Erziehung gegeben wird. Es fragt ſich alſo: wie beedes? — Ich will aufs eine, wie aufs andere das zu wiſſen nö-
thige ſagen.

Zuerſt vom Kalb: In einigen Ländern, wie in Niederſachſen, ſperrt man die Kälber ledig zuſammen in einen Stall, ſtecket ihnen das Futter auf, oder ſchüttet es für: ſtellt ihnen einen Kübel voll Waſſer hin, es freſſe, es ſaufe, welches will und kann, ums ſtriegeln, bürſten, abſtäuben, bekümmert ſich als um Schindersarbeit kein Menſch; wie ſchädlich das ſeye, ſieht wohl für ſich jedweder ſchon ein; ich rathe ſo was

wohl nicht an, ich ſchweige davon und ſage, wie man ſie anſtändiger pfleget, und ſie unter mehr Hoffnung auf einen guten Gewinn nährt und erziehet.

Wie das Kalb von Mutterleibe an ſchon am Stricke zu liegen gewöhnt worden, ſo ſteht es ferner dann angebunden und abgeſondert vom gröſſern Vieh an einem kleinern Trog bey einer niedern angeſchlagenen Raufe;

Hier erhält es auch das beſte Gras, etwas Schrot von Haber, Gerſten, Wicken, auch den Abgang beym Dreſchen der Früchte: Süd, Aeſterig, geſchnittenen Haber, Linſen oder anders feiners Geſtröh mit gutem Grumet untermiſcht, es frißt das beſte Grumet oder Heu aufgeſteckt: allemal das Beſte jeder Jahrszeit iſt ſein:

Man hüttet ſich, ihm je naſſes, kaltes, erſticktes, lange auf Haufen erwarmtes Gras zu geben; der Durchbruch, der oft tödtlich wird, erfolget daher gewiß;

Geſetzt dieß geſchähe, ſo muß man ihm ſogleich trockne kurze Fütterung geben, und Roggenkleyen aufſtreuen, welches ihn wieder heilet, ſtillt und vertreibet.

Wo die Weiden noch beſtehen, und wo man alſo immer noch nicht einſiehet, wie ſchädlich ſie für die Viehzucht und den ganzen Acker und Feldbau ſeyn müſſen, da treibt man auch die Kälber dahin; — kein ſchädlicheres Verfahren als dies: Regen, Winde, Froſt, Mücken, Umlaufen, Ermüdungen u. dgl. ſind lauter Feinde des guten Wachsthums und der Geſundheit der Kälber: Hievon muß man ſie ſchlechtweg abhalten, und zu Hauſe ernähren.

So zu Hauſe am Stricke gehalten, muß man im Stalle kein Stück mehr ſäubern als das Kalb; dieß iſt als ein Kind, Läuſen und Grinden am allermeiſten ausgeſetzt, daher muß Staubtuch, Bürſte, Striegel alle Tage dreymal gebraucht werden; nichts wird ihm mehr

auf-

auf⸗ und forthelfen als das, da ſonſt die allerbeſte Füt⸗terung nicht einſchlägt.

Ich muß hier, da ich mit dem Unterricht in An⸗ſehung des Kalbs faſt zu Ende bin, noch anhängen, daß man nicht wohlthut, jedes Kalb anzuſtellen und alle von allen und jeden Kühen zu erziehen: es giebt Viehgattungen und einzelne Kühe, deren Kälber auſſer⸗ordentliche Anlagen zum Wuchſe und Fettwerden haben; dieſe Kälber empfehle ich zum beybehalten vorzüglich; welche die ſind, das lernet man aus der Erfahrung; alles erbt gemeiniglich von Müttern auf Kälber und ſo fort; ſonſt thut man beſſer, man verkaufet die Kälber, und erkaufet ſich Jährlinge; der jährige Gewinn vom Kalb iſt weit nicht ſo groß, als der jährige Gewinn aus dem Jährling, wann er nun zu zwey Jahren ge⸗kommen iſt; man kauft ein Kalb für 7 — 8 fl; den Jährling für 12 — 15 fl. und das zweyjährige Rind kann ſchon auf 25, 30 — 40 fl. gebracht werden.

Nun das Kalb ab und weg iſt, kehre ich auf ei⸗nige Augenblicke zur Kuhe wieder zurück: ſie wird nun in die Küche gemolken, und wie dann nun dabey: bey Melken mit der Milch zu verfahren? Vom erſten will ich da reden, das zweyte ſetze ich auf einen andern Ab⸗ſchnitt noch aus.

Ich habe geſagt: es wäre gut, wann man von 6 zu 6 Stunden fütterte, weil in ſolcher Zeit von 6 Stunden die Verdauung geſchehe, und Hunger und Durſt wieder eintreten; ich ſage daher jetzt:

Alſo alle 6 Stunden verwandelt ſich auch die Speiſe und der Trank in Milch, und ſammelt ſich im Euter, folglich erwartet die Kuh auch das Ausmelken; geſchiehet das nicht, ſo tritt die Milch wieder zurück, und verwandelt ſich im Leibe in ſonſt was: *die Natur richtet ſich allezeit nach unſern Bedürfniſſen*: ſie giebt, was wir wollen und annehmen, ſie bietet es an, und

nimmt

nimmt es ſobald wieder zurück, als wir es verſchmähen, oder nicht bedürfen, oder nicht annehmen.

Alſo iſt es ſehr gut, wenn man ſo eben die Hand nach den Gaben der Natur ausſtrecket, als ſie ſie anbietet.

Man melke daher ſeine Kühe, Mittags 12 Uhr, Abends 6 Uhr, Nachts 12 Uhr, früh 6 Uhr; weil aber das Melken Nachts 12 Uhr wohl nicht angehet, ſo ordne man die Zeiten des Melkens etwann ſo: Mittag 11 Uhr, Abends bey der Fütterung, Nachts 9 oder 10 Uhr, bleibt man ſo lange auf bis 11 Uhr, früh um 4 oder 5 oder 6 Uhr.

Man kann die Stunden nach den Jahreszeiten abändern, eine, zwey Stunden vor = oder rückwärts gehen. Die Kühe gewöhnen ſich bald wieder daran; man wird auch wahrnehmen, daß ſie bald durch Unruhe und Blöcken anmelden, daß die Zeit zum Melken jetzt da ſeye: die Natur nimmt gar bald Ordnung und Gewohnheiten an, und will dabey beharren.

Noch einmal und wieder geſagt: daß man in ordentlicher Zeit, an einem Striche des Euters, wie am andern, hurtig melke, und alle Milch bis auf den letzten Tropfen allemal rein ausmelke; ſonſt wird man gewiß den Satz als wahr finden: die Natur richtet ſich nach unſeren Bedürfniſſen; ſie giebt, was wir wollen, und nimmt zurück, was wir verſchmähen, und nicht wollen.

Der Fall, daß eine Kuhe ein todtes Kalb wirft, kommt öfters vor; — die Mutter wider ſchädliche Zufälle zu verwahren, iſt nöthig, ihr ein anderes Kalb zu geben, ſie auszuſaugen; — Viele Kühe aber geben dieß nicht zu; ſie wehren ſich dagegen mit Wuth; — ſie dazu zu vermögen, darf man nur das Fell, in welchem

das

das todtgebohrne kam, nehmen, über das fremde legen und zunähen, ſo wird ſie es zugeben, nach ein oder zween Tagen nimmt man es weg, und die Kuh wird es folgends als ihr eigenes Kalb anſehen. — Der Geruch wird ſolches bewirken.

## Das Rind.

Solange das Rindvieh noch in ſeinem erſten Jahre ſtehet, heißet es Kalb, oder Jährling, wenn es über das erſte Jahr weg iſt, erhält es den Namen, Rind: das weibliche heiſſet: Kalbe oder Kalbinn: das männliche: Stier: das erſtere behält ſeinen Namen, bis es das erſte oder zweyte Kalb abgeſetzt hat, und dann heißt es Kuhe: das zweyte heißt ſolange Stier, bis es in das vierte Jahr eintritt, dann nennt man es: Ochs. Von beeden ſoll ich nun ſchreiben:

Alſo von der Kalben am erſten: wann es wahr iſt, was man von jeher aus Erfahrung und Unterſuchung geſagt haben wollte: fortes creantur fortibus, ſo wird von einer groſſen Mutter eine groſſe Kalbinn, und von dieſer wieder eine groſſe Kuh erwachſen, und ſo wird es in einem hin fortgehen: daher muß man immer darauf ſehen, daß ein ſchönes angeſtelltes Kuhkalb auf keine Weiſe im Wachsthum aufgehalten werde: man muß wohl füttern, Ruhe und Reinlichkeit geben.

Steht die Kalbin im zweyten Jahr, ſo kann es kommen, daß ſie ſchon zu Ende deſſelben den Stammochſen, ſich mit ihm zu begatten, ſuchet. Wollte man es zulaſſen, ſo würde das Wachsthum derſelben gewöhnlich gehindert, zurückgehalten, vernichtet werden; verſagt nun alſo das ſo frühe Begatten;

Allein daraus kann ein Zufall erfolgen, der nicht minder gefährlich iſt; iſt die Brunſt nach dem Ochſen zu heftig, wiederholet ſie zu oft, dauert zu lange an, ſo wirket ſie ſo ſtark, daß das Geblüt ausbricht, und durch das Geburtsglied abgeht, welches zuletzt bey langem Anhalten tödtlich werden muß;

Es geſchieht auch, daß eine ſolche Kalbinn, welcher man den Ritt zulange verſagt, und bey ſo oft wiederholtem Fordern ihr ihn nicht zuläßt, in der Folge zwar rindert, aber ſelten, oder gar nicht mehr empfängt;

Was ſoll man hier wählen: den Ochſen zu früh zulaſſen, um jene Zufälle zu verhütten, oder ihn weghalten, um das Wachsthum zu einer mehreren Stärke und Gröſſe zu bewirken?

Hier wähle man ſelbſten; ich für mich wollte lieber der Forderung der Natur nachgeben: die Kälbinn wächſt doch zu einer nöthigen Gröſſe, wann ſie auch die gröſte Höhe anderer Kühe nicht erreicht; ſie kann doch ſo viele Milch geben, als die gröſte, und ihr Kalb, ſo ſie von einem groſſen Farren empfängt, wird einem andern von einer gröſſern Kuh vielleicht in keinen was nachſtehen.

Nie wird eine Kalbinn ihr erſtes Kalb groß oder ſo groß haben, als die folgenden, und ſie ſelbſt wird, nach dem das erſte abgeſogen hat, ſo zurück fallen, daß ſie eine gute Fütterung, ihr aufzuhelfen, fordert, und die muß man ihr auch vorzüglich gewähren.

Das Stierrind: das erſte iſt das Verſchneiden oder verheilen: hier iſt zu entſcheiden: ob es beſſer iſt, es während, daß es an der Mutter ſauget, zu verſchneiden, oder es nach Verlauf eines Jahres erſt zu ſentmannen. In einigen Ländern iſt dieß, in andern jenes im Gebrauche: ich bin für das erſte. Meine Urſachen: weil ich ſehe, daß es durchaus beſtens gelinget und ich mich nicht entſinnen kann, jemals geſehen oder gehört zu haben, daß daran je ein Kalb umgekommen, und

ent-

entfallen ſeye. In der ganzen Natur iſt es ſo, daß lebloſe und lebendige Geſchöpfe eher und leichter in der erſten Kindheit Veränderungen leiden als in den folgenden Tagen und Zeiten ihres Daſeyns. Der junge Baum läßt ſich biegen und beſchneiden, wie man will, und nimmt alles das, das man mit ihm vornimmt, leicht, willig und bald an: Bruch und Schnitt heilet geſchwinde wieder zu, da er im Alter ſich allem widerſetzt, und bey gewaltſamen Biegen, Behauen, und Propfen gar ſehr leichte erkrankt und verkommet.

Würde man das Kalb lange, ein Jahr u. ſ. f. unverſchnitten laufen laſſen, ſo würde es im Kopf, Hals, und anderen Theilen des Leibes eine Farren Art annehmen: am Wuchſe gehindert werden; dann der Farre wächſt nie ſo groß, als ein verſchnittener Ochſe, das lehrt die allgemeine Erfahrung, auch das Gehörn, woran er doch angejocht werden ſoll, ſteht zurück, und wer weiß nicht, daß auch die Güte des Fleiſches darunter leidet?

Alles junge Vieh braucht gute Pflege, das beſte Futter, die Ruhe, die Natur fordert es ſo; man ſieht es bey Menſchen und Vieh durchaus, daß frühe, harte Arbeit ihr Wachsthum zurückhält und zurückdrückt; jenes bedarf auch vorzüglich das Stierrind, welches zu harter, beſchwerlicher Arbeit aufgezogen wird.

Man muß kein Stierrind vor dem dritten, vierten Jahr mit dem Joche belegen und alsdann wenn man es zum Ziehen angewöhnen will, thut man wohl und kommt ſehr leicht dazu, wenn man ein Paar ſolche Rinder zwiſchen 2 Paar ſchon angewöhnte Ochſen am Wagen anſpannet, mit hingehen und ziehen läßt.

Im vierten Jahre bekommt der Stier den Namen Ochs: man bedient ſich deſſen bis zum ſiebenten und achten Jahr, dann ſind ſeine Dienſte aus und man thut nun wohl, wenn man ihn mäſtet und abſchaffet. Man verſtehe mich wohl! Ich weiß wohl, daß der Ochs noch mehrere Jahre zum Zug gut wäre; — ich ver-

verbinde hier Zug, Dienſt und Nahrung: wenn der Ochs 8 Jahre alt iſt, ſo iſt er zur Maſtung ganz reif: er wird leichter gemäſtet, und ſein Fleiſch iſt jetzt das beſte.

Viele Rinder werden im zweyten, dritten Jahre gemäſtet; wo es Gewohnheit iſt, ſolches junges Vieh zu ſchlachten, da iſt es auch räthlich, ſolches zu mäſten, und man mäſtet es allezeit mit Vortheil; es nimmt die Fütterungen gerne an, wird leicht fett, und das oft von nichts ſonſt, als Gras, Klee, oder von Gemiſche aus Wicken und Haber, ſo grün verfüttert.

## Der Farre oder Stammochſe.

Die Viehzucht erwartet ſehr vieles von dieſem; von ihm, dem Vater, nimmt das junge das allermeiſte an: iſt er ſchlecht, klein, alt, ohne Kraft, ſo wird ſich alles dieß in dem Kalbe wieder vorfinden; iſt er ſtark, wohlgebaut, voll Kraft, ſo wird auch alles dieſes das Kalb vor andern auszeichnen; Virgil ſchreibt Wahrheit, wann er ſaget: fortes creantur fortibus. Solange man dieſen Ausſpruch verkannte, ſolange hatte man da und dorten ſchlechtes Vieh, und man hat es da noch, wo man noch nicht an ſolchen glaubt und darnach thut.

Das Kind iſt der Abdruck des Vaters, und hat in allem mehr Aehnlichkeiten, mit dieſem als mit der Mutter, der Erde, in welcher es wächſt: die kleinſte Kuh von einem großen Farren bedeckt, bringt ein groſſes Kalb, und wann es auch klein fallen ſollte, ſo wächſt es doch in der Folge bey guter Pflege groß auf. Dieß iſt Erfahrung. Ich denke hier zurück an die untere Pfalz, wo man das elendeſte Rindvieh hatte, wo die Kühe geiſenähnliche Gerippe waren, und das ſo lange, bis der Mann: Wreden, der der Pfalz durch ſeine Lehren und ſeinen Vorgang, und beym Widerſtreben

durch

durch einen gewaltſamen Durchgriff, bey den Bauern ſo viel gutes that, und groſſe ſchweizer Farren in das Land einführte.

Welche Klagen hörte man da nicht? wanns auch iſt, daß unſere Kühe gröſſere Kälber bekommen werden, wie werden ſie dieſe aus ihren Leibern ſchaffen? — Der Farre reitet ſie nieder u. ſ. w.! — jener griff durch und welch' vortrefflich — ſchönes — groſſes Vieh trifft man nicht da an, und ſo überall, wo man gröſſere Farren ausſuchte und in Dienſt nahm? —

Alſo bey dem Viehſtand muß man vor allem das ſchönſte Stierkalb zum künftigen Farren ausſuchen, oder ihn von außen herein anſchaffen; das erſte unter allen nothwendigen, wann man ſich vorſetzet, ſeinen ſchlechten Viehſtand zu verbeſſern, oder ſeinen guten zu erhalten.

Ich habe vorn bey dem Anfange dieſes Abſchnittes geſagt: welches Rindvieh für das beſte in allerley Aus- und Abſichten zu halten ſeyn möchte, und von erfahrnen Bauern bisher gehalten worden ſeye, hier will ich es nicht wiederholen, dorthin verweiſen, und da nur ſagen, daß man einen ſolchen Farren erkaufen, oder im Kalbe ſchon auswählen müſſe: Bau, Farbe, Knochen, Rippe und ſo weit man gehen kann: der Vater kommt da ſchon in Betracht: je ſchöner, je gröſſer, je ſtärker, je beſſer!

Ein ſolches Kalb zum Farren erſehen, muß vorzüglich gut gefüttert, gepflegt und beſonders durch beſtändiges Befühlen, einziehendes Schmeicheln ſo umgänglich, zahm und bändig gemacht werden, daß es in der Folge, wann es groß und ſtark iſt, nicht wild iſt, jedweden duldet und zuläßt; dann bekannt iſt, daß Farren durch und in ihrer Wildheit, worein ſie ſonſt leicht kommen, viel Unheil angerichtet haben; ſelten duldet ein Farre einen Mann, viel lieber ein Weib; kommt es etwa daher, daß ihn gemeiniglich die Mägde als Kalb füttern, oder iſt es Inſtinkt; hier iſt nicht zu entſcheiden, doch glaube ich,

daß

daß er die Perſonen gerne duldet, die ihn füttern, und eben deßwegen ſollten ihn bald Knechte, bald Mägde pflegen, und füttern; dann ich habe dergleichen Farren geſehen, die jedermann litten, und ſolche in weite Gegenden verſchicket, ohne, daß ſie ſich je auf dem Wege den Treibern widerſeßt hätten.

Ein Farre iſt zu hundert Kühen zulänglich, nur muß er in guter Fütterung ſtehen, und mit Körnern gefüttert werden; ich will nicht ſagen, daß er fette gefüttert ſeyn müſſe, daß würde in Abſicht auf die Bedeckung eben das ſchaden, was das Magerſeyn thun würde; dort keine Luſt; hier keine Kraft.

Ein Farre von zwey Jahren taugt ſchon zum Bedecken und der über 4 bis 5 Jahre alt iſt, iſt dazu untauglich, im 3ten und 4ten Jahr iſt er, was er ſeyn ſoll.

Frühe, ehe er gefüttert iſt, alsdann wieder, wann er die Fütterung verdauet hat, gegen Mittag, gegen Abend wird er Triebe fühlen, und ſolche am eheſten, leichteſten, und kraftvolleſten mit dem geſuchten Erfolge bey der Kuhe befriedigen; mit vollem Leibe ſeltener, oder gar nicht.

Ich habe bey meinem Unterricht in Anſehung der Kühe gewünſcht, daß jedes Dorf und jede Gemeinde einen geräumigen Platz mit hohen Paliſaden oder Zäunen einfaſſen, und die darinn rindernde Kuh und den Farren bringen könnte, damit ſie vor der Begattung umlaufen, ſich bewegen, erhitzen möchten, um hindurch den Ritt fruchtbarer zu machen; es gehört in das Fach der Medizin, ſonſt würde ich die Urſache dieſes Begehrens anzeigen, entwickeln, und weitläuftiger erklären;

Hier ſage ich nur, daß es eine groſſe Nachläſſigkeit der Polizey iſt, wenn man es ſo überſiehet oder zuſiehet, daß die Kühe, die der Knecht gemeiniglich hinführet, und die Mägde treiben, vom Ochſen auf öffentlichen Straſſen und Gaſſen beſprungen werden. Wer kennt den Menſchen, und widerſpricht mir? Die Jugend, Kinder

der ſehen zu; ſehen, was ſie nicht ſehen ſollten; — ſchließt man nicht von einem aufs andere; die Luſt entbrennt. Gott! daß ich die Unwahrheit ſagen möchte! entbrennt da nicht vielleicht viehiſche Brunſt? —

Wann der Farren ausgedienet hat, wird er etwas gemäſtet, und gemeiniglich in der Roggenerndte, da die Kühe des Dorfs ſchon alle bedeckt ſind, verkauft, geſchlachtet und zu einer guten Erndteſpeiſe wohlfeiler, als Ochſen oder Rindfleiſch, verkauft.

Auf herrſchaftlichen Mayereyen ſahe ich von dieſem abgedankten Invaliden ganze Geſpanne zu 2 auch 3 Paaren verſchnitten noch ein paar Jahre am Wagen ziehen und dienen; man wollte ſagen, daß ſie mehr Kraft zeigten als Ochſen; ich weiß nicht, ſoll ich mit beyfallen? — ſoviel weiß ich, daß ein Hengſt, und ſonderlich ein Beſchäller, im Alter erſt wallachet oder verſchnitten, ein ſchläfriger, weichmüthiger Gaul iſt.

Dieſe Viehſorten, Pferde und Rindvieh ſind in Europa, wenigſtens in Teutſchland, und für dieſes ſchreibe ich eigentlich, diejenigen, deren Beyhülfe ſich der Bauer bey ſeinem Feldbau bedienet;

Nun aber ſind andere geringere, die er benützet, und ſie nicht gerne in ſeinem Hauſe vermiſſet, theils auch nothwendig bedarf; alſo und auch von dieſen:

Hier ſollte ich billig noch von der Abſchaffung des Weidgangs, und von der ſo nöthigen und nützlichen Stallfütterung inſonderheit ſchreiben; allein, da ich ſchon hin und her davon geſprochen, und ich mir vorgenommen habe, bey der Dorfspolizey davon das nöthige noch beyzubringen, ſo laſſe ich mich hier darüber weiter nicht ein.

## Das Schwein.

Die Schweine ſind dem Landmann in ſeinem Hauſe immerhin zuträglich; er hat von ihnen manches, ſo

er täglich bedarf: Fleiſch, Speck, davon Schmalz, Schmeer: lauter Dinge, ohne welche er ſein Haushalten zu führen, gar nicht vermag, und da er in ſolchen ſo vieles hat, welches er, ſo er es den Schweinen nicht fürſchüttete, unbenützt verkommen laſſen müſſe; ihnen aber eine mäſtende Nahrung iſt, ſo ernährt er ſie um ſo wohlfeiler, und erkauft den Nutzen von ihnen nicht theuer, zumal alsdann, wenn die Eicheln gerathen, oder die Büchelmaſt einſchlägt. Die Kartoffeln, die Burgunderrüben erleichtern gleichfalls in unſern Tagen das Schweinhalten: und die Maſtung derſelben; ſonſten war es freylich wohl nicht ſo; Haber, Gerſten, Roggen, Erbſen wurden ehemals auf die Schweine verwendet, und der Gewinn war ſehr ſchlecht und gering; vielleicht hatte man von ihnen mehr Schaden als Nutzen.

Die mehreſten Länder Teutſchlands hätten mehr Vortheil aus den Schweinen, wenn ſie die Jahres durch benöthigten, ſelbſt in ſich erzögen; da aber nur gewiſſe Provinzen ſich der Schweinzucht befleiſſigen, als Bayern, Böhmen, Mähren, Lothringen; außer Teutſchland aber Pohlen, Ungarn und dieſe ihre Schweine jährlich zu vielen tauſenden nach Teutſchland vertreiben, und dafür Tonnen Goldes daraus ziehen, ſo verliert es dadurch gewaltig: dieß ſollten wir Franken und Schwaben allerdings erwegen und; — ſolchen groſſen Schaden, der in Millionen lauft, abwenden!

Man hat ſolches in mehreren Ländern erkannt, beherzigt und Verordnungen dahin gemacht, den Schaden durch eigene Schweinszucht wenigſtens in etwas zu verringern; man hat aber noch in wenigen ſeine Abſicht erreichet: man befahl allen Müllern, allen Beckern, allen Bauern, die anſehnliche, groſſe Höfe beſitzen, Schweinsmütter zu halten; man verbot den Eintrieb und Einkauf fremder Schweine, man belegte die eingetriebenen mit hohem Zoll und groſſem Akzis; allein das Ding wollte bisher dennoch nicht fort; wenigſtens geht's

lang-

langſam, und wird nie eher ein ganzes werden, bis es vorher durch die Länge der Zeit Gewohnheit geworden ſeyn wird. So gehts mit allem neuen, wann's auch noch ſo gut wäre, und in die Augen hell leuchtete, durchaus!

Schweine zu erziehen, giebt gewiß einen ſehr guten, reichen Gewinn; nur *emſiger, unverdroſſener, anhaltender Fleiß* wird hiezu erfordert, und ſollte billig von der *Hausmutter* gerne geleiſtet werden; ich bin's gewiß aus mehr als einer Erfahrung, daß es bey uns nur deßwegen an der Schweinezucht fehlt, weils *am Fleiſſe der mehreſten Frauen im Hauſe fehlt.* Aus ihrem Unverſtand, ihrer Nachläſſigkeit, und da ſie ihr allermeiſtes nur aufs gerathewohl thun, kommt es, daß die Schweinezucht nicht gelinget, dieſelbe den Hausherren vereckelt wird, und daher nie zur Vollkommenheit gebracht werden kann.

So unflätig das Schwein für ſich iſt, alles zerwühlt und durcheinander wirft, ſo eine ordentliche Pflege, ſo eine aufmerkſame fleiſſige Wärterinn fordert es dagegen für ſich: der Stall muß oft gemiſtet, mit Streu verſehen, das Schwein muß nie kothig oder naß liegen, der Trog muß bey jeder Fütterung ausgefegt werden; die Weibsleute haben die Schweine unter ihrer Aufſicht, Wart und Pflege, ſind alſo dieſe, die nicht die Ordnung und Reinlichkeit beobachten, ſo wird dieſer Zweig der Hauswirthſchaft nie grünen, nicht reiſſen; lauter Schaden verurſachen; da derſelbe beym Gegentheil einen anſehnlichen Gewinn abwirfe.

Ein Mutterſchwein kann gar wohl in zwey Jahren fünfmal färkeln oder werfen; man nehme die Mittelzahl bey den Jungen an: zehn Stücke, ſo macht das die Summe funfzig; der Mittelpreis mag ſeyn ein Reichsthaler, alſo in allem fünf und ſiebenzig Gulden. Ob ein Stuck Rindvieh ſo viel einbringe, daran zweifle ich ſehr; der Aufwand auf beede wird wohl einan-

der gleich ſeyn, oder wenigſtens, nicht viel von einander abſtehen. Man rechnet gewöhnlich ſo: das Schwein ſetzt das Jahr zweymal, davon zahlt der eine Zug allen Aufwand, und den zwoten hat man als einen jährlichen Gewinn; welches immerhin genug iſt.

Die beſte Art bringt auch den reichſten Gewinn; welche die ſey, iſt leicht zu entſcheiden, und mich deucht, ich entſcheide recht, wann ich für unſre Landſchweine ſo, wie wir ſie in Franken haben, ſtimme; ſie iſt groß, wird ſehr fett, erkranket nicht ſo leicht, iſt von den Pfinnen frey, ihr Fleiſch iſt ganz zart.

Das böhmiſche Schwein iſt gefräſſig, wird bald fett, ſetzt viel Speck an, hat ein ganz gutes Fleiſch; iſt aber gegen andere Schweine ſehr kurz. So ſind auch die mähriſchen; die bayeriſchen Schweine ſind länger, und ſind unſern fränkiſchen Schweinen mehr ähnlich; ſind aber ſelten ohne Pfinnen; wenigſtens gar ſehr dazu geneigt.

Die ungariſchen und pohlniſchen haben ein rauhes, hartes Fleiſch, und ſtehen allen jenen hierinn weit nach, werden daher von den Fleiſchhacker gar wenig geſucht, gar nicht erkauft, ſolange ſie von jenen zu kaufen haben können; des Speckswillen laufen ſie noch mit unter.

Das Schwein kann nach dem erſten Jahr ſeines Alters ſchon trächtig werden, und wirft nach der zwanzigſten Woche des Bedeckens: das erſtemal wenigere Junge, als gewöhnlich in der Folge: 6 — 7; dann aber 10 bis 15.

Hierauf hat man bey der Auswahl der Mutterſchweine zu ſehen, und nur ſolche junge zu Mutterſchweinen laufen zu laſſen, die viele Zizen haben, damit künftig jedes ſeiner Jungen eine Zize zum Saugen haben möge: dann jedes Junge nimmt eine, und dabey bleibt es auch für beſtändig, und greift keine andere an; wäre es nun, daß nicht ſo viele Zizen da wären,

ren, als Junge gefallen ſind, ſo müßte man die, ſo keine finden, wegwerfen, oder ohne Mutter mit vieler Mühe aufziehen.

Das trächtige Schwein muß wohl gefüttert werden, auf die letzte Woche vor dem Werfen beſſer als jemals: doch auf die letzten Tage ja nicht mit Körnern oder vielen Schrot, indem es dadurch leicht Verſtopfungen, harte Geburt, und dann ſtarke Hitze im Leibe bekäme.

Wodurch es in eine Wuth fallen, ſehr unruhig werden, und die Jungen todttreten, oder gar zerreiſſen, und ſogar auffreſſen, zuletzt ſelbſten krepiren würde.

So wie nun die körnige Fütterung unmittelbar vor dem Werfen nichts taugt, ſo taugt ſie auch unmittelbar nach demſelben noch weniger; eben jene Wirkungen folgen daraus, und eben jene Folgen kommen daher. Alsdann ſind dem Aberglauben die Schweine behext, und der Prieſter des Aberglaubens, wie der Schinder, der gewöhnliche Schweindoktor, werden um Hexenpulver, und ich weiß nicht, um was noch für andere ſogar geiſtliche Hockusbockus angelaufen, die ſie öfters mit dem für die Säue verſehen, was ſie auch ſchändlich und abergläubig genug zur Seligkeit der Menſchen verkaufen.

Alſo mit was das Mutterſchwein unmittelbar vor dem Werfen ein paar Wochen, und nach dem Werfen 8 oder 14 Tage zu füttern? — Alle Erdgewächſe, Kohl, Ruben allerley Art, Kartoffeln taugen hiezu: Saure, geſtockte Milch, Molken, etwas Mehl in Waſſer oder Milch eingerührt, überhaupt alles das, was wohl nähret und doch nicht verſtopfet, und keine Hitze erregt oder entzündet, iſt hierzu dienlich; nur dabey wohl fürgeſehen! Niemal auf einmal zuviel, mäſſig, lieber des Tages ſechs- und achtmal etwas, als auf einmal zu viel! — das Schwein frißt ſich zu voll an, kann nicht ſo verdauen, und kommt um.

Wie zu verfahren in Abſicht auf die Jungen, wann ſie ſo eben geworfen werden? — Hier was von der Anordnung der Natur, oder der Weisheit ihres Schöpfers zu ſagen: die kleinſten Jungen kommen am erſten aus dem Mutterleibe hervor, dieſe wählen ſich ihre Zizen am erſten, und allemal die beſten, milchreichſten und bequemſten zum ſaugen; die gröſſern, welche nachkommen, haben alſo dieſe Wahl nicht, was übrig bleibet, iſt ihnen, und ſo hat jedes, was es benöthigt iſt, wobey es auch auf immerhin ausgetheilet bleibet: keines läßt ſich von ſeiner Zize verdrängen; das kleinſte, ſo der beſten am erſten benöthigt iſt, behält auch dieſelbe.

Einige laſſen die Jungen, bey der Mutter: andere nehmen ſie nach und nach, wie ſie fallen weg, legen ſie in einen mit weichem Stroh gefüllten Korb, bringen ſie in die warme Stube, wo ſie abtrocknen, und geben ſie ſodann dem Schweine, wann das Färckeln ganz vorbey iſt, wieder;

Wie ſie nun von jezt an einige beſtändig bey demſelben laſſen, ſo nehmen ſie einige jederzeit, nachdem ſie geſogen haben, wieder in einen beſondern Stall weg, und bringen ſie einem Tage immer etlichemal wieder hin. Dieſe Vorſicht mag gut ſeyn, ſie macht aber auch viele Mühe.

Da, wo man viele Mutterſchweine und eine groſſe Einrichtung dazu hat, da werden alle Jungen in einen Stalle gebracht; ſie ſind da untereinander, die Mütter ſind jede in einen beſondern Stall alleine, zur Saugendszeit läßt man die Jungen zu dem Mutterſtällen, welche alle eine kleine Oeffnung haben, wo ſie aus- und einſchliefen, jede Zucht, Heerde, oder Truppe Jungen, wie ſie zuſammengehören, findet die gemeinſchaftliche Mutter, wenn ſie nur einmal da beſonders aus- und eingelaſſen worden ſind; die Natur oder der Inſtickt, oder ich wollte lieber ſagen, die Schweinevernunft ſagt

ih-

ihnen, was ſie zu thun haben, wie ſie ſich zuſammenhalten ſollen, welche ihre gemeinſchaftliche Mutter ſeye, welche Zize jedem eigen gehöre, von dieſen oder jenem geſogen worden, und alſo auf immer ihm beſtimmt ſeye.

Wo ſolche groſſe Zuchten und die dazu gehörige Einrichtungen nicht ſind, da iſt es hinlänglich und gut, wenn man dem Mutterſchweine einen geräumigen Stall eingiebt, alte und junge da auf beſtändig beyſammen läßt, und nur öfters nachſiehet, die Pflege, wie beſchrieben, giebt, und Ordnung beobachtet und in allem genau aufſiehet.

Wann die Jungen zu erſtärken anfangen, wann ſie 14 Tage alt ſind, giebt man ihnen in Kuhmilch eingerührtes Roggenmehl, weiterhin mit Kleyen gemengt.

(Ich merke hier aus einer Erfahrung an: wenn man die Kuhmilch gleich nach dem Herausmelken hingiebt, ſo bekommen die Schweinchen einen Durchbruch, wann man ſie aber vorher eine halbe Stunde ſtehen läßt, den aufgeworfenen Raam zu andern Gebrauche abläßt oder wegnimmt, dann ſchadet ſie nichts; — dieß vielleicht daher, daß die Kuhmilch fetter iſt, als die Schweinemilch, und ſodann Durchbruch verurſachet.)

Wenn die Schweinchen fünf Wochen alt ſind, dann werden ſie verſchnitten, noch etwa acht Tage von der Mutter getränkt, und dann abgeſetzt.

Das Verſchneiden geſchieht von darauf beſonders unterrichteten Schweinſchneidern; da dieſe Kunſt aber bey einem Stümpſchen Licht erlernt werden kann, ſo ſollte jeder Bauer darinn unterrichtet ſeyn, ſeine Kälber, Lämmer, Schweine ſelbſt verſchneiden zu können; Kapaunt ja faſt jede Hausmutter ihre Hahnen, welches künſtlicher und gefährlicher als jenes iſt; warum ſoll-

ſollte ihr Mann nicht alſo jenes bey ſeinen grösſeren Viehſorten thun wollen?— jeder Kreuzer iſt zuviel, der in einem Haushalten unnöthig entfällt!

Die abgeſetzte Schweinchen werden mit Milch und Kleye, mit ſaurer Milch, Schrot aus Haber, Gerſte und dergleichen gefüttert, endlich mit rauherer Speiſe verſehen. Das Spühlich in der Küche: Abgang von allem daſelbſt, gehört den Schweinen: gemeiniglich wird dieß Spühlich etwas erwärmt, und ſo gegeben.

Ich merke hier als erprobte Erfahrung mit an: wenn man vielmalen oder ſo immerhin alle Tage einmal ein paar handvoll Aſche in die Tränke der Schweine wirft, ſo werden ſie keine Pfinnen bekommen; ja viele Aſche gegeben, iſt eine Arzeney, womit man die Pfinnen heilen kann. Ihnen zu Zeiten Spiesglas zerſtosſen, zu geben, iſt auch gut, und reinigt ihr Geblüt: ein halbes Quentchen für ein Stück iſt genug.

Man ſagt, daß das Schwein erſt im dritten Jahr mit Gewinn gemäſtet werden könne: alsdann erſt ſetze es den Speck recht hoch an, und gebe vieles Schmalz: das gebe ich zu; man wird aber auch mir nicht widerſprechen, wann ich ſage, daß ſolches altes Schweinefleiſch beynahe friſch und gedörrt oder geräuchert unesbar ſeye. Doch! hier kann man thun, wie man will:

Bey uns hier im Lande werden die Schweine nie über zwey Jahr alt, die meiſten werden fünf viertel, oder anderthalb Jahre alt, und haben gutes Fleiſch, und dabey dennoch viel Speck und Schmalz. Zween Vortheile ſind mir lieber als einer, und zwey Schweine, von einem und einem halben Jahr bey gleicher Fütterung wägen wohl mehr als eines von drey Jahren.

Die beſte Fütterung bey der Maſtung der Schweine ſind freylich die Eicheln, zu Hauſe oder im Walde, beym ſogenannten Aeckerreich (Eichelmaſt) verfüttert: die Schweine werden davon ſehr fett, der Speck iſt hart, körnigt, und haltbar:

Die Büchelmaſt iſt nicht mit zu vergleichen; ſo lange auch die Schweine Eicheln haben können, rühren ſie die Bücheln nicht an. Der Speck von der Büchelmaſt iſt weich, tropfet im Kamin beym Räuchern, und hält ſich nicht lange.

Wird das Schwein zu Hauſe gemäſtet, ſo dient dazu alles. Nur des Tags durch fein oft gefüttert, und niemal zuviel vorgeſchüttet! — immer den Trog reinlich gehalten: bey jeder Fütterung ausgeſezt!! —

Das Schwein hat eine ſehr hitzige Natur, und liebt daher viel trinken, und wann es zur Weide geht, Pfützen, Brunnquellen, Schwemmen, Teiche Sumpf. Die Schweine müſſen bey hitzigen Wetter, als um Johannis, nie, oder nur früh und ſpät auf der Weide ſeyn.

Körnige Fütterungen, ſonderlich geſchrotene Gerſten, Erbſen, Linſen, Roggen iſt für die Schweine das beſte; — alsdann Kartoffeln, Burgunder= oder Viehruben, gelbe Rüben u. dgl. — man thut wohl, wenn man dieß immerhin anſäuret, und ſo darauf angeſezt erhält und vorſchüttet.

## Der Eber.

Das Stammſchwein fordert noch drey Worte: Man wählt dazu das beſte Junge von guter Art aus: ſchon im zweyten Jahr, und noch eher, thut er ſeine Dienſte bey benöthigter guter Fütterung vollkommen: man läßt den Eber aber auch nicht über drey Jahre, höchſtens vier Jahre alt werden, ſonſten ſein Fleiſch un=

unesbar ſeyn würde, wie es dann überhaupt die Speiſe der Armen, und niemalen der Reichen und Leckerhaften ſeyn wird.

Es giebt Leute, die der Schweinezucht und Maſtung ganz fein ſind; ſie wollen behaupten, daß der Gewinn von daher ein Nichts, gering, wenigſtens ſehr unbedeutend ſeyn müſſe.

Ich habe gezeigt, daß es theils von der Faulheit, theils von dem Mangel der Einſicht in der Schweinezucht herkomme, wenn ſie verſage: daß ſie allerdings guten Gewinn gebe, das habe ich erwieſen; bey der Schweinemaſtung, wann es Eichel und Buchel giebt, und jetzt, da wir das für Teutſchland ſo ſehr nützliche Gewächs: die Kartoffeln haben, iſt der Gewinn auſſer Streit; geſetzt aber auch jene drey wären nicht, — wie vieles findet ſich nicht in der Haushaltung, welches ganz vergehen würde, wenn man es nicht mit den Schweinen verfütterte, als das Spühlig, faules Obſt, Abgang von dieſem und jenem mehr; wäre es nicht Schade, ſo was ungenützt vergehen zu laſſen? allerdings: hiemit wird das Schwein erzogen; verwende man auch etliche Maaß oder Simri Gerſten zur Maſtung auf daſſelbe, mehr bedarf es gewiß nicht, ſo iſt es doch noch augenſcheinlicher Gewinn.

Noch etwas für die Haushaltung: die kleinen afrikaniſchen Schweine ſind bekannt, ſie freſſen alles, werden bey elender Fütterung bald ſehr fett; man benützet ſie ſo: aber Baſtarte aus ihnen und teutſchen Schweinen, ſind um vieles noch zuträglicher, und einem jedweden Haushalten zu empfehlen.

## Das Schaf.

Eines der nützlichſten Thiere; alles an und aus ihm, und es iſt ſelbſten zum beſten des Menſchen und das in vorzüglich hohem Grade: Fleiſch, Fett, Wolle,

le, Milch bis auf die natürlichen Auswürfe, das alles nützt dem Menſchen ohne ſonderliche Mühe, lange nicht auf ſo viele Arbeit als bey allem übrigen Viehgattungen durchaus: von der Fütterung, die ſonſt vergienge, auf Einöden und Felſen zuſammengeleſen, lebet und nützt es; wann wir's noch nicht hätten, ſo ſollten wir es uns von der Vorſehung erſt erbitten: wie wollten wir uns ohne dieß wider die Kälte bequem, wohl und anſtändig kleiden? —

Wer würde wohl der Schafzucht Feind ſeyn? Kein anderer, als der ſich, und ſeine Mitmenſchen haßte: der Menſchenfeind allein. Es kommt nur darauf an, daß ſie nie und nirgends mehr ſchaden als nützen, dann ſind ſie jedwedem willkommen, und den Schafen ſelbſt iſt jedwede Gegend, wo ſie fett werden, viele, gute Wolle erhalten, und welches das vornehmſte iſt, bey ihrer Geſundheit bleiben, eben ſo erwünſcht und willkommen, alleine nur zuträglich, und ihnen von natürlicher Anlage zu vielerley Krankheiten der Natur, und Gott angewieſen und beſchieden.

Man wird die Wahrheit dieſer Sätze doch wohl nicht verkennen, noch widerſprechen. Ich bitte dieſes bis ich weiter fortgeſprochen habe, und dann wieder zurückkomme, bey ſich zu behalten, damit wir ſodann deſto ſicherer und fertiger einander verſtehen, und übereinkommen!

Wenn auch alle Schafe einerley Wuchs, Bau und Natur haben, ſo ſind ſie doch in Anſehung der Gröſſe und der Wolle gar ſehr verſchieden:

Die ſpaniſchen Schafe geben an Feinheit der Wolle gar keinen was nach: die engliſchen, welche aus Spanien nach England verſetzt wurden, kommen an der Feinheit der Wolle den ſpaniſchen nahe, übertreffen jene durch die Länge der Haare. In Teutſchland hatte man ehemals keine feinere Wolle, als die vom dem böhmiſchen Schafe; es giebt aber auch gar wenig ab.

Ein Schaf auf dem Schwarzwalde trägt wohl drey: mal ſo viel; aber die Wolle, die ſo ſtark ins Gewicht fällt, iſt dabey rauh: jene Schafe alle ſind gegen dieſes klein, zärtlich, da dieſes ſtark und geſund wider alle Witterungen lange aushält, und ihr trotzet.

Man hat Schafe, die des Jahrs zweymal geſcho: ren werden: im Frühling und im Herbſte, welche auch allezeit zwey Junge auf einmal werfen, man heiſſet ſie bey uns Zaupelſchafe, die andern aber Flammſchafe: dieſe ſind groß und ſtark gegen jene, welche klein, ſchwach, zart und bald krank ſind, daher ſie immer nach Haus, in den Stall gehen, nicht im Pferche gehalten werden: ſie geben weniger, kurze, aber ſehr feine Wolle: man hat dieſe Art Schafe bey Hall in Schwaben und in dem angränzenden Anſpachiſchen in Menge; — die Flam: men aber oder Flammſchafe ſind die, welche durchaus in ganz Teutſchland beynahe jenen vorgezogen werden.

Man fängt ſeit einigen Jahren in Teutſchland überall an, die Schafzucht zu verbeſſern; man ſucht die Gröſſe der Schafe, die Vielheit der Wolle, und die Feinheit dieſer zu erhalten: die dazu tauglichen Scha: fe werden zu dem Ende aus fremden Gegenden ge: bracht: ſo hat man in Brandenburgiſchen groſſe Scha: fe, die gegen andere noch ein: oder zweymal mehr und gute Wolle tragen, eingeführt; ſo bringet man in an: dere Gegenden ſpaniſche Schafe; ſo nimmt man wieder in andere die böhmiſche Art. Man thut hieran wohl, und ich glaube ſicher, man würde ſeine Abſicht erreichen, wenn man die dazu gehörige Weiden, und die Schäfer hätte, die ihr Handwerk recht verſtünden, fleiſſiger trie: ben, und beſorgten.

Die Fütterung, die Beſchaffenheit der Weiden, und die Weiſe im Stalle zu füttern, tragen zu einer vortheilhaften Schafhaltung ungemein vieles bey; man: gelt jenes; ſo iſt lauter Verluſt auf jeder Seite: gu: te, feine, viele Wolle fehlet, die Geſundheit der Scha: fe

ſe leidet, ſie werden mit mehrerley Krankheiten befallen, und ein allgemeines Sterben reiſſet ſehr leicht unter ihnen ein.

Man hat es aus der Erfahrung, daß keine Weide und keine Fütterung für die Schafe zuträglicher und geſünder ſeye; als die trockene, und kaum eine Viehart die Salzungen weniger miſſen könne, als die Schafe.

Naſſe, ſumpfige Gegenden, fettes Gras, erſticktes, ſtaubiges, unreines Futter, ſtehendes, faules, trübes Waſſer, anhaltende naſſe Witterung, iſt ihnen Krankheit und Tod: Eine ganze Heerde, ein paar Stunden lang auf Sümpfen gefüttert, ſo getränket, trifft in der Folge gar leicht der allgemeine Tod, oder allgemeine Krankheit.

Die gewöhnlichſten Krankheiten der Schafe, ſind die Egel, die Pocken oder Rauten, das Feuer, das Rothlauf, der Rotz, die Seglerkrankheit, Ueberblüt, Auflaufen von Unverdaulichkeit, das Weichwerden, da ſie vieles Waſſer im Leibe haben:

Alle dieſe Krankheiten, und vielleicht noch mehrere, trifft man unter den Schafen nirgendswo häufiger an, als da, wo ſie in kultivirten, niedern, fetten Gegenden weiden und keine Berge, Wälder, Einöden, trockene Plätze, Steinklippen, Felſen und dergleichen haben; ſie ſind da, wo ſie dieſe zu ihren Weiden vorfinden, länger geſund, und krepiren weit ſeltner; niemal ſo häufig:

Zuchtſchafe mit ihren Lämmern auf fetten Huthen: auf Wieſen und Aeckern weiden, heißt dem Verderben mit ihnen in ſchnellen Schritten zu eilen: dann niemalen wird eine Heerde, ſo geweidet, lange aushalten; die Lämmer ſind gemeiniglich im erſten Jahre; die Schafe aber im dritten Jahre ſchon krank oder gar krepiret; ſelbſt das härtere Hammelvieh von ſonſt woher,

aus

aus geſunden Gegenden erkauft, dauert da nicht lange an, fället nacheinander hin, ehe man ſichs verſiehet.

Ein Wink der Natur, daß die Schäfereyen gar nicht zu dem Ackerbau paſſen, und daß, da, wo dieſer getrieben wird, jene ferne weg ſeyn ſollten, ſie vertragen ſich ſo wenig zuſammen, daß eines das andere aufreibet: ſo wenig als Abel und Kain, ſie ſind Todfeinde, und beſtehen nirgends beyſammen, ſo ſehr ſie auch für einander, als wie dieſe zween Brüder, geſchaffen zu ſeyn, ſcheinen: das Schaf hat zwar hier die fetteſten Gräſer in Menge, und der Acker vom Schaf den fetteſten Dung; allein die Schafheerden hindern den Ackersmann am Anbau der Brache: ſchaden ihm durch das lange Einweiden in ſeine Wieſen am Frühling ſehr vieles, fallen ihm bald da, bald dort ſeine Aecker und Wieſen Sommers durch an, und freſſen ihm verſtohlner Weiſe vieles hinweg;

Alſo erwieſen genug, daß die Schäfereyen für diejenigen Länder ſind, wo vieles oder alles aus Mangel der Einwohner noch öde lieget, oder wo viele Berge ſind, da der Pflug nicht gehen, die Senſe nicht mähen kann; wo trockne Höhen ſind, da es zwar weniges, kurzes: aber deſto ölreicheres Gras giebt, wo die Schafe ſtets vollkommen geſund bleiben.

Gewiß iſts: ſolang Bauer und Schäfer das Land nicht abtheilen, der eine nicht zur linken gehet, der andere nicht zur rechten fort will, ſolang können die Länder nicht recht genützt werden, und werden nicht vollkommen genutzt: ſo genießt niemand die Einöden, Klippen, Berge, Wälder; und der Acker, wie die Wieſe, kann nicht recht genoſſen oder angebauet werden.

„Sollte es aber ja ſeyn; daß Schafheerden auf „kultivirten Lande weiden müßten und ſollten, und da„zu das Recht hätten (ſo ſind ſie wirklich ein onus in „faſt allen Ländern: der Bauer hat die Felder zu bau-

„en,

„en, der Herr die Schäfereyen, deſſen Schafe jenes „Wieſen und die Freyheit, ſein Getraid Jahr aus Jahr „ein abzufreſſen und zu beſtehlen, und ihn ſo an der beſt= „möglichen Benützung derſelben zu hindern).

„So ſollte man die Schäfereygerechtſame an die „Bauern verkaufen, und das Land dadurch in Stand „ſetzen, die Schäfereyen ſo zu behandeln, daß daraus „dem Ackerbau kein Schade entſtünde, und dieſen ſo „zu treiben, daß doch von dorther demſelben auch ein „Nutze entſprünge: der Bauer würde ſeinen Hirten „ſelbſten beſtellen, als ſein Knecht würde er ihm gehor= „chen, da weiden, und zu der Zeit da weiden, wo es „ihm nicht hinderte oder ſchadete, und wann auch ſei= „ne Schafe auf ſeinen Aeckern und Wieſen ſchaden freſ= „ſen, ſo würde er ihm doch wieder in ihnen ſelbſt mit Ge= „winn erſetzt ſeyn: er würde nie mehr Schafe ankau= „fen, halten, und weiden laſſen als ſein Land wohl er= „nähren könnte, und dieſe Schafe würden nicht gezwun= „gen ſeyn, in ihren ſchädlichen Gegenden ausgehungert „zu freſſen, noch bey naſſer Witterung, naſſe Gräſer zu „genieſſen, der Bauer würde ſie aus ſeinen Vorrath „an getrockneter Fütterung zu Hauſe füttern, und ſie „ſo für Krankheit und Tod bewahren, und darwider „als ſein Eigenthum ſchützen.„

In manchen Ländern denkender guter Fürſten, hat man jenes ſchon gethan, ich denke, andere werden auf= merken und folgen, welches gar ſehr zu wünſchen iſt; dann die Schäfereyen auf kultivirten Feldern ſind für dieſe eine halbe Peſt, wie dieſe ihnen Krankheiten und Tod ſind.

Sollte es nun ja ſeyn, daß ſie da blieben oder der Bauer ſie eigen hätte, wie ich ſehr wünſche, um darüber ſelbſt nach Belieben befehlen zu können, ſo muß er folgendes, ſo er anderſt davon Nutzen haben will, ſehr genau befolgen und beſtändig beobachten.

1) Er muß auf ſeinen Feldern nie Zuchtſchafe halten, ſondern Hämmel, die er nie über ein Jahr laufen läßt, ſondern im erſten Jahre fett machet und verkauft; er kauft ſie alle Jahre auf geſunden bergigten, trocknen Gegenden ein.

Meine Urſache hiebey iſt die, die ich ſchon geſagt habe: Lammſchafe mit ihren Lämmern erkranken da bald, und ſo auch die Hämmel: da man aber dieſe alle Jahre fett machet und verkaufet, ſo kann man auch mit ihnen alles, auch das fetteſte Gras füttern und ſie damit mäſten; — ehe ſie noch erkranken, ſind ſie ſchon verkauft und geſchlachtet.

2) Er muß dem Hirten unterſagen, wann er Lammſchafe und Lämmer hätte: (das hat er aber beym Hammelvieh nicht nöthig) fette, friſchgrünende Gegenden, Sümpfe, und durch Regengüſſe überſchwemmte kothige Wieſenplätze zu vermeiden.

3) Er wird wohlthun, wann er, da ich in rechtkultivirten Ländern gar keine öde Plätze mehr vermuthe, die vorjährige Haber- oder Sommerfelder im Frühjahr nicht ſo bald herum bricht, ſondern ſie bis über Sommer Johannis hinaus liegen läßt, daß darauf Gras wachſe, und die Schafe gute Weide haben möchten; Läßt er nicht alle ſeine Aecker ſo lange in dieſer Abſicht liegen, ſo ſetze er doch nur einige dazu aus;

Er wird ſehen, daß er dabey nichts verlieret, und es öfters beſſer iſt, ſie nicht ſo früh geſtürzt zu haben; da dergleichen Behandlung mehr Früchte verſchafft, als das ſonſt gewöhnliche frühe Umbrechen der Aecker.

4) Bey vieler naſſer Fütterung oder Abgang nöthiger Gräſer auf dem Felde, muß er ſeinen Schafen zu Hauſe trockne Fütterung, es ſeye nun Grumet, Heu, Gras oder Hexel mit etwas Haber, Kleyen oder ſonſt was vorlegen.

5) Die Salzungen nie auſſer Acht laſſen; die Woche zweymal zu ſalzen iſt nicht zu viel, ſonderlich alsdann, wenn das Wetter trocken und helle iſt.

6) Den Schafen muß im Stalle öfters geſtreuet werden; nie muß ihr Lager mit Koth überzogen ſeyn.

7) Es iſt ein Schäfergedanke: das Schaf muß eher durſten als ſaufen: er glaubt, das letzteres ihm ſchade; es iſt aber nicht ſo, und widernatürlich gedacht: er gebe ihm zu ſaufen: nur nicht ſtehendes, trübes, faules Waſſer, — ſondern aus Brunnen, aus hellrinnenden Bächen, welches ihm ſehr wohl bekommt, zumal alsdann, wann das Schaf nicht vorher ſehr erhitzt iſt; geſoffen zu haben, macht es auch nicht lüſtern aus allen Pfützen auf dem Wege oder auf der Weide ſchädlich zu ſaufen.

Ich ſagte hiebey faſt zu viel: ich rede nun von ganzen Schäfereyen!

## Schäferey.

Bey dieſer ſiehet man billig auf den Schäfer, ſeine Knechte, und auf ſein Weib. — Auf die Weide und ſeine Stallfütterung: auf ſeine Ställe, auf ſeinen Pferch. Auf ſeine Schafe, deren Gattungen und Arten: auf die Benützung der Schafe in Abſicht auf Milch, Wolle, Miſt und Maſtung: auf die Hunde: auf die Behandlung der Schafe überhaupt, wie ſie möglichſt zu benützen ſeyn möchten.

## Der Schäfer und ſein Hausgeſinde.

Der Schäfer ſoll ein unbeſcholtener, verſtändiger, emſiger, geſunder, ſtarker Mann ſeyn.

Selten findet man unter den Schäfern den unbeſcholtenen Mann: man ſagt im Sprichwort: wenn einer den Schäferſtock ein Jahr getragen hat, ſo iſt er ſchon henkenswerth; ſo ganz allgemein wahr will ich dieſen Ausſpruch nicht annehmen: doch iſt, und bleibt es wahr: ſelten iſt einer, der nicht mit ſeiner Heerde auf den Feldern viel Schaden thäte: ſelten einer, der nicht in ſeiner Heerde viel Betrug ſpielte, und ſeinen Herrn nicht auf allerley Art hintergienge und betrüge; dieſe Leute, die ſelten wohl unterrichtet ſind, und da ſie mit andern Leuten wenig Umgang haben, und wenig empfinden, was Rechtſchaffenheit iſt, ſind zu allerley Griffen und Vergehungen vor andern ſehr aufgelegt. Es koſtet Mühe, den Ehrlichen zu finden, ihn ſo zu erhalten, und doch iſt man deſſen bey einem ſolchen Gewerbe, wo ſo viele Betrügereyen im Feld und im Stalle möglich ſind, am meiſten benöthiget. Argusaugen bedarf man, ihre Betrugsgeheimniſſe zu durchſchauen.

Die Betrügereyen, welche ſie wider ihre Herren treiben, beſtehen hauptſächlich in der Verwechslung der Schafe, in falſcher Fütterung bey denſelben, und wer will dann alle die krummen Wege, welche ſie gehen, ausſprechen und aufdecken?

Man entgeht manchem Verluſte, wenn der Schäfer ehrlich iſt: ob es das ſeye, weiß man von keinem; daher nimmt man die ſicherſten Maaßregeln, die man etwa hiebey noch nehmen könnte.

Man giebt die Schäfereyen in Pacht, oder man läßt dem Schäfer zu Lohn eine gewiſſe Anzahl Schafe unter den Seinigen ſo laufen, daß er nicht weiß, welche die Seinigen ſind, ſondern Herr, Schäfer und Knecht, haben die Zahl aller Schafe zuſammen in Gemeinſchaft, ſo z. E.: die Schäferey hält 1000 Stücke, davon hat der Schäfer 100, zwey Knechte jeder 25, zuſammen 50 Stücke: werden 1000 fl. gewonnen, ſo

zie-

ziehen die Knechte zuſammen 50, der Schäfer 100, der Herr 850 fl. Gewinn; werden ſoviel Gulden verlohren, ſo wird der Verluſt wieder ſo berechnet.

Lokalumſtände müſſen übrigens genützt werden, die Schäfer auszulernen, ihren Ränken zu begegnen, ſich zu entſchädigen, für Schaden ſich zu verwahren, ſie ſich gar nützlich zu machen.

Ich fordere von meinem Schäfer Verſtand; allerdings bedarf er deſſelben vor andern recht ſehr; bey einer Schäferey kommt in Kauf und Verkauf, bey der Weide, im Stalle, bey Lammſchafen u. d. gl. ſo viel vor, daß ein Mann, der alles recht beſorgen will, ſeine Augen im Kopfe, Verſtand, Einſicht in alles, allen Schaden abzuwenden, und alles beſtens zu benützen, allerdings haben muß.

Die Emſichkeit iſt eine Haupttugend des Schäfers; iſt er nicht früh und ſpät, ſchleicht er nicht allenthalben ſeinen Heerden und Knechten nach, giebt er ſich nicht immer Mühe, hie und da was zu entdecken, ſo ſeiner Schäferey zuträglich iſt, ſo verliert er in Augenblicken mehr als ſonſt jemand in Tägen: Ein Beiſpiel: ich kannte einen Schäfer, der ſorgenlos ſeine Abendſuppe hinter einem Buſche aß, da unterdeſſen ſeine Schafe zu einem Sumpf liefen, da fraſſen und ſoffen; als er aufſtand, ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen, ein Bekannter, der bey ihm ſaß, fragte: warum ſo lamentiren? — weil meine ganze Heerde in Jahr und Tagen bis auf das hinkende dort, ſo lag und nicht fortkonnte, krepiren wird; wie geſagt, ſo geſchehen! —

Winde, Froſt, Regen, Hitze u. d. gl. ſo der Schäfer auch in Felde, wo er immerhin ſeyn muß, zu übernehmen und auszuſtehen hat, fordern, daß er geſund ſeye: ein kränklicher Mann, hält dieſes gewiß nicht aus, und um bald dieſem, bald einem andern zu entgehen, wird er bald da bald dort was verabſäumen und

vernachläſſigen: zu Hauſe ſeyn, wann er aufm Feld ſeyn ſollte, ſtehen und ſitzen, wann er gehen und ſich mühen ſollte, kurz, gewißlich ſeine Sache niemalen, wie er ſoll, ganz thun.

Stärke iſt ihm aber ſo nothwendig, als Geſundheit: vor Alters war ſie ihm nothwendiger, ſeine Heerde wider Wölfe, Bären und Räuber zu ſchützen; — nun iſt ſie ihm unentbehrlich, ſeinen Pferch zu ſchlagen, zu tragen, anders zu thun, und oft auch noch wider die Diebe ſich und ſeine Schafe Nachts aufm Felde allein zu vertheidigen.

Was ich vom Schäfer fordere, das fordere ich billig von ſeinen Knechten; gemeiniglich ein rohes Volk, wohl dem, der einen frommen, treuen, emſigen Knecht findet! ſie ſind aber ſehr ſelten! deſto mehr muß man auf ſie und ihre Handlungen mißtrauiſch hinſehen.

Laſſe man ſich ja doch nicht einfallen, in einen pur kultivirten Lande, welches tief, plat, eben liegt, wo gar keine Berge, Anhöhen, Klippen, Einöden, ungebaute Weiden mehr übrig ſind, eine Schäferey anzulegen und unterhalten zu wollen; — da iſt eitel Verluſt! — bey Zuchtſchafen beſtändig, und alle Jahre Krankheit und Tod — bey Hammelvieh gar ſelten Gewinn; immer öfterer, gröſſerer Verluſt, der den Gewinn wegnimmt und noch Schaden genug übrig läßt.

Wann es darauf ankäme, vieles Gras zu haben, ſo wäre vielleicht manchmal mehr da auf kultivirten Feldern, als auf trocknen Bergen; allein darauf kommt es ja nicht an, daß es vieles giebt, ſondern daß es den Schafen geſundes giebt; dieß findet man auf Bergen und in Einöden, auf dürren Erdreich alleine; wo wollen die Schafe auf gebautem Felde beym Regenwetter trocken weiden? Eine einzige Woche Regenwetter ſchadet alsdann mehr, als was drey trockene genützt haben: hielte man da eine Pferchſchäferey, hätte man

al=

alſo die Schafe nicht im Stalle, daß man ihnen jezt trocknes Futter geben könnte, ſie müßten auf den Aeckern laufen und freſſen, welcher Koth? welche Ermattung? welchen Schlam müßten ſie nicht einfreſſen? wie ſollten ſie geſund bleiben? —

Dem Schaf eckelt für vielem, ſo ihm nicht geſund iſt, doch wird es hungrig, ſo fällt es auch jedwedes, wann es auch wüßte, daß es ſein Tod wäre an, man muß vorher alles thun, es wider das Schädliche zu verwahren: der Schäfer muß die ſchädlichen Stellen und Gräſer kennen, und ſeine Heerde dorten zurückhalten: oft auf den beſten Weiden finden ſich hin und her ſchädliche Grasarten, welche die Schafe ſelbſt verabſcheuen, aber doch im Hunger freſſen, z. E.: Mäuſekraut, welches auf den beſten Weiden, an Bergen, buſchweis, fett aufwächſt; das Schaf meidet es ſeines Geſtanks wegen ſelbſten, wenn es aber ſehr hungrig iſt, greift es doch an, frißt, lauft auf und krepirt; wann der Schäfer da gut handeln will, ſo muß er entweder die Weide ganz meiden, oder ſie nur betreiben, wann die Schafe ſchon faſt ſatt ſind, oder alle dieſe Büſche mit ſeinem Stock niederſchlagen, da ſie dann häßlich ſtinken, und das Schaf von ſich, ſo hungrich es auch wäre, abhalten und vertreiben.

Das Schaf wird im Winter beynahe jedwedes freſſen: ſtinkendes, erwarmtes, ſtaubiges Grumet und dergleichen, würde es das thun, ſo wäre es gewiß der Krankheit und dem Tod nahe, oder gar übergeben.

So iſt es wieder auf der Weide: dem Schaf iſt nichts angenehmer, als junge Gräſer, ſonderlich im Frühjahr an den Flosgräben, wo das Waſſer von den Aeckern in die Wieſen abrinnt, Erde anſezt; wo ſodann fettes Gras, früh hervorkommt:

Der

Der am Herbſt auf den Haberäckern ausgefallene, aufkeimende Haber, iſt dem Schafe ein Leckerbiſſen vor allen; ſo es aber da oder dort weiden würde, eher es gefroren hätte, ſo würde es darüber verkommen.

Durchaus weiß man, fettes Land tauge nicht für die Schafe: Reinlichkeit in allem ſeye ihnen dienlich: nicht Ueberfluß; aber mäſſige, öligte, reine, geſäuberte Fütterung ſeye geſunde, fettmachende Speiſe für die Schafheerden: daher auch das Sprichwort: wann das Schaf einem Halm Gras über drey Betten nachlaufen muß, dann wird es fett; — dann wo es ſo iſt, da iſt trockne Witterung, nicht allzu fetter Boden, welches beedes das dienlichſte für das Schaf iſt.

Das Schaf ſuchet ſeine Nahrung überall, emſig hervor, und erhält ſie da noch, wo man ſie gar nicht vermuthet: als am Herbſte und noch weit hinein im Winter auf Aeckern, Wieſen Einöden, an Hecken, Büſchen u. ſ. f.

Daher muß man das Schaf nie früh am Herbſte im Stall füttern, nicht eher, als bis es vor Schnee, Eis und Froſt nicht mehr auf den Boden kommen kann; alle Gräſer haben in dieſer Zeit noch Kräften, füttern und nähren; im Frühling haben ſie das nicht mehr, wann ſie auch in Menge da wären; der Froſt hat ihnen Winters durch das alles benommen.

Zu erhalten, daß die Schafe am Herbſt und Winter dieſe ihre Nahrung allenfalls noch aus dem Schnee hervorſuchen, muß man ihnen nie im Stalle was geben: denn ſobald dieß einmal geſchiehet, greifen ſie nicht mehr, wie ſie wohl noch könnten, auf dem Felde an, verlaſſen ſich von nunmehr an auf den Stalle und bleiben faul im Felde, eilen nach Hauſe, wo ſie ihre Fütterung vermuthen:

Alſo im Herbſte und beym angehenden Winter muß man an der Fütterung zu Hauſe ſparen; im Frühling aber ja nicht! da muß man ſchlechtweg im Stalle fort geben; dann, wann auch noch ſo vieles altes Gras auf dem Felde wäre, ſo hätte es doch keine Kraft, und taugte, Kräften zu geben, durchaus nicht mehr.

Die Fütterungen der Schafe im Stalle, iſt Heu, beſſer Grumet, Stroh mit jenem beeden untermiſcht, auf der Stroh- oder Hexelbank rein zu Hexel geſchnitten, auch pur Strohhexel mit etwa Haber oder Kleye oder Schrot aus Gerſten oder Wicken gemiſcht: Linſen- Erbſen- Wickenſtroh gegen die Nacht, und darneben Tags ein pures Heu oder Grumet einmal aufgeſteckt. Hätte man von fetten Waldbäumen: von Haſelſtauden, von Eſchen, u. d. gl. vom Weinſtock grün abgenommenes Laub oder Limpſe gedörrt, oder von allen Obſtbäumen abgefallenes Laub getrocknet, geſammelt, ſo würde alles dieſes ohne allen weiteren Zuſatz eine nahrhafte Speiſe abgeben. Kartoffeln Rüben allerley Arten, und noch mehr anderes, wird zum Winterfutter dienen.

Man hat es hin und her eingeſehen, und man ſollte es überall einſehen, daß die Aufhebung der Schäfereyen in kultivirten Ländern eine nützliche, und aus mehreren Urſachen höchſt nöthige Sache iſt; man hat ſie hie und da gänzlich aufgehoben, und ſie auf Einöden, unangebaute Gegenden verwieſen, in den mehreſten Ländern aber geht es mit den von jeher eingeführten Schäfereyen, wie mit allen von Zeiten her angewöhnten Dingen: man dreht, man windet ſich, man will durchaus nicht dran, hierinn zu folgen, ein Ganzes zu machen, und das auf kultivirten Feldern auf beeden Seiten ſchädliche vom Grund aus auszureiſſen und zu heben, man thut etwas, und das nur halb:

Man treibt die Haufen im Sommer auf Einöden weg, und läßt ſie da weiden.; wenn das Winterfeld oder auch erſt, wenn das Sommerfeld oder gar alsdann ſonſt, wenn die Wieſen auch abgemähet ſind, bringt man ſie wieder auf dieſe kultivirten Gegenden zurück: ſo wendet man es auch um: Sommers durch nährt man ſie auf Aeckern und Wieſen, Winters hin hat man ſie auf Einöden und in Wäldern.

Sonſtwo ſperrt man ſie in den Pferch ein: baut ſo viel Land mit Klee an, daß man ſie damit entweder im Pferche, deſſen Hurden man zu dem Ende mit Raufen verſiehet, füttert, oder ihnen täglich einen Theil von dem Kleefeld zum abweiden eingiebt, da ſie unterdeſſen Tags und Nachts im Pferche liegen, und ſo das Feld in einem hin dungen, wenn unterdeſſen alles Feld, welches zum Kleeanbau für die Schafe entbehrt werden kann, mit andern Früchten beſäet, und ſo alles Ackerfeld alle Jahre angeſäet und genützt wird.

Ich habe Verſuche von der Art geſehen, auch ſolche, da man die Schafe ſogar im Stalle zu Hauſe hielt, oder auf ein Stück Garten einſchloß, ſie ſtets da fütterte und tränkte, ſie mäſtete, dann glücklich und früh im Sommer ſehr fett gemacht verkaufte.

Ich habe dieſe Verſuche erprobt gefunden, dieß muß ich der Wahrheit zu lieb ſagen: ich habe ſie ſelbſt mehr als einmal gelehrt und empfohlen; ich muß es aber doch auch geſtehen, daß dieſe Behandlung der Schäfereyen viele Beſchwerlichkeiten verurſachet, Pünktlichkeit in der Ausführung erfordert, und doch auch öfters bey eingetretenem nicht günſtigem Wetter (die Plage der Oekonomen, daß ſie der Witterung weder gebieten können, noch ſie ſtets in dieſelbe zu ſchicken wiſſen) gewaltig ſchädlich verſaget.

Ich ſage es wieder: Bauer und Schäfer ſchicken ſich gar nicht zuſammen: Kain und Abel zanken ſich, einer ſchlägt den andern wohl todt, oder wünſcht ihn

von

von ſich wenigſtens weit weg, am beſten, wenn der eine zur rechten, der andere zu linken ſeine Arbeit und Bedürfniſſe ſuchet.

Alles dieß vorausgeſagt, ſchreibe ich nun von der Zuchtſchäferey inſonderheit noch folgendes:

Eine Zuchtſchäferey muß ſchlechtweg in einer Gegend, wo das Land und Feld trocken, ſchwer, mit Hügeln und Bergen durchſäet iſt; wo ſich von aller Kultur leere Einödden befinden, angelegt werden.

Man muß Schafe von der beſten Art dazu auswählen;

Will man die bisherigen Landſchafe veredeln, ſo verſchaffe man ſich die Steere oder Reithämmel von einer guten Art, und laſſe ſie die Schafe bedecken, es wird ſehr gut ſeyn, wenn man dieſe von etlichen Jahren zu etlichen Jahren immer wieder neu anſchafft, dann man will bemerkt haben, daß die nahe Verwandſchaft der Reithämmel und Zuchtſchafe verurſache, daß ihre Jungen wieder ausarten, und in die vorige ſchlechte Beſchaffenheit zurückfallen; wollte man dieſe friſche Rekrutirung nicht, ſo verſetze man die Reithämmel von dieſer in eine andere Heerde über.

Zu fünfzig Zuchtſchafen gehört ein Reithämmel, ſie begatten ſich, wenn ſie ein und ein halb Jahr alt ſind. Iſt der Hammel vier Jahr alt, ſo hat er ausgedient, und ſo das Schaf, wenn es fünf Jahre zurückgelegt hat.

Die Zeit ihrer Begattung iſt die zu Ende des Sommers: bey angehendem Herbſte. Man läßt die Reithämmel zu der Zeit unter die Schafmütter, wenn ſie ſich begatten und empfangen ſollen.

Dem Schäfer iſt nicht jede Zeit dazu ſchicklich; er erſiehet die Zeit dazu aus, daß die Schafe gerade gleich nach Lichtmeß, alle in Zeit von acht oder vierzehen Tagen, etwa in der Mitte des Februars, werfen.

Und

Und dieß zwar deßwegen, damit die Lämmer, wenn ſie etwa vier Wochen im Stall gehalten worden ſind, bey ſchönen Frühlingstagen, in der Mitte zu Ende des Märzs mit auf die Weide gehen, und da hervorkeimendes Gras finden mögen.

Nahe vor und nach dem Werfen werden die Schafsmütter mit Heu und Grumet gut gefüttert, geſalzen, und wohlgetränkt, um viele Milch und Nahrung für ihre Lämmer zu erhalten.

Es ſind einige kleine Handgriffe der Schäfer, z. E. wenn ein Lamm ſeine Mutter verliert und zu einem andern Schaf gebracht wird, an ihm zu trinken, wie zu verfahren, und ſo auch andere bey andern kleinen Zufällen; — ich bin nicht willens, dergleichen Kleinigkeiten zu ſchreiben, und gehe ſie vorbey; ſie lernen ſich bald, und jeder Schäfer kann ſie lehren und vormachen, ſie werden ſo am leichteſten begriffen und am ſicherſten befolgt, und können auch ſchwerlich recht beſchrieben oder aus einer Beſchreibung recht erlernt werden. Nur dieß in dem Fall: daß ein Schaf ihr Lamm todt werfen würde, und man wollte ihm ein Lamm geben, dem die Mutter über dem Werfen entfallen wäre; geſetzt, jenes Schaf würde das fremde Lamm nicht an ſich dulden wollen, ſo bediene man ſich des Mittels, ſo ich in ſolchem Fall bey dem Kalb aus erprobten Verſuchung und Erfahrungen vorgeſchlagen habe; — jeder, der darüber denkt, wird Möglichkeit und Urſache einſehen.

Die Hammellämmer werden in der vierten, sechsſten Woche, auch noch um ein paar Wochen ſpäter verſchnitten:

Man ſchnitte ehemals auch den Mutterlämmern die Schwänze nahe am Leibe weg, und warum? — die Natur zu meiſtern, und ſie zur Begattung fähiger zu machen. Es iſt ärgerlich, ſolche weiſe Leute zu wiſſen, und ganz und gar unnöthig, ſie zu widerlegen; ſie

ſind

ſind es nicht werth, verdienen es aber, daß ſie ſolche alberne Operazionen ſelbſt mit ſich zugezogenen Schaden bezahlen: einer Heerde alle Schwänze weg zu nehmen, heißt, ſich um viele Pfunde Wolle alle Jahre vorſetzlich, und ohne allen Erſatz und Urſache bringen.

Man führet die Lammſchafe mit ihren Lämmern immerhin auf trockne Weiden: ſie liegen; wann die Wärme nach und nach eintritt, zuſammen im Pferche; dieſe genieſſen da noch die mütterliche Milch, und ſollten ſie, ſo wie es die Natur lehret, ſo lange genieſſen, bis ſich die Schafe im Herbſte wieder trächtig befinden.

Bey einigen Schäfereyen handelt man ſo, daß man dem Lamm ſeine Milch läſſet, bey andern raubt man ſie ihm in der Zeit der Wintererndte weg, und verfertiget daraus Käſe.

Ob es ſo vortheilhaft ſeye, will ich hier nicht entſcheiden, die Natur entſcheidet da ſelbſt; die Lämmer ſind ſchwach und ſchlecht, und ich weiß nicht, ich glaube es wenigſtens nicht, daß der Käſehandel jenen Verluſt wieder erſetze.

So, wie die Lämmer von den Schafmüttern abgeſetzt, oder vom Saugen an ihnen entwöhnt, folglich alleine geweidet, und in einen beſondern Pferch eingeſperret werden, ſo werden die Jährlinge, die Hämmel von zwey Jahren mit, oder ohne die überloffenen, nämlich deren von drey, vier Jahren, gleich den Mutterſchafen, wann nämlich ſo viele ſind, daß ſie eines eigenen Hirtens bedürfen, gleichfalls beſonders gehüttet, geweidet, und in einem ihnen eigenem Pferche alleine gehalten.

Die Urſache hievon iſt die Ordnung; auch die nöthige beſondere, und faſt jedem Haufen eigene Fütterung im Stall und auf dem Felde; das Lamm, das Schaf, ſo auch der Jährling noch bedürfen auf dem Felde trockne Weide auf Anhöhen und Bergen; da die

Häm-

Hämmel, welche fett gemacht und verkauft werden ſollen, überall allerley freſſen können; im Stalle gehört jenen Heu, Grumet, Linſenſtroh; dieſe mögen mit Erbſen-Wicken-Haber-Gerſtenſtroh vorlieb nehmen, und erhalten nur bey ſehr hartem Wetter, ſchneidenden Winden, vielem Schnee, oder bey Froſt, da ſie nicht vor Eis bis zum Boden kommen können, etwas Grumet, Heu oder Herel mit Haber, oder geſtoſſenen Viehrüben, Kartoffeln u. dgl.

Daß die Fütterung auf Milch, Fettigkeit, Geſundheit und beſſeres Beſtehen, ihren mächtigen Einfluß habe, läugnet wohl Niemand, daß ſie aber auch gar ſehr auf die Wolle wirke: gute, genugſame, geſunde Fütterung viele gute Wolle gebe, und daran ſonderlich die wohlangebrachte, ſatte Salzung viel Antheil habe, möchten viele nicht wiſſen.

Die Salzung kann ſo geſchehen, wann nämlich die Schafe alle Abends in einen Stall getrieben werden, daß man einen großen Salzſtein, wie man dergleichen aus den Steinſalzgruben erhalten kann, durchlöchert an einem Strick mitten im Stalle ſo aufhängt, daß die Schafe ihn noch erlangen, und daran lecken können.

Oder man legt ihnen etliche groſſe Stücke Salzſtein in die Tröge.

Auf dem Felde erhalten ſie ihre Salzung von reinem geſottenen Salze in dazu eigends verfertigten Trögen:

Dieſe Tröge ſind halb zirkelrund ausgehauene Tannen, oder fichtene Stämme, fünf, ſechs oder ſieben Ellen lang, welche auf beeden Enden auf je zween queer eingeſchlagenen Steckeln ruhen, und nicht fern vom Pferche ſich befinden, ſo daß die Schafe Abends, wenn ſie von der Weide kommen, da ihre Salzung erhalten. Dieſe Tröge rein zu halten, werden ſie nach jeder Salzung auf ihren Steckeln umgekehrt, ſo, daß

die

die ausgehohlte Seite zum Erdboden ſiehet. Ihre Anzahl richtet ſich nach der Vielheit der Schafe, ſie müſſen alle zugleich lecken können, ſonſt ſie ſich drängen und ſtoſſen; daher auch das Salz gleich aus in die Tröge eingeſäet wird, damit ſie alle etwas erhalten.

Man pflegt dem Maſtvieh alle Woche zweymal, und den übrigen einmal zu ſalzen; man nimmt zu hundert Stücken jederzeit vier Maaß oder acht Pfund Salz.

So ſalzet man Sommers- und Winterszeit, doch nie bey anhaltender regneriſcher Witterung, damit die Schafe nicht zu begierig Gras und Koth einfreſſen; dann dieſelben auf jede Salzung begieriger graſen.

Ich bin mit ſo ſeltener Salzung nicht zufrieden, mich deucht, man würde wohlthun, allezeit über dem andern Tag dieſelbe zu geben.

Wenn man bey Schäfereyen das Salz zur Salzung abgiebt, ſollte man es allezeit vorher mit etwas Ofenruß miſchen, die Kiepereyen und Diebereyen zu verwähren, dann dieß würde es zu einem andern Gebrauche unbrauchbar, den Schafen aber geſund und nicht unannehmlich machen.

Es iſt wohl unnöthig zu ſagen, aus was, und wie die Hurden des Pferchs, der Pferchkaſten, worinn der Schäfer ſchläft, verfertiget werden; es iſt mehr zu empfehlen, daß der Schäfer nie vom Pferche weiche, einen wachſamen, abgerichteten guten Hund habe: von dieſem werde ich weiter unten reden, ſo verſpare ich auch das dahin, was ich von den Krankheiten der Schafe noch beyzubringen hätte.

Nichts weiter iſt übrig als das, was in Abſicht auf die Wollenſchur und des auszumerzenden Schafviehe geſagt werden könnte.

Vom

Vom erſten nur ſo viel: die Schur geſchiehet bey eingetretener warmer Witterung, in der Zeit des Mayſmonats; wären die Schafe eben geſchoren, und kalte Regen ereigneten ſich, ſo kämen ſie über Nacht in warme Ställe, und würden etliche Tage nicht im Pferche, auf freyen Felde gelaſſen.

Allezeit gegen den Herbſt, oder das Ende deſſelben, durchgeht der Schäfer ſeine Heerden, zeichnet die kränklichen Schafe aus, ſchlachtet oder verkaufet ſie ſo gut als er kann; dann ein ſchon im Herbſte krankes Schaf, ſchleppt ſelten ſein Leben dem Winter, wenige dem Frühling noch durch bis in den Sommer; jetzt iſt es etwa noch fett oder bey Fleiſch, dazu kommt es wohl nicht mehr.

Die allgemeinen Kennzeichen eines ungeſunden Viehes, ſind auch die Kennzeichen eines ungeſunden Schafes: der Abgang der Munterkeit, trübe Augen, geſenkter Kopf, hangende, ſchlappe Ohren, ſtets weich pferchen, nicht begierig freſſen u. d. gl.

Bey dem Schaf, ob es geſund ſeye oder nicht, hat man noch beſondere Zeichen, und dieſe; wenn es, ſo man die Wolle von einander ſcheidet, auf der Haut nicht recht fleiſchfarben roth, ſondern bleich, weißlich ausſiehet: — wann die Wolle ganz weiß, wie ausgewaſchen, nicht etwas gelblich iſt: — wann ſie ausgehet, und hie und da auf dem Leibe ausfällt: wann ſie am Untermaul wie aufgeſchwollen oder kröpfig werden.

## Die Maſtſchäferey

hat das einzige beſondere, daß man die zum Mäſten ausgeſuchten Schafe: Lammſchafe und Hämmel auf fetten Weiden weidet:

Daß man ſie Winters durch gut füttert, um ſie ſodann im Frühling oder bald im Sommer abſetzen

und

und verkaufen kann: die Salzung iſt dabey ja nicht ſparſam zu geben.

## Der Eſel und die Ziege.

Beyde gehören in dem Betracht, daß ſie in der Landwirthſchaft wenigen oder gar keinen Nutzen ſchaffen, doch wohl in eine Klaſſe und Kapitel, welches weniges enthalten wird.

Der Eſel iſt etwa deßwegen, daß er von ſchlechter Fütterung lebet und den allerbeſten Miſt und Dung machet, und die Ziege, daß ſie gleichfalls, wenn ſie frey laufet, von dem, ſo ein anderes Vieh auf Klippen nicht ſuchet, und vom Geſträus der Dornhecken und Büſchen lebet, und ein gutes, brauchbares Fell auch hat; Jenen, den Eſel, mag der Müller noch nützen; der Landwirth wohl niemal: die Ziege, mag das Zuchtvieh ganz armer Leute, nie das für den, der einen anſehnlichen Gewinn hoffet, noch abgeben. Wirklich will ich damit meinen Unterricht hiemit beſchlieſſen.

## Der Hund.

Bey der Landwirthſchaft und bey der Schäferey kann der Hund immer noch Dienſte thun, wann er ſchon übrigens von der Nothwendigkeit und dem Nutzen bey weitem nicht mehr iſt, von dem er ehemals dabey war.

Ehemals fielen die Heerden Bären, Wölfe und Diebe an: man hatte ſich Tag und Nacht auf den Weiden zu fürchten, ſelbſt die Ställe, waren ſie wider ſie nicht hinlänglich verwahrt, gaben nicht genug Schutz. In den meiſten Ländern von Europa, ſind jene Feinde des Schafs vertilget, ausgerottet, oder doch wenigſtens ſo vermindert, daß man ſie nun weniger fürchtet, und mit minderer Macht jetzt abhält, verſcheucht und überwin-

windet; ein kleiner Hund, der Lermen bellet, und ſeinen Herrn aufwecket und herbey ruffet, thut jetzt mehr, als ehemals der größte und ſtärkſte, der eine Rotte Wölfe und raubende Bären mit aller macht anfiel, und doch nicht verwehren konnte, daß eine andere raubte, wenn er dieſe ſtellte, und davon abhielt.

Gewiß iſt es: der Hund iſt nicht nur vor allen andern Thieren dem Menſchen ergeben und getreu, ſondern auch ſo gelehrig und witzig, auch mancher mit ſolcher Stärke verſehen, daß ſich ſeyn Herr von ihm immerhin ſeinen Beyſtand zu verſprechen haben wird.

Die verſchiedenen Hundsarten ſind gewiß zu verſchiedenen Endzwecken im Dienſte des Menſchen, und werden ſehr leicht darauf abgerichtet. Jede Hundsart lernt das bald, worauf ſie da iſt, und kann beynahe, ja gar nicht darauf gelehrt werden, was nicht von Natur aus ihre Sache und ihr Thun iſt.

Ein Pommer= oder Heidehund iſt nirgends lieber, als beym Fuhrwerk, im Hauſe, und bey den Schafheerden: da iſt wachen, jedes neue durchs Bellen anzumelden, und den feindſelig anzufallen, der etwas vom Hausweſen angreifet, ſeine Sache: ich habe ſolche Hunde geſehen, welche ganz ruhig waren, wann's auf der Straſſe gleich zugieng, neben ihre Herrn Pferden herliefen; die aber ſo bald anhaltend, laut bellten, ſobald es Berg an, oder nur ſchwer im Zuge zugieng, ſie ſuchten gleich ihren Herren, die Pferde durch ihr Gebelle zur Anwendung gröſſerer Gewalt aufzumuntern und anzutreiben, ich habe wahrgenommen, daß ſie das Pferd, ſo nicht recht ziehen wollte, ausſuchten, und mehrmalen in den Huf bieſſen.

Dieß lernt der Pommer, ohne vielen Unterricht erhalten zu haben; er lernt aber ſehr ſchwer, oder niemal Jagdhund zu ſeyn, zu aportiren, Hühner zu ſtehen, oder im Waſſet zu ſchwimmen, und da zu jagen.

Ein

Ein Budel ſcheint zu mehreren Künſten aufgelegt zu ſeyn: er aportirt, wachet, ſpringt über den Stock, durch den Reif, er ſucht das Verlohrne, und thut Dinge, die Menſchenverſtand anzeigen: die Hundsverſtand gewiß ſind.

Ich habe ſo einen geſehen, der auf Geheiß ſeines Herrn, den und jenen Bekannten, wann er ihn bey Namen nannte, fern aufſuchte, beym Rock faßte, ihn ſolang zerrte, bis er mit ihm zu ſeinem Herrn hingieng: Er verlohr einſt ſein Tabackspfeifenrohr, bei einem Steinbruche, wo er Maurer im Taglohn arbeiten lieſſe, als er ſchon beynahe eine halbe Stunde weg war; vermerkte er erſt ſeinen Verluſt, ſchickte ſeinen Hund, dem er ſeinen Pfeifenkopf wies, auf ſuch verlohren zurück, dieſer bleibt aus, er gieng ſelbſt zurück, fand ſeinen Hund unter den Arbeitern liegen, als er ihm nahe kam, ſprang er auf, einem Maurer an den Hoſenſack, langte hinein, und zog das Pfeifenrohr heraus. — Wie viel Verſtand muß man dem Hunde dabey zuſprechen? machte er nicht Schlüſſe auf Schlüſſe? — greif ich jetzt ohne meinen Herrn zu, ſo ſchlägt man mich weg: warte ich, ſo kommt mein Herr und ſucht mich auf, wann dieſer mir nahe iſt, kann ich ſicher das Pfeifenrohr herausnehmen! —

So vielen Verſtand der Budel hier zeigt, ſo iſt es doch ſchwer, ihn auf die Jagd zu unterrichten, und ſo iſts auch mit allen: der eine zu dem, der andere zu was anderen.

Der Schäfer findet ſeine Hundsart, die er zum wachen, hüten, zum hin = und herſchicken bey ſeiner Heerde: da, dorten zu währen, zu treiben, zurückzuhalten, leichtlich unterrichten, ſehr gut gebrauchen, und ſich manchen Gang erſparen kann.

Man hat hiezu die Schafrüden, die von groſſer Stärke ſind, denen auch die Wölfe ausweichen; da, wo noch Wölfe ſind, auf die Dieberenen noch Gäng- und Gebe ſind, ſind ſie von Werth, und gewiß unentbehrlich:

Wo aber das nicht iſt, was bedarf da der Schäfer der groſſen Hunde, die ihn, ſie zu unterhalten, ſehr vieles koſten?

Es giebt eine kleinere an Haaren ſtraubige Art, die auf das für einen Schafhund nöthige ſehr leicht und wohl unterrichtet werden können.

Der Landmann ſelbſt wohnt öfters ſehr abgelegen, allein, oder auf andere Weiſe den Einbrüchen der Diebe ausgeſetzt, er bedarf einen Wächter, wann er nach ſeinen Tagsermattungen durch ſchwere Arbeiten einſchläft, und ſelten vor Tags Anbruch wieder erwachet.

Einen groſſen Hund an der Kette angelegt, da oder dorten am Hauſe zu haben, ſcheint ihm gut: mir nicht; liegt er da, ſo bricht der Dieb dort ein, oder er beſänftigt ihn durch vorgeworfene Fütterung, er macht ſich ihm auf den Raub ſchon lange vorher unvermerkt bekannt; es hat ja ſchon ein Nachbar den andern beſtohlen: was nützt nun ſo ein Hund? beſſer, man laſſe ihn Nachts von der Kette los, ſo bengt man doch den erſten noch vor, wann auch den zwenten dadurch nicht abgeholfen wird, oder noch beſſer: er hält ſich einen kleinen wachſamen Hund im Hauſe, welcher im ganzen Haus überall hin freyen Lauf hat, dieſer wird ihn durch Bellen, woran ihn die draußen noch an der Mauer arbeitende Diebe nicht hindern können, bald aufwecken, die Diebe verrathen, anzeigen, wo, und ihn ſo in Stand ſetzen, ſich früh gegen ſie zu ſchützen, ſie gar zu verſcheuchen.

Ich erzähle hier eine Geſchichte: der Fürſt zu W*** hatte einen gewiſſen Jauner, der ſich ſelbſt bey ihm angab, Beſſerung verſprach und gelobte, ſeine gan-

ze Bande, die im Lande viel Unheil geſtiftet hatte, auf deren Einfangen man ſchon lange vergebliche Anſtalten gemacht hatte, in die Hände der Juſtiz zu liefern, begnädigt, und in Sold genommen, dieſer wurde mir bekannt, und indem er allerley Streiche ſeiner böſen Geſellſchaft erzählte, ſagte er auch: einſt war beſchloſſen, einen Wirth, der ein paar tauſend Gulden im Hauſe hatte, zu beſtehlen, ich mußte bey ihm über Nacht bleiben, und ſollte in einer gewiſſen Stunde meinen Kameraden die Hausthüre öffnen, ich wollte es eben thun, als ich ihr Daſeyn bemerkte, allein zwey Spitzen oder Pommer machten, im öffnen, wann ich die Stubenthüre aufthat und heraus gehen wollte, einen ſolchen anhaltenden Lermen, daß der Wirth wach wurde, Unrath zu merken ſchien, Wache hielte, und mich im weitern Unternehmen hinderte; ich befragte den Wirth, meinen nahen Freund, hierüber, und er erinnerte ſich des ganzen Vorgangs mit Schrecken recht lebhaft. — Nur ſeine zwey ſonſt ohnmächtige Hunde hatten ihn gerettet; ſie rechtfertigen und empfehlen alſo meinen ſo eben gethanen Vorſchlag.

Daß der Metzger, der Jäger zu ihren Geſchäften andere Hunde haben, iſt natürlich; dieſe aber ſind auſſer der Abſicht dieſer meiner Arbeit, — von dieſen alſo hier nichts.

Nur dieß noch geſagt: es iſt widerſinniſch und verſchwenderiſch, Hunde im Hauſe zu haben, deren man in keiner Abſicht bedarf: ſie werden nicht ohne Koſten unterhalten, und doch ſind ſo manche, ſonderlich angehende Hauswirthe, die unter ihren erſten Hausrath auch einen groſſen Hund haben: wäre es nicht zuträglicher, ſtatt deſſen noch ein Schwein mehr im Stalle zu haben, welches weniger freſſen würde, als der Hund zum Unterhalt bedarf? —

So nützlich ein Hund iſt, und ſeyn kann, ſo gefährlich kann er auch dem ganzen Hauſe werden; der Hund iſt vor allem Vieh zur Wuth geneigt, wird er nun wüthend, ſo beißt er unter Freund und Feind ohne Unterſchied um ſich, und alle die, die gebiſſen, oder nur von ſeinem Geifer beſleckt werden, ſtehen in Gefahr, in die nämliche Wuth zu verfallen und jammervoll ſterben zu müſſen: dieß ſollte billig jedermann, der keines Hundes bedarf, abſchrecken, einen in ſeinem Hauſe haben zu wollen.

Sobald der Hund nicht freſſen, ſaufen, freundlich ſeyn will, ſcheu ſiehet, den Schwanz zwiſchen die Beine ziehet, geifert, die Menſchen fliehet, ſeinen Herrn nicht hören, noch ihn folgen will, alles Waſſer zu ſcheuen anfängt, darf man ſchon beſorgen, daß die Wuth bey ihm angeſetzt habe. Man thut wohl, wenn man ihn dem Fallmeiſter bald heimgiebt.

## Die Katze.

Die Katze iſt wohl nothwendiger als der Hund; kein Haus kann ſie beynahe ohne Nachtheil vermiſſen; die Mäuſe, die ſich in jedwedem einfinden, ſich über die Maſſen ſehr vermehren, und groſſen Schaden auf allen Seiten anzurichten im Stande ſind, ihn auch am Getraide, an Kleidern, an allen Eßwaaren, die man hier frey und offen liegen oder verſchloſſen hat, verurſachen, machen ſie allerdings nothwendig.

Kommen die Ratten, eine gröſſere Mäuſeart, die um zwey= dreymal gröſſer ſind, als die Mäuſe, noch hinzu, ſo ſind ſie ſchlechtweg unentbehrlich.

Dieſe Ratten rauben und freſſen Fleiſch und Speck, alles was ſie vorfinden, hinweg, und verurſachen neben der beſtändigen Unruhe, und dem Poltern in den Nächten, wobey man nie ruhig ſchlafen kann, einen wahrhaft groſſen Schaden.

Die

Die Katze, die natürliche Feindinn beeder, oder die ſie ſo gerne verzehret, und auffrißt, lauret Tag und Nacht auf ſie, und iſt von der Natur mit allen dem Fangzeug verſehen, womit ſie ſelten auf ſie vergebliche Jagd machet; eine Katze allein vermag ein ganzes Haus von ihnen rein und ſauber zu halten.

Nur Schade, daß ſelten eine Katze iſt, die die Ratten auch anfällt und tödtet: hat man ſo eine, und man hat Ratten im Hauſe, ſo hat man wirklich an ihr etwas ſo Geldeswerth iſt, und man hat Urſache, ſie ſorgſam zu erhalten zu ſuchen.

Um die Katze in Stand zu ſetzen, vollkommen nützlich werden zu können, iſt nöthig, daß man ihr in allen Stuben, Winkeln und Orten des ganzen Hauſes freyen Zutritt Tags und Nachts hin geſtattet, zu dem Ende überall kleine Oeffnungen, durch die ſie einſchlupfen kann, machet.

Eines iſt, was die Katzen weniger empfiehlet, dieß: daß ſie das Getraide hin und her mit ihrem natürlichen Auswürfen beſudeln und verunreinigen; wäre nur dieß nicht: ſo wüßte ich nicht, warum man ſie nicht überall begünſtigte: ſo hat nun aber alles ſeine zwo Seiten!

Iſt man vorſichtig, ſo kann man auch dieſes eckelhafte, bey öfterer Nachſicht gar wohl auf die Seite bringen, und zu ſeiner Zeit, das dadurch beſudelte Getraide den Schweinen oder auch den Hühnern vorwerfen.

Nicht alle Katzen ſind zum mauſen gut; man kann es bald wiſſen, welche, und welche nicht: die Katzen, die ſich nur immer in den Küchen aufhalten, ſich da zu nähren, taugen nichts, man ſchaffet ſie weg: um ſie zu mauſen zu vermögen, muß man ihnen nicht viel zu freſſen geben, dieß wird ſie natürlich veranlaſſen, ihre Nahrung an den Mäuſen zu ſuchen, und fleiſſig zu mauſen.

Man rathet einer Katze, welche Ratten fanget, öfters etwas Speck zu geben, damit ihr der Gift der Ratten nicht ſchade: ob die Ratten giftig ſind, weiß ich nun nicht.

## Das Federvieh.

Da es von allerley Arten giebt, nicht eine, wie die andere Art genutzt und gepflegt wird, ſo will ich von jeder insbeſondere das, was von ihr zu ſagen iſt, beybringen.

## Die Taube.

Die Taube fande man ehemals allgemeiner als jetzt: Herren und Unterthanen hatten ſie auf ihren Gütern; und wann ſie ſchon noch heutiges Tages in Sachſen, beſonders auf vieler Edelleute Meyereyen, häufig vorgefunden wird, ſo wird ſie doch in ſehr vielen Gegenden nach und nach ganz ausgemerzet: wo ſie noch iſt, da iſt ſie das Spiel der Kindern, und wanns viel iſt, noch der Jünglinge und des Mannes, mit einem Kindskopfe.

Die Taube iſt bey der Landwirthſchaft eines der ſchädlichſten Thiere, das erkannte man ehemals weniger als jetzt; ſie raubet den ganzen Sommer durch auf den Feldern; Saame und Erndte; wann jener ausgeſtreuet iſt: dieſe eingeſammelt werden ſoll, ſind miteinander ihr Raub; ſie iſt nicht nur ihres Herrn Dieb, ſie iſt privilegirter Räuber auf allen Aeckern des Nachbars; daher denke ich mir jenen, wie ſie, und ſchelte in meinem Herzen den Edelmann Räuber und Dieb, der dieſe Horden hält, und täglich ausſchicket, ſeinen ohnehin bis zur Armuth ausgeſogenen Unterthanen auch ihren letzten Biſſen Brod aus dem Munde zu freſſen.

Ich

Ich laſſe mir es immer gefallen, daß ein Mann Tauben hält, wann er von ſeinem Eigenen füttert; ſobald er ſie aber auf anderer Leute Güter ausfliegen laſſen will, ſo halte ich ihn für einen Felddieb; dann niemal hat er Recht, ſie auf anderer Aecker zu ernähren, und die Polizey ſollte daher ſchlechtweg das Taubenhalten durchaus unterſagen.

Der Plusmacher hörts, und flugs legt er auf jeden Taubenſchlag, Jahrs rein einen Thaler, auf einen Taubenhaus drey Gulden, dafür mag nun jeder ſo viele Tauben halten und rauben laſſen, wie er will; die Kammer hat noch ihren adoptirten Wahlſpruch: ex qualibet re bonus odor, in ihren Einkünftenregiſter eine neue Rubrike! — ums übrige kümmert ſie ſich nicht; mags dem Bauern gehen, wie es will! —

Dieſen Plusmachern iſt alſo nicht darum zu thun, daß der Unterthan wider den Raub auf ſeinen Aeckern geſchützt werde, ſonſt würde man das Taubenhalten ſchlechtweg unterſagen, oder auf ſo viele Paare ſo viele, und auf mehrere noch mehrere Thaler anſetzen, alſo nicht ohne Unterſchied ſchlechtweg von dem Taubenſchlag ſoviel fordern, wodurch man den Taubenhändler nur in die Nothwendigkeit ſetzt, mehrere ausfliegen zu laſſen, um ſich ſeine Zahlung deſto eher und gewiſſer wieder einbringen zu können.

Will man ja alſo Tauben auf ſeine eigene Fütterung halten, ſo kann dieß geſchehen, wenn man entweder eine Stunde im Umkreis alle Güter eigen hätte, daß ſie alſo, wann ſie ausflögen, ringsum auf dieſen Aeckern freſſen, oder man muß ſolche Tauben, die nicht aufs Feld fliegen, die zu Hauſe, im Hof, bey dem Hauſe gefüttert werden müßten, halten.

Dieſer letztern Art giebt es; die Feldtauben ſind ohnehin jedem Taubenvoigte bekannt, zu den letztern zählt man die Pfauen- die Kropf- und die Naſentauben, u. d. gl.

Nu-

Nutzen hievon, es ſeye von dieſen oder jenen, zu verſprechen, bin nicht willens, weil ich gewiß weiß, daß ſie keinen haben, wenn man auch den Diebſtahl mit in die Rechnung nimmt, und das, wie billig iſt, anſetzet, was ſie zu Hauſe Sommers und Winters, ſie ſeyen von der erſtern oder andern Gattung, koſten;

Will aber dann jemand, ich will nicht unterſuchen aus was Urſachen oder Abſichten, Tauben dieſer oder jener Art halten, ſo muß er erſtlich alles das, was die beſte Taubenzucht hindert, hinwegräumen, und das anbringen, was ſie aufs beſte und gewiſſeſte befördert.

Den Tauben iſt nichts ſo gefährlich als der Ratz, oder der Hausmader; kann ihnen dieſer beykommen, ſo tödtet er alle, die er haben kann auf einmal, ohne alles verſchonen, trägt ſie weg in ſeinen Aufenthalt, oder läßt ſie liegen: nach dieſem die Katzen, kommt ſo was, auch die Eule des Nachts in den Schlag, ſo werden alle die, die nicht umkommen, ſo ſcheu, daß ſie entweder ganz entfliehen, andere Schläge ſuchen, oder wenigſtens nimmer in ihren eigenen Schlag oder Bau zurückkehren, als wild hin- und herfliegen, bis ſie endlich nach und nach verkommen.

Ratzen, Katzen, Eulen vom Schlage abzuhalten, muß man ſich aller Mittel bedienen: Man kann Taubenhäuſer bauen, da die erſtern gar nicht beykommen können; man kann dadurch, daß man die Schläge alle Nächte zuſperret, alle dieſe Feinde abhalten; Lokalgelegenheiten und Umſtände bieten ſich dazu überall an, und ſo nahe, daß ich es für unnöthig halte, darauf im allgemeinen Vorſchläge zu thun.

Die Geyer ſchaden auf offenen Felde; hierwider ſind die Flinten, die bekannten Fangkörbe und Falleiſen ſehr gut, die Gegenden von ihnen zu reinigen: ſchwarze Tauben, die von ihnen vielleicht als Raben angeſehen werden, fallen ſie nicht ſo bald an, als die weiſſen,

ßen, die ſie von weitem ſehen, und daher am liebſten auf dieſe ſtoſſen, auch am häufigſten wegfangen.

Man ſaget, Läuſe und Wanzen plagten die Tauben bis zum Erkranken und Sterben; es mag ſeyn; da aber dieſe Inſekten von Unreinigkeiten wachſen und ſich vermehren, ſo iſt dadurch Rath, daß man das Taubenhaus nur öfters rein auskehret und feget, und gleich beym und nach dem Erbauen ſolche durch jemals nachgeſehene Unſauberkeiten nicht werden und einniſten läßt; ſonſt ſie freylich in der Folge ſehr ſchwer oder gar nicht wieder vertrieben und weggeſchafft werden können.

Zur Vermehrung der Tauben wird vor allem andern nöthig ſeyn, daß ſie ſich zu ihrer Wohnung halten und gerne darinn bleiben; das zu bewirken, iſt nöthig, ihren Taubenſchlag oder Haus in die Höhe zu bauen, von woraus ſie eine freye Ausſicht auf die umliegenden Feldungen haben können: man nimmt es wahr, daß ſie dieß lieben, weil ſie ſich immerhin gern in der Höhe befinden, und ſich deßwegen immer auf den Dächern, und zwar auf den höchſten, die um ſie her ſind, halten.

Sie lieben die Reinlichkeit, wie jedes andere Thier, daher ihre Ställe öfters, wenigſtens alle viertel Jahre oder alle Monate gefegt werden ſollen.

Nichts lieber iſt ihnen als Salz, Salpeter; daher ſie immer zu alten Abtritten hinfliegen, beſonders, wenn ſolche mit Backſteinen aufgeführet ſind, bicken, und den vom Urin benezten Mörtel und Leimen begierig abhacken und einfreſſen:

Man ahmt hier die Natur nach, und zerſchlägt ſolche durchfreſſene Backſteine oder Ziegel zu Staub, miſcht Salz, Salpeter mit Menſchenharn bey, und ſtellt ſolches Gemengſel in dem Taubenhaus in einem geräumigen Gefäſſe in einen Winkel hin oder bringt es außen, nicht fern von Taubenhauſe an, wo ſie ihre De-

likateſſe bald ſuchen, ſich dabey immer aufhalten, und da für beſtändig gerne wohnen.

Es iſt nöthig, Tauben an ihr Haus zu gewöhnen, und ſie abzuhalten, daß ſie nicht davon fliegen, ſie, wenn man ſie in ſolches einſetzet, eine oder zwo Wochen da einzuſperren, gut zu füttern, und ſie dann erſt ausfliegen zu laſſen.

Will man zu denen, die ſchon einige Zeit da geflogen ſind, erſt erkaufte fremde bringen, ſie da mitfliegen zu laſſen, ſo iſt nöthig, die alten mit den neuen etliche Tage zuſammen einzuſperren, daß ſie ſich zuſammen gewöhnen; ſonſt jene dieſe wegbeiſſen, denn bekannt iſt, daß die Alten die neue Ankömmlinge nicht bey ſich leiden und dulden wollen, ſie daher verfolgen und abzutreiben ſuchen.

Wollte man, wie es öfters nöthig iſt, ein Paar zuſammen paaren, ſo müſſen ſie im Schlage in ein Gitter zuſammen geſperrt, und etliche Tage oder ein paar Wochen ſo alleine gelaſſen, und da gefüttert werden.

Junge von einem Neſt ſollen keine Junge ausbringen; daher iſt es gut, dieſe zu trennen, und ſie mit andern von andern Neſtern zu paaren.

Schon nach Verlauf des erſten Jahres des Alters paaren ſich die Tauben, und bringen Junge aus.

Will man von einer Farbe ſeine Tauben haben, ſo muß man verhindern, daß ſich ſolche mit keiner andern als mit denen von einer und eben der Farbe zuſammen thun, — ſonſt allerley Variazionen entſtehen; wollte man ſolche Abarten haben, ſo darf man nur Tauben von allerley Farben, ſich zu paaren, veranlaſſen, oder durch Zuſammenſetzung verurſachen und bewirken.

Daß man zu jedem paar Tauben ein beſonderes Neſt im Taubenhaus und noch mehrere drüber haben müßte, verſteht ſich von ſich; einige machen dieſe aus Waiden, die man zu dazu dienlichen Körben flicht, an-

dere

dere ſchlagen etliche Brettchen dazu zuſammen, und ſte=cken jedes vom andern beſonders oder abgeſondert im Taubenſchlag herum; hierein legen die Tauben etliche Reiſer oder etwas zuſammenklaubtes Geſtröh, legen darauf ihre Eyer, brüten ſie aus, und erziehen darinn ihre Jungen.

Die Tauben ſind ſehr fruchtbar; man ſagt wie im Sprichworte: ſie hätten immer Junge und Eyer zu=gleich: innerhalb 6 höchſtens 8 Wochen hecken ſie zwey=mal: ſie legen zwey Eyer: brüten ſie in 14 Tagen aus: innerhalb vier Wochen gehen die Jungen aus dem Ne=ſte, und ernähren ſich darauf bald ſelbſten; wie ſie dann bis dorthin von den Alten geätzet werden, ſo daß alſo Niemand mit ihrer Erziehung auf irgend eine Weiſe beſchwert iſt, wann nur die Alten Fütterungen dazu vorfinden.

Der Tauben Nahrung ſind allerley Körner bis auf die vom Unkraute der Vogelwicken, welche man auch für ſie in den Scheunen aus dem Staub durch das Staubſieb ausſiebet und ſie mit andern dergleichen Unkrautſaamen auf den Winter zur Fütterung aufbe=wahret.

Die Fütterung der Tauben iſt nöthig, wann der Schnee das Erdreich decket; öfters eher, und dauert ſo fort bis auf die Saatzeit im Frühling; kaum alſo bezahlen die Tauben dieſen Aufwand und gewiß den Schaden nicht, den ſie auf den Feldern in den Saat=zeiten in Abſicht auf den ausgeſtreuten Saamen, und dann gegen die Erndten hin durch mehrere Wochen an dem reifenden Getraide nach und nach anrichten.

Will man ſie verſpeiſen, ſo muß man ſie in der Zeit, da man Hanf oder Lein ſäet, nicht aufs Felde laſſen, ihr Fleiſch nimmt von dieſen beeden Saamen ei=nen widrigen Geſtank an.

So,

So, wie es im Winter nöthig iſt, ſie zu füttern, ſo muß man ſie auch, wenn ihre Tränke einfrieret, alle Tage ein oder zweymal mit friſchem Waſſer verſehen.

Die Taube jungt im zweyten Jahre ihres Lebens, und hört auch früh wieder auf, Junge zu erziehen; iſt ſie viere, fünf, ſechs Jahre alt, ſo ſchafft man ſie ab.

## Die Henne.

Die Henne iſt bey einem Hauswesen eine unentbehrliche Sache; die Eyer von ihnen bedarf man in der Küche zu den mehreſten Speiſen, die ohne ſie gar nicht zubereitet werden können: zu allen Mehlſpeiſen, wovon der Landwirth vornehmlich lebet, ſind ſie unumgänglich allerdings nothwendig, und das machts, daß der Landwirth die Henne zu vermiſſen, auſſer Stand iſt;

Er erhält es auch wohlfeil, es lauft in der Hofraith: vor der Scheuer, auf dem Miſte, in den Ställen und im Hauſe, im Garten und ſonſtwo herum, und ernährt ſich vom allerley, ſo ihm nur vorkommt: Körner, Brod, Fleiſch, ſo da oder dort abfällt, und verloren gehen würde: Würmer, Käfer, Mücken u. d. gl. alles iſt ihnen Speiſe, und da es immer was findet, weil es von ſo vielerley lebet, ſo koſtet es auch den Eigenthümer wenig: ſetzt er noch etwas weniges bey, und giebt ihnen in der kältern Jahrszeit einen warmen Stall, ſo hat er von ihnen den möglichſt beſten Nutzen und Gewinn.

Wann die Henne ein halbs Jahr alt, und bisher wohl gefüttert worden iſt, ſo legt es Eyer; legt immerhin Eyer, Sommers und Winters — wann es nämlich ſtets wohl gefüttert und warm gehalten wird, es ſetzet Sommers durch abgeſetzt, kaum wenige Tage aus, und ſo gar auch im Winter nicht unter jenen zween Umſtänden: guter Fütterung und warmer Wohnung.

nung. Eine Henne, welche im Oktober recht gut mit Brod oder Gerſten gefüttert wird, leget im Winter recht früh, und ſetzt ſich auch ſehr bald zu brüten und Junge zu haben.

Es iſt wohl kein Land, wo mehrere Hühner, Gänſe, Tauben erzogen und gehalten werden, und wo ſie jung im Frühling eher zu haben ſind, als im Ries, das iſt zwey, drey Stunden rings um die Reichsſtadt Nördlingen herum; und dieſe frühe Zucht hat jene zween Umſtände ganz alleine zum Schöpfer.

Die Henne legt Eyer ohne vom Hahn betreten worden zu ſeyn, allein aus ſo einem Ey kommt kein Junges; bey den Hühnern müſſen Hähne ſeyn; die Natur hat ihre Geſellſchaft geſchaffen, und dieſe muß man nicht ſtöhren; doch aber ſo viele Hähne zu ernähren, als man Hühner hat, iſt nicht nöthig. Die Haushühner haben das beſondere, daß ſie ſich nicht paaren, und ein Hahn für fünf und zwanzig, auch mehrere Hühner genug iſt.

Nicht alle Hühner, wann ſie auch Eyer legen, und dabey vom Hahne betreten worden ſind, brüten: einige, wie man ſagen will, gar niemal, einige nur nicht alle Jahre; das letztere iſt Wahrheit. Es kann aber ſeyn, daß ſie dadurch, weil man ihnen alle Tage die Eyer wegnimmt, und im Neſte, wo die aus einem Hauſe alle hinlegen, nicht mehr als eins oder zwey gelaſſen werden, daran hindert, geſtöhrt und zurückgehalten werden. Unterdeſſen des Nutzens wegen folgendes:

Die Hühner müſſen ihren Stall an einem ſolchen Ort haben, wo ſie der ſtrengen Winterkälte nicht ausgeſetzet ſind. Auf einigen groſſen Mayereyen heitzet man ihnen ein: Bauern haben ihre Hühner Winterszeit in der Stube, unter der Bank, in einem Gitter: weder das eine noch das andere iſt in einem Hauſe, wo kein groſſer Mayer und kein Bauer oder Taglöhner wohnet, zu empfehlen: der Mittelmann bedarf eines Stalles auſ-

ſer

ſer der Stube, und doch ohne einheitzen zu dürfen, an einem warmen Orte, und dieſer Ort iſt kein anderer als der Pferd- Rindvieh- oder Schafſtall. Hier kann man für ſie ein Gehäuß anbringen, in dem ſie die benöthigte Wärme erhalten; doch muß man es ſo bauen, daß ſie dadurch keineswegs in die Ställe laufen oder kommen, oder von ihren Federn oder Auswürfen dahin einfallen können: den Eingang dahin müſſen ſie alſo vom außen erhalten; die Oeffnungen innen gegen dem Viehſtall müſſen ſo ſeyn, daß von jenem nichts unter die Viehfütterung kommen kann: alles dieſes ſo zu veranſtalten, iſt leicht; die Lokalumſtände werden angeben, wie

Im Innern des Hühnergehäuſes müſſen zum Aufſitzen, dann die Henne bleibt nicht auf dem Boden, Pfähle Horizontal angebracht werden, und zwar ſo viele, daß alle Hühner bequem aufſitzen können, und dabey noch Raum übrig bleibet: keine Henne muß gleich unter dem andern, ſondern alle müſſen entweder in gleicher Höhe, neben einander oder doch ſo ſitzen, daß keines das andere, die Obern die Untern nicht beſudeln.

So müſſen fern von dieſen Aufſitzſtellen, an den Wänden nach der Zahl der Hühner mehrere oder wenigere Neſter von Brettern, worein Stroh zu legen iſt, errichtet werden, da die Hühner ihre Eyer hinlegen; ſie legen nie alle in einer Minute, immer nach einander, ſo bedarf man alſo nicht ſo viele Neſter, als Hühner heute legen; wenn 8. 10 Hühner etliche mehr Hühner zwey, drey Neſter haben, ſo iſts genug.

Des Hühnervoigts, der Hausmütter oder ihrer Mägde Sache iſts, alle Morgen die Hühner zu befühlen, oder nachzuſehen, ob ſie heute Eyer legen werden oder nicht, im erſten Fall werden ſie im Stalle gelaſſen, im zweyten läßt man ſie früh auslaufen: Man hat auch neben dem Stall, wo ſie alle ſind, noch einen Legſtall, wo man die eyerlegende Hühner hin fängt.

In

In dieſen Neſtern läßt man immerhin ein oder zwey Eyer liegen, das giebt den Hühnern die Anweiſung, wo ſie auch die übrigen ablegen ſollen, und ſie befolgen dieſen Wink.

So, wie die Hühner die Eyer gelegt haben, ſo gacken ſie, nimmt man dieß wahr, ſo läßt man ſie aus.

Oefters geſchieht es auch, daß die Hühner ſich heimliche Neſter machen, und ihre Eyer dahin verlegen; will man ſie auskundſchaften, ſo giebt man auf das Gacken Acht, und ſucht da herum, wo man es höret, ſo wird man ſie gar bald entdecken.

Wann die Henne etwa 12, 13 Eyer zuſammengelegt hat, ſo ſetzt ſie ſich, wann ſie anderſt brütet, über dieſe hin, und brütet ſie aus: ſie wird damit in dreyen Wochen fertig, die Küchlinge laufen ſogleich aus, und ſuchen ihre Nahrung.

Werden nun die Eyer weggenommen, ſo fängt die Henne, welche brüten will, an zu Glucken, will man ſie alſo dazu anwenden, ſo legt man ihr 12 bis 13 Eyer, ſo viele kann ſie bedecken, in ein dazu an einem abgelegenen Orte, wo ſie nicht beunruhiget wird, verfertigtes Neſt hin, und ſetzt ſie darauf ein.

Die Eyer, welche man unterlegt, müſſen von Hühnern ſeyn, die vom Hahn betretten worden ſind, anderſt ſind keine Jungen zu hoffen; ſodann müſſen ſie friſch und geſund ſeyn, welches man wahrnimmt, ſo man ſie Nachts vor ein Licht hält, ſind ſie durchſichtig, ſo ſind ſie es, wo nicht, ſo ſind ſie ihrer Moderung nahe, und taugen zum Unterlegen nicht.

Die Bruthenne ſitzt, und bedarf keiner weitern Pflege, als Fütterung und Tränke, alsdann, wann ſie des Tags etwa einmal auf kurze Zeit ihr Neſt verläßt, man

man ſtellt ihr alſo beedes nahe, damit ſie es finde, und bald in ihr Neſt wieder zurückkomme.

Kommt die Zeit des Ausſchließens der Jungen heran, (die Henne brütet in drey Wochen aus) ſo nimmt man ſie, ſo, wie ſie kommen, aus dem Neſt nach und nach weg, bringt ſie zuſammen in ein Körbchen an einem warmen Ort, wirft ihnen auch ſogleich gerändelten Hirſen oder ſo was: weißes Brod in Brodſamen vor; ſind die Eyer geleert, und die Mutter iſt mit dem Ausbrüten fertig, ſo giebt man ihr ihre Jungen wieder unter und zurück.

Gemeiniglich geben nicht alle Eyer Junge, manche hatten Fehler und taugten dazu nicht; zu wiſſen, ob die letzten Junge inne haben, oder nicht, nimmt man ſie in die Hand, ſchüttelt ſie, hört man in ihnen ein ſchlottern, ſo ſind ſie moder, faul, und haben kein Junges in ſich; man wirft ſie alſo bey Zeiten hinweg, die jungen Hühner dem Alten untergeben zu können.

Hirſen, Brodſamen, Roggenmehl mit Milch gekocht, Brey aus Kleye mit Milch: Klumpen von der, am Feuer zuſammengeloſſenen ſauren Milch, endlich Gerſten u. d. gl. iſt die Fütterung junger Hühner.

Die alte Henne führt ihre Jungen, ſucht ihnen Fliegen, kratzt die Erde auf, giebt ihnen Würmer, nährt, ſchirmt und erwärmt ſie, ſo gut ſie nur kann; doch muß man ſie alle zuſammen des Tags ein paarmal in ihr Neſt bringen, daß die Alte die Jungen da anhaltend, ungeſtöhrt erwärme.

Alle bleiben ſo lange beyſammen, als die Jungen die alte Henne bedürfen; iſt dieß nicht mehr, ſo lauft alles auseinander, und die Henne legt wieder aufs Neue ihre Eyer.

Daß

Daß man Eyer durch eine gekünſtelte Wärme ausbrüten kann, iſt wohl gewiß, daß aber unſre Hausmütter diſe Kunſt annehmen und treiben werden, iſt wohl nicht zu glauben; was hier alſo von dieſer? —

Annehmlicher aber iſt, der Pipe oder der Truthenhenne gemeine Hühnereyer unter zu legen, dieſe brütet 24 bis 25 Stücke aus, und thut auch an ihnen, was die gemeine Haushenne thun würde; fordert auch keine andere Behandlung als jene, etwas mehr Futter, doch giebt ſie auf einmal noch einmal ſo viel Junge, und verurſachet der Hausmutter bey 25 Jungen nicht mehr Mühe, als ſie ſonſt bey der Brut von 13 von der gemeinen Henne auch hätte.

Die Jungen beeder Geſchlechter werden verſpeiſt, verkauft, oder die Hühner für's Haushalten erzogen: auch werden beede Geſchlechter verſchnitten: man nimmt, wann ſie die Hälfte ihrer Gröſſe erreicht haben, dem Hahn die Nieren, und der jungen Henne das Geburtsglied aus, und vom Leibe hinweg. Die Handgriffe dabey ſind hier nicht zu beſchreiben oder verſtändlich zu erklären, da muß man zuſehen, und ſich bey den Operazionen von Erfahrnen die Hand führen laſſen, ſo wird man alles bald faſſen, ſonſten aber wohl nicht.

Ein verſchnittener Hahn, der nun Kapaun heißt, und noch mehr eine verſchnittene Henne, werden bey guten Futter ſehr fette, und ihr Fleiſch iſt ſehr zart und gut.

Ich habe es ſchon geſagt, man hält die Hühner ihrer Eyer wegen, da ſie nun aber im Winter weniger legen, länger ausſetzen, man alſo nöthig hat, die Sommereyer auf den Winter zu ſammeln, ſo entſteht hierbey die Frage: wie geſchieht das? —

Einige Hausmütter bringen ſie in den Keller, andere legen ſie in Aſchen, wieder andere in Spreu, noch andere haben ſie in Kammern von gemäſſigter Wärme, ſo daß ſie nur nicht frieren:

Eins iſt das nothwendigſte: man nehme die Eyer vom September an, lege ſie in einen Korb voll Spreu, das iſt in die Hülſen vom Dinkel; hat man den nicht, in Hexel von Stroh, ſtelle ſie darein ſo, daß allemal eins vom andern entfernt, alſo darzwiſchen Hexel ſeye, und N. B. daß die dicke oder breite Spitze oben ſeye.

Warum aber das letzte als das allernothwendigſte? Deßwegen, damit die Blaſe im Ey, die ſich hier, in dieſem breiten Theil, findet, nicht ſpringe, geſchieht dieß, ſo wird das Ey alſobald modern und faulen.

Ein Ey, in welchem die Blaſe geſprungen, taugt alſo nicht zum Aufbewahren, auch zum Ausbrüten nicht; ob dieß geſchehen ſeye, zu wiſſen: halte man das dicke Theil des Eyes an die Zunge, iſt es kalt, und bleibet lange kalt, ſo iſt die Blaſe geſprungen; iſt es aber warm, oder wird ſo gleich warm, ſo iſt ſie nicht geſprungen. Die Urſache hievon macht es begreiflich, und erklärbar. Dort wird die Schale vom Inhalt berührt, hier nicht; ein dichter Körper wird ſpäter erwärmet, als ein dünner: die bloße Eyerſchale.

Die Henne hat mehr Feinde, als die Taube; alle, welche dieſe anfallen, fallen auch ſie an: der Fuchs richtet wider die emporfliegende Tauben nichts aus, aber der ſich nicht ſo flugs retten könnenden Henne, iſt er gar gefährlich; er ſchleicht ihr überallhin nach, oft bis in ihre Wohnung; und raubet ſie weg: dazu kommt nun auch der Ratz oder Hausmader, und das Wieſel; dieſes nimmt ihr die Eyer, jene das Leben;

Beede aber werden dadurch, daß man das Hühnerhaus alle Abends wohl verſchlieſſet, und, wo dieß im Rindviehſtall iſt, etlichen Stücken *Vieh Rollen* oder *Schellen über Nacht anhänget*, durch welche, da das Vieh ſich immer bewegt, alſo rollt und ſchellt, die Wieſel und der Mader weggehalten, und ſcheu werden.

Der

Der Mader kann nichts weniger ausſtehen, als das Wetzen einer Senſe oder Sichel, will man ihn aus den Scheuern oder Ställen weghaben, ſo wetze man nur recht oft nahe, oder in denſelben; kaum wird man dieß in einer Scheune, wo er tief im Stroh verſteckt iſt, thun, ſo wird er herauf kommen und fliehen.

Die Hühner füttern ſich, und werden gefüttert mit allerley: auf der Hofraithe, in den Gärten einer Mayerey oder eines Bauernhofs, auf den Gaſſen, und auf den Miſtſtätten finden ſie ſtets allerley Speiſe für ſich: Mücken, Würmer, Käfer, allerley Inſekten, verlorne Körner, Brodſamen und was dergleichen mehr iſt, iſt alles für ſie: alle Körner freſſen ſie gerne; keine aber ſind für ſie beſſer, als die Gerſte. Auch die geſottenen Kartoffeln ſind ihre Speiſe; alles Obſt iſt für ſie, und was in der Scheuer und in der Küche abfällt, ſuchen ſie auf. Manches würde ungenützt verkommen, und ſo durch Fäulniß wieder Erde werden, ehe es genützt worden wäre, wann die Henne nicht wäre.

So wenig alſo die Henne Aufwand erfordert, ſo ſage ich doch nicht, daß das Hühnerhalten und Erziehen dem Hauswirthe vieles einbringe; die Henne iſt für das Weib, und dienet zum Schleichhandel derſelben; man muß ſie aber im Hauſe um der Küche willen als ganz unentbehrlich haben: daher man die Hühner auf einem Bauernhofe nicht ganz abſchaffen kann; aber, um von ihnen nicht Schaden zu haben, muß man ihre Zahl bis auf das unentbehrliche herabſetzen und verringern.

Ich will hier am Ende noch anmerken, daß ich in dem Hohenzoller = Hechingiſchen Faſanengarten unſre gemeinen Hühner wild im Walde angetroffen habe: ſie leben da ohne Wartung, Pflege und Aufſicht, kaum, daß ihnen zu Zeiten Futter vorgeworfen wird:

ſie ziehen da Junge für ſich, wachſen groß, werden mit etwas Mühe gefangen, und als eine beſondere Delikateſſe, als ein wilder Vogel auf der fürſtlichen Tafel verſpeiſet. Ich aß ſie, und ſie ſchmeckten vortrefflich, ihr Fleiſch war vorzüglich zart und milde; Herrſchaften wollte ich dieſe Erziehungsart allerdings anrathen. Ueberhaupt könnte der Durchlauchtigſte Fürſt in Hohenzollern-Hechingen manchem andern in der Dekonomie, in vielen Stücken derſelben, ein ſehr lehrreiches Muſter abgeben; ich werde in der Folge von ſeinen ſehr ſchönen und nützlichen Operazionen noch mehreres ſagen: Gewiß! ein Fürſt, ſo ökonomiſch und brav, wie dieſer, verdient jede Achtung, Liebe und Verehrung! ich, ich werde ihn allezeit verehren und lieben! — dann er iſt Fürſt, Freund und Bieder! —

## Die Truthenne oder die Pipe.

Sonſt ſind dieſe Hühner auch unter dem Namen kalekutiſcher Hühner bekannt: Es iſt unnöthig, ſie mit vielen Worten zu beſchreiben, und ſie dem Teutſchen erſt bekannt machen zu wollen, da ſie jetzt ſchon überall einheimiſch und jedem bekannt ſind.

Dieſe Henne, ſonderlich der Hahn, giebt einen anſehnlichen Braten, und da er bald ſehr fett wird, ſo iſt er auch ſehr gut zu genieſſen: man bezahlt ihn mit zween und drey Gulden da, wann er auch dort noch höher bezahlt wird, oder wohlfeiler zu haben ſeyn möchte:

Jedoch ſo hoch auch ſein Preis iſt, ſo bezahlt er doch die auf ihn verwendete Fütterung niemalen, und noch weniger die Mühe, die man ſich auf ſeine Erziehung bis dahin gab.

Man

Man hielte die Pipen für ein ſehr weiches Federvieh, und gabe ihnen daher eine ſehr weiche Erziehung: es geſchahe, und ich weiß nicht, was ich es ſonſt zuſchreiben ſoll, als eben dieſer verzärtlenden Art der Erziehung, daß von einer Heerde immer mehr umkamen, als man erhielte, und eben dieß vertheuerte den Vogel dem Teutſchen.

Nun ich aber eine viel einfachere, glücklichere Erziehung geſehen habe, ſo will ich ſie auch in der Folge hier beybringen.

Die Piphenne leget im Frühling mehr Eyer, als es ausbrüten kann: brütet, erzieht ſeine Jungen, und legt darauf wieder.

Es iſt nie ſo zu gewöhnen, daß ſie, wie gemeine teutſche Hühner, ihr Neſt ſuchet und ihre Eyer dahin leget; immer etwas wild oder ſcheu, legt ſie ſeine Eyer bald da, bald dort hin, in einen Buſch, in eine Hecke, in langes Gras, da oder dort auf Stroh, in den oder jenem Winkel, ſo daß man genug zu thun hat, ſie zuſammen zu finden, und zuſammen zu glauben; Ein beſonderes, wenn man ſie hierauf zahmer zu machen, im Stand iſt.

Eine Piphenne kann von eigenen Eyern 15 Stücke unterlegt haben, decken, und ausbrüten.

Wann ſie brüten will, ſo ſetzt ſie ſich hie und da nieder, und giebt ihren Trieb zum Bruten hiedurch an. Man glaubte ehemals, daß man ſie dazu zu zwingen, vermöge, und zwar dadurch, daß man ſie mit Brenneſſeln am Bauche ſonderlich zwiſchen den Füſſen haue, bis ſie ſchwelle. Wer wird auf ſo was unnatürliches fallen, oder von ſo was widerſinniſchen eine ſo unangemeſſene Wirkung erwarten? alter Weibereinfälle! —

Im Brüten muß ſie an einem ruhigen, dunklen Ort Waſſer und Futter um ſich haben, ſich zu Zeiten füttern und tränken zu können, und alſo dermal nicht

len-

lange ſuchen zu dürfen, um bald wieder auf die Eyer aufſetzen zu können.

Innerhalb vier Wochen, am Ende dieſer, ſchlieſen die Jungen aus, und nun geht Sorge, Mühe um die Jungen an: eine warme Stube, hartgeſottene, gehackte Eyer, und darein im Waſſer erweichtes und dann zerriebenes weißes Brod, Schnittlauch, Salat, Neſſel oder ſo was untergehacktes iſt die Speiſe, und ſobald dieß, bald das die ununterbrochene Arbeit, zuletzt verzapfte Dinger, von denen die mehreſten nach einander dennoch krepiren. Dieß iſt bisher das gewöhnliche bey der Pipenzucht geweſen.

Ich will ſagen, was ich in den Faſanengarten des Fürſten von Hohenzollern-Hechingen Durchlaucht mit Augen geſehen habe: der Fürſt führte mich dahin, mir unter allerhand ſchönen auch ſeine Pipenzucht zu zeigen: auf einem erhöhten Wieſenfeld, Wind und Wetter frey ausgeſetzt, ſahe ich da im Monat Junius etliche bretterne viereckigte Käſten, etwas länger, als breit, ſo daß jeder einmal noch länger war, als eine Pipe ſeyn mag, vorn am langen Theil waren ſie offen, und dieſe Oeffnung ſahe gen Morgen: dieſe ſind die Bruthäuſer der Pipen, ſagte der menſchenfreundliche Fürſt, da werden ſie früh, wann ſie zu Brüten anfangen, hergebracht, da brüten ſie in Kälte, unter Wind und Regen aus, da bleiben Junge und Alte für beſtändig, dieſe Wieſe iſt ihre Weide, und ihre tägliche Speiſe, iſt Sangen, Klumpen aus ſaurer Milch, mit gehackten Neſſeln, Salat ꝛc. und untermiſchten Gerſtenſchrot u. d. gl. dabey bleiben ſie geſund, erhärten, und wachſen geſund und groß auf; hier wies er auf ſeine Pipenheerden um uns herum, ließ ſie füttern, und ſo war, wie ich eben ſagte, die Fütterung, und ſo die Munterkeit, und ſo das gute Ausſehen dieſer jungen ſchönen Geſchöpfe, wie ſie der Fürſt mir beſchriebe.

Die=

Dieſe Erziehungsart empfiehlt ſich für ſich ſchon allerdings vorzüglich; ſie iſt die natürlichſte, dem Vieh angemeſſen, wobey es von Kindheit an einer Härte gewohnt wird, durch die ſie in der Folge bey Wind, Regen und Froſt beſſer beſtehet.

Es iſt gewiß: wie gewohnt, ſo gethan! Man ſehe auf Hühner von weicher und rauher Erziehung, ſo wird man jenes allemal wahr finden: dieſe dauern unter allen Umſtänden wohlbehalten aus ꝛc. wann jene bey nur etwas Kälte und Regen frieren, erkranken und umkommen.

Nichts iſt der Hühnerzucht ſchädlicher, als Unreinigkeit, und wo iſt die mehr als in ihren Ställen? Nichts iſt ihr nothwendiger als die Reinigkeit, und wo iſt dieſe am gewiſſeſten und erſten, als auf freyem Felde zu finden?

Was thut eine Henne im Freyen ſein ganzes Leben hindurch? — ſie ſucht Freſſen und putzt ſich: bald welzt ſie ſich im Sand, bald ſucht ſie mit dem Schnabel alle Federchen durch; und reinigt ſich ſo gut und wohl, als nur irgend ein Geſchöpf.

Wider die Kälte hat die Henne ihre Decke, und damit deckt ſie auch ihre Jungen; wann ſie aber an unſaubern Orten eingeſperrt iſt, wie ſchützt ſie ſich wider Unflat, Geſtank, Läuſe?

Daher die Regel: auch die Hühnerſtälle müſſen ſehr rein gehalten, und öfters, wo nicht alle Tage, doch jede Woche gefegt werden.

Piphüner müſſen freyen Lauf auf Weiden, Wieſen, in Gärten haben, und dieſe eben deßwegen, weil ſie vorzüglich die Reinigkeit lieben, nicht gern im Koth und auf Miſtfeldern hin = und hergehen, und weil ſie da im grünen ſich nähren: Kohlblätter, Mücken, Schnecken und allerley Inſekten ſind ihre Speiſe, erhalten ſie alsdann zu Hauſe Brod, Brey, Gerſten, ſonderlich

Türkenkorn oder Mais, ſo werden ſie fett, und bleiben geſund.

## Die Gans.

Unter allen Federvieh hat keine Art beſſere, und zu Betten tüchtigere Federn, als die Gans: die gröſſern ſind ſehr elaſtiſch, und die Pflaumfedern, welche ihren ganzen Leib überdecken, ſind ſehr weich, zart, ſanft, leicht, und dienen zu Oberdecken oder Deckbetten ſo gut, oder wohl noch beſſer, als die Eiderdunen ſelbſt.

Dieſe Güte der Federn macht ſie auch ſo unentbehrlich, als nothwendig die Betten ſind, und denn hat ſie immer auch noch gutes Fleiſch, wird ſehr fett, und das Fett von einer Gans, welches für manchen einen ſehr angenehmen Geſchmack hat, ſchmelzt vorzüglich gut: die Gans nährt ſich auch von Gräſern und Kräutern, und würde auch dabey ganz gut beſtehen, wann ſie nicht Jahr aus, Jahr ein der Weiber Martyrer seyn müßte: ſich nicht von ihnen alle 7 oder 8 Wochen müßte rupfen laſſen, oder nur Winters davon befreyt ſeyn könnte.

Ich rede kurz von der Pflege der Gans: die Gans lebt und ſucht ihre Nahrung auf dem Lande und im Waſſer, daher ihr die Gegenden und Orte ſonderlich angenehm ſind, wo ſie Seen, Bäche, Flüſſe neben dem Grasboden haben kann: hier beißt ſie das ſchlechteſte Spitzgras, Diſteln u. d. gl. zum Futter ab, ob ſie ſchon auch nur gar zu gerne allerley Kohl, Salat und dergleichen genieſſet, und in den Gemüsgärten, wann ſie beykommen kann, mächtige Zerſtörungen und Schaden verurſachet und anrichtet; an Bächen, Teichen und dergleichen hat ſie andere: allerley Gräſer, Wurzeln, Meerlinſen und dergleichen zur Nahrung, zu Hauſe, ſonderlich alsdann, wenn ſie gerupft iſt, fordert ſie kernige Fütterung: Gerſte, Haber, mit untermiſchten gedroſchenen Leinbollen.

Die

Die Gans leget: 12, 15, 18 Eyer, wird ſie zum Brüten angeſetzt, ſo unterlegt man ihr in einem von aller Unruhe fernem Neſte 12 bis 13 Eyer: ſtellt ihr Waſſer und gute Fütterung dahin; damit ſie dieſe, wann ſie will, haben möge: ſie brütet vier Wochen, zu Zeiten gehen auch noch etliche Tage zu, bis ſie ganz endigt.

Die jungen Gänſe, werden mit gehacktem grünen Brennesſeln mit untermengtem Gerſten = oder Roggen=mehl gefüttert, bald auf die Weide, wo ſie Spitzgras haben können, gebracht, ſie werden mit Salat und dergleichen verſehen, und kommen bey guter Pflege und ihnen im Stalle gegebener Reinlichkeit, gar bald zu einer Gröſſe, daß ſie abgeſchlachtet und verſpeiſt werden können.

Wenn man ſie mäſten will, ſo werden ſie in einen engen Stall gebracht, da erhalten ſie Haber, Gerſte oder Türkiſcheskorn ſatt, und werden bald fett ſeyn: ſie bedürfen ſtets Waſſer, und in ſolchem, guten Sand: wird man ihr Freſſen im Salzwaſſer geweicht oder gequollen geben, ſie auch alle Tage $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Stunde auf die Gaſſe laufen laſſen, ſo wird alles deſto beſſer gelingen.

## Die Ente.

Iſt ſo, wie die Gans, im Waſſer und auf dem Land, doch hält ſie ſich etwas mehr als dieſe, an Pfützen, Bäche, See, wo ſie auch ihre allermeiſte Nahrung hernimmt, dann alles da: Gewürm, Fiſche, Krebſe, Fröſche, Mäuſe u. d. gl. iſt ihre Speiſe. Die Enten erhalten ſich beynahe ſelbſten, wo ſie Pfützen, Bäche, See, Schwemmen vorfinden, und kommen gar ſelten, von ihren Eigenthümer Fütterung zu fordern: unter allem Federvieh ſind ſie ſo mit den wenigſten Koſten, und mit faſt noch weniger Mühe zu erziehen.

Die

Die Ente leget mehrere Eyer als die Gans, brütet gar wohl 12, 13 aus: ſitzet vier Wochen, und ſo, wie die Jungen ausſchlupfen, ſo fordern ſie ſchon Waſſer, und dabey eingeweichtes weiſes Brod: Brey aus Milch, Roggen oder Gerſtenmehl, ſodann geſchnittenes ſchwarzes Brod, Gerſte u. d. gl. ſie erkranken ſelten, wann ſie nur Miſtpfützen, ſtehendes oder flieſſendes Waſſer vorfinden, worein man ihnen, wann's nicht über Schuhtief iſt, Haber, Gerſte oder ſo was wirft, welches ſie bis aufs letzte herausholen.

Man pflegt auch den Hühnern, ſowohl den gemeinen, als den Pipen, Enteneyer unterzulegen: den erſtern 10, den zweyten 20 Stücke: dieſe Mütter können nun freylich nicht mit ihnen in's Waſſer gehen, daher verlaſſen ſie ſie bald, ſie bedürfen ſie aber auch nicht, wann ſie nur auf die Nacht ein Neſt finden, wo ſie ſich einſetzen und einander erwärmen können, ſo beſtehen ſie wohl.

Wo nun alſo weder Pfützen, Schwemmen, Bäche u. d. gl. ſind, da begebe man ſich der Entenzucht ganz, ſie machen ohne jene viele Arbeiten, koſten viele Fütterung, die ſie nicht werth ſind.

* * *

Ich ſollte vielleicht nach einiger Begehren und Erwarten von noch anderm Federvieh: von Pfauen, Schwanen, Turteltauben, verſchiedenen Gattungen Gänſe, Enten, von zum verſpeiſen und in den alten Zeiten auf den Landgütern gehaltenen Vögeln, ſchreiben, allein da der teutſche Landwirth dieſe allerley und noch mehrere Gattungen Federviehs nicht zur Landwirthſchaft, wo man auf Gewinn, und nicht auf bloße Schönheiten und nichts als Schaden abwerfende Spielereyen ſiehet, rechnet, ſo bin ich dieſer unnöthigen Mühe mit ſeinem Beyfalle wohl überhoben, und beſchlieſſe ſo mit dieſes Kapitel, wann ich

ich noch was weniges von zweyen nützlichen Inſekten: der Biene und dem Seidenwurm, geſagt habe.

## Die Biene

fordert ſchlechtweg eine waldigte Gegend, dürre Heiden, Klippen, Berge, wo keine Nebel, Winde, Störche, Schwalben, Flüſſe, Teiche oder andere ihre Feinde ſich vorfinden; wo ſie kraft- und ölvolle Blumen, allerley Blüthen, und dieſe zu allen Zeiten vorfindet.

Wird man ſie unter allerley angebrachten Künſteleyen ſonſt wohin verſetzen, ſo wird ſie da, bey aller Pflege, weniger gedeyhen, als dort, bey faſt gar keiner Wartung; ja ſie wird verkommen bey allen ausſtudirten und angebrachten Handgriffen. — Die Herren Bienendoktoren haben es in kultivirten Ländern mit ihrem groſſen Schaden erwieſen. Das viele Geſchreib von der Bienenpflege überhebt mich eines Mehreren; bringe man die Vorſchläge nur in den Arten an, die ich als natürliche Bienenwohnung angab, ſo werden ſie gelingen.

## Der Seidenwurm.

Auch von dieſem iſt ſo viel geſchrieben, daß ich es für unnöthig halte, hier vieles von ihm zu ſagen; und da er eigentlich zur Landwirthſchaft nicht gerechnet werden kann, ſo überhebt mich dieß der Mühe mehr, als nur dieſes zu ſchreiben:

1) Die Seidenwurmzucht muß als was Neues durch der Obrigkeit Anfeuerung eingeführt werden.

2) Sie kann in den rauheſten Gegenden am erſten und beſten eingeführt werden; dann

3) Der weiße Maulbeerbaum, von deſſen Blättern die Würmer genährt werden, wächſt nirgends ſicherer als da: in Wildniſſen, in Höhen; er hat die Art der Kirſchenbäume, die nirgendswo ehe erfrieren und we-

weniger beſtehen, als in am Tage warmen, und in den Nächten kalten Thälern.

## IX.

## Vom Ackerfeld: deſſen Beſchaffenheit, Verbeſſerung, Pflügen und Saat.

Das zur Einſaat unter dem Pflug gehaltene Feld heißt man das Ackerfeld; die Einſaat mag nun alle Jahre, oder nach Verfluß eines oder mehrerer Jahre wieder, oder ſo geſchehen, wie es faſt allgemein geſchiehet, daß nur zwey Drittheile vom Felde alle Jahre angeſäet werden, und ein Drittheil in der Brache unangeſäet bleibet, ſo wird es doch mit dem Namen Ackerfeld beleget.

Wie alles Feld oder aller Boden in ſchweren, leichten, oder mittelboden eingetheilet zu werden pfleget, ſo kann auch erſterer und letzterer, zu ſchwer oder zu leicht ſeyn; doch alle jene dreye geben ihre Früchte, wann ſie gehörig gepflegt und gebraucht werden nach Wunſch, da ſie beym Gegentheil dieſe verſagen.

Wie ſoll man nun die jedem zukommenden oder jedem allein — eigenen Charakter auffinden, angeben, um jeden Landmann dadurch in Stand zu ſetzen, alle dieſe Erdboden kennen und unterſcheiden zu lernen?

Fürwahr, eine ſchwere, eine beynahe unmögliche Sache! — Ich ſelbſt unterſtehe mich noch nicht zu ſagen: ich habe ihn gefunden, ich weiß ihn zu nennen; alle meine Mühe, die ich bisher darauf verwande, war beynahe vergebens; ich habe nur einiges entdeckt, was ſie bezeichnet, und ſie uns etwas kenntlich zu machen vermag: das Beſte iſt die Anweiſung: komm und ſiehe!

durchs

durchs Anſchauen, auch durchs Befühlen lernt man die Erdarten am beſten, ſicherſten, und geſchwindeſten kennen.

Den Sand allerley Arten, den gelben Leimen, den man bey Gebäuden zu verſchliern braucht, den die Hafner oder Töpfer verarbeiten: eine weißliche Erdart, auch eine gewiſſe ganz ſchwarze, ſtäubende iſt die leichte, auch öfters zu leichte.

Nun giebt es auch eine ſchwarze, fahle, dunkelgelbe, bräunliche Erdart, die man die ſchwere heißt, wozu billig alle Thonarten gezählt werden; wie ſoll man aber dieſe, dem, der ſie nie ſelbſt geſehen hat, ſo erklären, daß er ſie alle, wann er ſie zu Geſichte bekommt, von einander unterſcheiden kann? — Eine unmögliche Sache! —

Ich habe in einem der Theile *) meiner Beyträge das Gewicht der zu ſchweren, der zu leichten, und der von rechter Schwere angegeben; allein ich ſehe es jetzt ein, daß ich damit doch nichts hinlängliches geſagt habe.

Noch mehr! man kann ſagen: auf ſchwerem Felde wächſet der Hederich gelb, auf leichtem aber weiß; allein auch dieſe iſt kein Charakter, aus dem man überall und allezeit die Kenntniß beeder Erdarten erlanget.

Man muß zuſehen, und aus dieſem Zuſehen muß man ſich die nöthige Kenntniſſe verſchaffen.

Das zu ſchwere, wie das zu leichte Feld taugt für ſich nichts; wie man ſich aber da helfen könne, lehre ich in der Folge.

Die Urſachen, warum das zu ſchwere Feld nichts taugt und unfruchtbar iſt, iſt dieſe: es läßt ſich ſchwer, oder gar nicht tüchtig bearbeiten, man kann es kaum rein machen den Saamen wohl aufzunehmen; in einigen Orten deckt es ihn gar nicht, einiger Saame kommt zu tief unter die harten und feſten Schollen, dieſer erſtickt, je-

*) I. Theil. V. Abhandl. der Beyträge zur Aufnahme der Land- und Hauswirthſchaft.

jener verkommt; ſodann der, welcher etwa noch keimt, kann ſich in ſeinen Wurzeln, weil aller Boden zu zähe, zu feſt iſt, nicht gehörig ausbreiten: Der Regen dringt ſchwer ein, in trocknen Zeiten iſt der Boden zu hitzig, und ſo muß der Saame auf die oder eine andere Weiſe verkommen.

Das zu leichte Feld nimmt den Saamen wohl ein, iſt ſehr leicht zu bearbeiten: iſt die Zeit naß, wohl! ſo geht er bald auf; dauert Sonnenſchein einige Tage an, ſo bleibt der Boden zu locker, der Saame hat die nöthige Feuchtigkeiten nicht inne; keimt der Saame auch auf, ſo kommt er doch ſehr ſchwach hervor, und wo er ſo aufgeht, ſo dorret er da doch alſogleich wieder ab, und verkommt. Fällt Regen, ſo entzieht ihn die Sonne bald wieder, oder er ſickert, wie im Sande, zu jäh abwärts durch und hinweg; friert es im Winter, ſonderlich im Frühling, ſo frieret der Boden auf, wird locker, Regen und Winde waſchen und blaſen die Erde von den Wurzeln hinweg, und der Saame, entblößt von Erde an ſeinen Wurzeln, verkommt früh oder ſpät; was bleibt, hat ſchlechte Aehren, magere Körner u. d. gl.

Ich will nun ſagen, wie da zu rathen und zu helfen! Beede Erdarten, wann ſie beyſammen oder von einander nicht zu ferne ab ſind, können einander vollkommen rathen und helfen: ſetze man der zu leichten zu ſchwere und dieſer jene zu, ſo hat man den **Mittel** oder **fruchtbaren Boden** geſchaffen: würde man auf einen zu ſchweren Boden und zwar auf den Morgen zu 256 Quadratruthen, dieſe zu 16 Schuhen funfzig, auch hundert Wagen voll zu leichte Erde, und auf den zu leichten von jenem eben ſo viel aufführen, ſo hätte man zuverläſſig alles gethan.

Man kann hier ſo genau nicht abmeſſen, dann es iſt das zu ſchwere von verſchiedenen, und das zu leichte vom verſchiedenen Gewichte; da muß der Augenſchein

und

und eigene Ueberlegung, Verſuch, und Erfahrung das nöthige lehren: da braucht man mehreres, dort wenigeres; Apothekergewicht kann da nicht gebraucht werden: etliche Wagen voll, mehr oder weniger, verderben nichts. Ein guter Landwirth thut nicht alles in einem Jahre, er geht aber Jahr aus, Jahr ein auf ſeinen Feldern um, und ſiehet, wo und was da fehlt; ſetzt zu, nimmt weg, wendet um, und ſchafft ſo nach und nach ein Ganzes.

Es iſt weit leichter, dem zu leichten Boden zu helfen, als dem zu ſchweren die nöthige Leichtigkeit zu geben; doch kann man auch da rathen, wann man nur will.

Ich habe ſchon einen und den weſentlichſten Vorſchlag gethan: man ſetze zu ſchwere und zu leichte Erde zuſammen, ſo wird der Mittelboden geſchaffen. Man hat aber ſelten beede nahe beyſammen, und zu entfernt von einander, ſie zuſammen zu führen, wäre zu mühſam und zu koſtbar, wie da zu thun?

Der zweyte Vorſchlag iſt dieſer: Der Mergel, von dem ich ein beſonderes Kapitel einrücken werde, dient hier aufs allervortrefflichſte, und da man zwoerley Arten hat, ſo kann man beeden Gattungen des Feldbodens aufhelfen, und ihnen nöthige und erwünſchte Schwere verſchaffen.

Das Sandfeld, welches man durchaus dem alzuleichten Feld beyſetzet, wird durch den Mergel, und zwar durch den ſchweren gar ſehr verbeſſert.

Nun aber woher die zu leichte zu der zu ſchweren Erden zu erhalten? — Ich antworte: Man hat noch ödeliegende Plätze: oder Huthungen, Wege u. d. gl. überall, ſonderlich da, wo der Boden mit Grasarten überzogen iſt; — ſteche man einen, oder einen halben, auch anderthalben oder zwey Schuhe tief ab, und führe dieſe Erde auf das Ackerfeld auf. Hätte man dieß nicht, ſo thut man gewiß nicht ſeinen Schaden, man

be=

befördert ſeinen Nutzen, wann man ganze Wieſenplätze, und ſonderlich da, wo die Aecker an ſie anſtoſſen, wo die Regengüſſe aus demſelben die Erde ſtets abſchwemmen, ſchuhtief dem Raſen abſticht, und ihn auf die Aecker verführet,

Man wende nicht ein: unfruchtbare Erde von öden Plätzen werde nicht düngen! Man erwarte nur ſeine Antwort darauf aus dem beſten Erfolge! —

So eine abgehobene Wieſe iſt bald wieder durch eingeſäeten Klee, wozu aller; der Luzerner aber am beſten taugt, bis dieſer ausgehet, iſt der Fleck von allerley andern Grasarten wieder dichte überzogen, ſonderlich alsdann, wenn man ſattes Dungen hinzuthut und wiederholt.

Dieſe Ueberführungen geſchehen zur Zeit, da der Acker in der Brache liegt und in den Wochen und Tagen, da andere Arbeiten nicht daran hindern, immer hat der Bauer ſolche von dringenden Arbeiten leere Täge und Wochen, die er auf dieſe höchſtnützliche Arbeiten verwendet; dieſer Operazion weicht billig alle und jede Arbeit aus: ſo nützlich, alſo ſo nothwendig, iſt dem Landmann keine, wie dieſe! — allezeit die Mergelüberführungen mit darunter verſtanden, und dazu gezählet!

Den Acker tragbar zuzubereiten und ſo hinzulegen, habe ich damit das Beſte geſagt; es iſt aber doch noch einiges zu beſorgen, wann er ſeine volle Fähigkeit, ganz fruchtbar zu ſeyn, haben ſoll.

**Ein Feld, welches nicht fetten, und tief genug guten Boden hat, iſt allezeit unfruchtbar,** und giebt nie ſo viel aus, als es ausgeben könnte, wann es vollen und fetten Grund hätte; die Wurzeln gehen nie tief genug ein, und ziehen ſo viele Nahrungsſäfte nicht an als Stock, Halm, Aehren und Körner zu ſattem

Wachs=

Wachsthum bedürfen, man muß ihn alſo zu tragbaren Boden erheben:

1) Dadurch, daß man andere fremde Erden aufführet oder

2) daß man tief aufpflüget, oder

3) wo Steine und Felſen unten liegen, ſolche herausholt, und das Land alſo rejolet.

Das zweyte geht an, wann unten guter leichter Bauerden Thon leget, unten ſchweren Sand oder leichtere Erde, oder auch ſelbſt nur Thon wäre; man ſorge nicht, das Feld dadurch zu verderben, der Thon iſt kaum ein Jahr oben und die gute Erde unten, ſo zieht er ſo mächtig aus der Luft an, und wann er gedungt wird, nimmt er ſo begierig die Fettigkeiten auf, daß er bald die tragbarſte Erde abgiebt.

Die dritte Operazion iſt ſo nothwendig, daß ſie ſchlechtweg geſchehen muß, wenn man auf Verbeſſerungen denket.

Ein Land, welches unterhalb Steine hat, iſt anderſt nicht zu verbeſſern, und da man die Steine immer auch nützen kann, man verkauft ſie zum bauen, auch zu Chauſſeen, ſo verliert man dabey weniges, oder nichts; ich that es auf meinem Acker, und löſete aus den Steinen mehr, als mich die Taglöhner koſteten, ich hatte auch in zwey Jahren an Früchten ſo viel mehr, als vorher, daß auch dieſe alles bezahlten. Wer nicht ſetzt, kann im Spiel nicht gewinnen.

Eine andere Urſache der Unfruchtbarkeit iſt eine beſtändige Näſſe der Felder, die entweder das ganze Land, oder nur einige Flecken überziehet: im erſten Fall liegt unter der Bauerde zäher, feſter Thon, im zwoten Fall, finden ſich da unterirdiſche Quellen;

Iſt jenes, ſo muß man die Beeten recht ſchmal machen, und hoch aufpflügen: 4, 5, 6 Furchen auf ein Beet ſind genug; wann nun immer zwiſchen dieſen,

die man hoch aufſchlägt, tiefere Furchen kommen, ſo zieht ſich alle Feuchtigkeiten derſelben in dieſe: giebt man nun, wie es nöthig iſt, darauf zu ſehen, allen Furchen einen Auslauf des Waſſers, ſo hat man, was man ſoll und bedarf.

Iſt dieſes nicht zulänglich, ſo dienen da aufs vortrefflichſte die Falllöcher: Falllöcher aber ſind Löcher, die man zu zwo Ellen im Quadrat auf dem ſumpſigen Flecken eingräbt, und ſo tief, bis man auf Mergelſchiefer oder zerbrochene Felſen, Steinplatten und dergleichen kommt, iſt man da, ſo iſt man tief genug, man mauret das Loch mit einer trocknen Steinmauer rundum bis zu oben eine Elle aus, auf dieſe legt man eine Steinplatte, und füllt das übrige mit Erde ſo aus, daß man darüber wohl wegpflüget; in kurzem zieht ſich alle Feuchtigkeit in das Loch, und ſickert nach und nach unterirdiſch durch, und hinweg, ſo daß der Sumpf ſich bald verliert und der Boden rundum allerbeſtens darauf austrocknet.

Dann Bäume, Steinmauern und dergleichen ſind allen Aeckern ſchädlich: wo Dorn und Hecken wachſen, da wächſt kein Getraide; dahin ziehen ſich Mäuſe, Maulwürfe, da halten ſich die Vögel auf, da achten ſich die Sperlinge ſicher wider den Geyer, alle dieſe thun von da aus Ausfälle auf dieß Getraide, und ſchaden gewaltig; — alle dieſe muß man alſo ſchlechtweg auf den Aeckern ausreuten — und ſie ſogar auch nicht einmal — nahe — an den Aeckern dulden.

Duldet man den Baum nicht ſeiner Früchte wegen, ſo muß er auch weg; den Getraidefrüchten ſchadet er allezeit: will man den Schaden mindern, ſo ziehe man ihn hoch, und haue ihm alſo die untern Aeſte hinweg. Mich wundert, wie man ſo widerſinniſch denken und handeln mag: Eichbäume, niedrige ſich weit ausbreitende elende Eichen auf Ackerfeld wollen ſtehen

laſ-

laſſen, und doch Hoffnung zu gutem Fruchtbau haben wollen, da man ja doch, wann man nicht ganz blind iſt, ſehen muß, daß unter ſolchen alles Getraide nichts iſt, und gänzlich verkommt: Jäger und Forſtmänner mögen ſo thun; ſo thut aber kein Bauer, der die Augen im Kopf hat! —

Die Steinmauren oder Steinhaufen, die man vor dem zuſammen geleſen, und da aufgeſchüttet hat, nehmen allezeit einen Flecken Ackerfelds weg; — man verſenke die Steine, das iſt, man grabe neben dem Steinhaufen ein tiefes Loch aus, verführe dieſe Erde auf den Acker, welches allemal ſehr gut iſt, und die Fruchtbarkeit deſſelben ſehr erhöhet, fülle das Loch mit den Steinen aus, und überdecke dieſelbe mit ſo vieler Erde, daß man füglich darauf zu pflügen im Stande iſt. Die Mühe, die Koſten ſind gewiß im erſten Jahr ſchon wieder erſetzt.

Es giebt Felder, die gerne übergraſen, und die fetteſten Gräſer aufhaben; hiedurch wird oft die Fruchtbarkeit verringert: dieſe Gräſer wachſen vor auf, erſticken den Saamen, oder entziehen ihm vorweg die Säfte zu nöthiger Nahrung.

Gerne graſen: fette Gräſer auf Feldern verkündigen fettes Land, ein ſolches Land iſt für ſich ſchon erwünſcht; iſt man nur im Stande, die Gräſer zu vertilgen, ſie zu verringern, ſo hat man gewonnen, und kann ſich vieles verſprechen.

Schade, daß nicht alle Gräſer vertilget werden können! Huflatig, die Katzenſchwänze oder das Zinnkraut, die Quecken ſind bisher zu dieſen gerechnet worden, und ich ſelbſt, ich muß es geſtehen, ich weiß gegen die zwo erſten Gattungen kein Mittel, ich habe ihnen nachgegraben: ihre Wurzeln gehen unendlich tief hinab, wer will ſie ausrotten, da ſie ſtets von unten auf wieder herauf ſchieben? die Quecken aber kann

man durch fleiſſiges Pflügen, ſonderlich durch fleiſſiges Eggen, wann man ſie, da ſie ſich an die Eggzähne anhängen, fleiſſig und oft im Hin- und Herfahren herausnimmt, auf einem Haufen auſſer dem Acker bringt, da verbrennt oder verderben läßt, vertilgen: bleiben ſie im Acker, ſo werden ſie abgedorret auch bey jedem Regen wieder aufgrünen, und fortwachſen.

Wollte man den Acker, der viele Quecken hat, ein Jahr mit Kartoffeln beſtecken, fleiſſig behacken, und dabey dieſelben nach und nach ausleſen, ſo hätte man alles gethan.

Alle übrige Grasarten dürfen und können nicht ſchrecken; fleiſſiges Arbeiten vertilgt oder vermindert ſie ſatt. In der Folge ſchlage ich in dem Kapitel vom Mergel ein erprobtes Mittel darwider für.

Nicht alle von manchem als Hinderniſſe der Fruchtbarkeit angeſehene Dinge ſind es auch wirklich; es giebt Dinge, die mehr nützen als ſchaden, deren Wegnehmung den Acker wirklich gänzlich zu Grunde richten würde, z. B. es giebt Felder, welche durchaus mit kleinen Steinen einer Fauſt, einer halben Fauſt groß und ſo weiter beſteckt und angefüllet ſind, man hat Verſuche gemacht, ſie ab- und ausgeleſen; das Feld verſagte gänzlich und durchaus, man mußte ihm, um es wieder nützen zu können, ſeine abgeleſene Steine zurück geben.

Verdeckte, unverſtehliche Urſachen ſind öfters an dem und jenem Schuld; wenn man aus Begriffen und ſich gemachten Vorſtellungen allein, und nicht auch zugleich nach Erfahrungen aus wirklich gemachten Verſuchen arbeiten wollte, ſo würde man vielmalen wie hier, anſtoſſen, und ſich verfehlen.

Warum der beſteinte Acker von Steinen ausgeleert verſaget, begreifet man leicht: dieſe Steine machen durch den Druck ſeine lockere, leichte, flüchtige

Er-

Erde kompackt: gebunden; die Feuchtigkeiten werden unter ihnen erhalten; es giebt aber Fälle, wo man die Urſachen ſo leichte nicht einſiehet: Nur alſo nicht ſo geſchloſſen und gethan: ich begreif es nicht, alſo iſts auch nicht! — vielmehr ſo: ich ſehe es nicht ein, und doch kann es ſeyn! — höre man hier den Ausſpruch der Richterinn in ſolchen Fällen: die Erfahrung, — nicht ſeine Ideen! —

Das Ackerfeld liegt nun alſo da, wie es ſoll; die Frage enſteht: wie ſoll es nun aber genützt werden? alle Jahre oder ein Jahr ums andere oder wie gewöhnlich, nur zwey Jahre auf einander, das dritte Jahr nicht, — oder wie andere wollen, drey Jahre an einander, und erſt das vierte Jahr nicht? —

Hier war man von jeher und iſt jetzt noch getheilt: der eine meynt ſo, der andere anderſt; ich ſelbſt meynte ehemals mit jenen, und hielte es heute gerne mit dieſen; die Urſache, weil ich für und wider beede Meynungen Verſuche gemacht, und Erfolge wahrgenommen habe; ich will aber jetzt meine feſten Gedanken hierüber entdecken und anſetzen.

An und für ſich iſt es möglich, daß der Acker alle Jahre genützt, und nach möglichen höchſten Grade genützt werden kann, der Fall iſt dieſer:

Wann er aus dem beſten, fetteſten Erdreich beſtehet, und dann dieſer:

Wenn der ſchlechtere Boden hinlänglich durch künſtliche Dungung in jenen beſten verkehrt werden, und zugleich auf die Saat ſattſam bearbeitet werden kann.

Von der Dungung rede ich in der folgenden Abtheilung beſonders und weitläuftig. Hätte man alſo Früchte, die ſo aufeinander in den Acker eingeſäet werden könnten, daß man letzteres: die hinlängliche Bear-

bei-

beitung zur Saat, gewinnen könnte, ſo wäre es auſſer Zweifel, daß eine alljährige Benutzung des Ackers möglich wäre.

Wir haben allerdings ſolche, und ſie können ſo aufeinander folgen: Wintergetraide: Roggen, Waizen, Gerſten, Dünkel; Sommergetraide: Gerſten, Haber, Bohnen, Wicken, Erbſen, Linſen, Wintertags um Bartholomäi geſäet, im dritten Jahre jetzt: Kartoffeln, oder Turnips, Burgunderrüben, oder Viehmangold, dann wieder Wintergetraide u. ſ. f.

Oder ſo Wintergetraide; Sommerfrüchte mit Klee, dann im 3ten Jahr den Klee, im Herbſt nur umgeſtürzt und oben drauf Wintergetraide eingeſäet und eingeegget.

Oder ſo: Wintergetraide; Reps, wann jenes weg iſt, eingeſäet, im 2ten Jahr um Johannes weggeſchnitten; den Acker wieder auf Wintergetraide zubereitet und eingeſäet.

Es laſſen ſich noch andere Arten entdecken, und andere Früchte auf- und nach einander ſo einſäen, daß man Zeit und Raum erhält und gewinnt, das Feld auf die Einſaat des Wintergetraides tüchtig genug bearbeiten, Erde und Dung beymiſchen zu können.

Beym erſten Vorſchlag wird das Feld beym legen der Kartoffeln und der Turnips hinlänglich gedungt und durch die zwey- drey- viermalige Herumarbeitung Erde und Dung hinlänglich gemiſcht.

Beym zweiten wird der Klee ſatt gedungt, und beym dritten dungt man, wann der Reps weg iſt, hat man bis zur Wintereinſaat noch Zeit genug, den Acker zwey, dreymal pflügen und eggen zu können.

Ich lege hier ein paar Entwürfe an:

1 Jahr

| | | 4 Jahr. | |
|---|---|---|---|
| oder Wai⸗ rſten, | Sommer⸗ früchte mit Klee beſäet. | | Haber Roggen Waizen Gerſten Erbſen Linſen Buchwai⸗ zen Sau⸗ bohuen. |
| zen zen ten en ekorn . gl. | | Klee. | |
| | Kartoffeln oder Tur⸗ nips, Rüben u. d. gl. gedungt. | | |
| Tur⸗ d. gl, | Winter | | Roggen oder Dünkel, Ger⸗ ſte, Reps u. d. gl. |

4 Flüre getheilt.

| | 3tes Jahr. |
|---|---|
| er, en | Klee: wird ſchon abgewichenen Herbſt oder das Frühjahr gedunkt, im Herbſt umgepflügt, ſogleich mit Dünkel und etwas Roggen beſäet. |
| . | Sommergetraid: welches früh reift: Gerſten, Linſen, Haidekorn ꝛc. gleich-nach der Erndte gedungt und 2. 3mal zur Winterſaat gepflügt. |
| vi= im= bſt nit et. | Winterfrucht. |
| des in= ach 2. ge= | Winterfrucht. |
| | Sommerfrüchte: Haber, Gerſten, Schottenfrüchten mit rothem Klee beſäet. |
| | Kartoffeln, Wurzelwerk. |

eilungen auf 3 Jahre angelegt.

Verfahre man nun aber nicht ſo, daß man das Feld allemal nach ein oder zwey Jahren tüchtig pflügte, oder durch den Kartoffel= oder Turnipsbau hinlänglich behackte, und wollte etwa ſo bauen, Roggen das erſte Jahr, das zweyte Jahr Haber oder Gerſte, das dritte Jahr wieder Roggen oder Dünkel, ſo würde es ſchlechtweg nicht gelingen, das Feld würde mit Grasarten dermaſſen beſchwert werden, daß es unmöglich wäre, ſich was erwünſchtes verſprechen zu können.

Man mag den Verſuch angehen, die Probe wird ſogleich da ſtehen! —

Es iſt wahr, das Krautland, der Gemüſegarten giebt alle Jahre aus; man erwege 1) den vielen Dung, 2) die Bearbeitung mit dem Grabſcheit und der Haue, 3) das fleiſſige ausjäten. Könnte man dieß auf jedem Acker, ſo würde jeder Acker alle Jahre, wie der Garten, angeſäet und einträglich abgeweidet werden können.

Ich bin allemal, und das beſtändig der Meynung, daß der alljährige Anbau der Aecker, wann nichts hindert als z. Ex. der Schaf= oder Viehtrieb u. d. gl. möglich und nützlich ſeye, nur ſage ich: man muß auf das Lokale wohl acht haben, und ſolche Früchte zuſammen ſetzen und auf einander folgen laſſen, die auf einander folgen, beſtehen und wohl ausgeben können: da, wo man die Winterfrüchte ſpät, und die Sommerfrüchte früh einſäen kann, läßt ſich's immer beſſer thun und ausführen als ſonſtwo, wo der Sommer kurz, und der Winter ſehr lang iſt: nördliche, hohe Berg, Waldgegenden ſind dieſe, und die übrigen, oder die vom Gegentheil, jene.

So liegt nun das Ackerfeld da; es fragt ſich aber weiter: wie iſt es zu behandeln, um es ſich nützlich, und ſo nützlich zu machen, als es wohl möglich ſeyn mögte? —

Das Feld muß tüchtig gepflügt und beegget werden; die Urſachen hievon ſind verſchieden: der Saame muß eingeſäet, wohl untergeegget werden, keimen, hervorkommen, wohl Wurzeln ſchlagen können, der Dung muß mit der Erde durchaus ſo viel möglich gleich gemiſcht werden, die Regen müſſen eindringen, das Unkraut muß ausgerottet werden; alles dieß wird durch jene zwo Operazionen hinlänglich erhalten, und erfolgt niemal ſatt ohne ſie beede. —

Das Ackerland, welches vorher Wintergetraid aufhatte, und nun mit Sommerfrüchten beſäet werden ſoll, wird in einigen Gegenden ſchon im Herbſte geſtürzt, ſonderlich alsdann, wann man es das folgende Jahr mit Gerſten zu beſäen, gedenket; in andern im Frühling, und man verwirft jene Bauart aus dem Grunde, weil die Winterregen zu viele Bauerde abſchwemmen? Grund gegen den Grund des erſtern Verfahrens, daß der im Herbſte aufgepflügte Acker viele Wurztheilchen aus der Luft und der Witterung anziehe! Hier alſo wähle man ſelbſt; Ein Feld, welches eben liegt, verliert durch Winterregen weniges oder nichts, und mag im Herbſte geſtürzt werden, wann man das Abhängige erſt im Frühling herumbricht, um jenem Verluſte zu entgehen.

Auf ein geſtürztes oder gebrachtes vorher mit Sommergetraide beſäet geweſenes Feld, führt man um Ende Mays den Dung auf, und pflügt ihn auch alsbald unter, dieß heißt man dann Felgen.

Nach einigen Tagen, und zwar jetzt, wann auf trockne Witterung ein Regen gefallen, das Land wieder etwas weniges abgetrocknet iſt, wird es, um das Unkraut auszureiſſen, die Quecken auszukämmen, die Erdſchollen zu zerſtücken, tüchtig geegget.

Bey ſchicklicher Witterung pflügt der fleiſſige Bauer nochmal, das heißt er Dreyen, oder zum zweytenmal Felgen.

Auch

Auch jeʒt ergreift er die Egge wieder, und überzieht das Land in obigen Abſichten nochmal recht tüchtig.

Die Zeit des Einſäens rückt nun heran: ſie iſt nach der Lage der Gegenden und der Umſtände nicht überall eine und dieſelbe: in einigen, als in kältern Gegenden ſäet man früh ein, ſchon vor, oder gleich nach Bartholomäi; in andern ſpäter, um Simonis und Judä, in andern noch ſpäter, gegen Martini, ſogar erſt auch nach dem Tage Martini.

Das ſpäte Einſäen erwählt man nicht allemal der wärmern Lage wegen, ſondern auch öfters des Wilds wegen, welches dem gröſſern Saamen ſehr nachgehet, und einen Acker von ſolchen Saamen hart und beſtändig anfällt, ihn auch ganz und gar zu Grunde richtet, da es bey kleinern Saamen vorbeyziehet.

Beym Einſäen wird der Acker entweder gepflügt, dann beſäet, und der Saame hernach eingeegget, oder der Saame wird auf das ungepflügte Ackerfeld aufgeſtreuet und ſodann untergepflügt.

Das leztere geſchiehet und wird gewählt, wann das Feld ſehr rein gemacht, leicht, und die Witterung trocken iſt, oder im Fall man nur Dünkel oder Spelzen, Feſen einſäet; das erſtere hat ſtatt, wann man Roggen, und zwar in weniger reingemachtes Feld ausſtreuet.

Das Einſäen, das wichtigſte Geſchäfte beym Ackerbau, wird verſchieden gethan, durch die Hand, da ſich der Säemann einen Korb oder beſſer ein Säetuch mit Saamen gefüllt, anhängt, und handvollweis ausſäet.

Durch eine Säemaſchine, die am Pflug angebracht iſt, ich mag von dieſer unvollkommenen Maſchine nicht ſchreiben, da das Säen mit der Hand die beſte Säeart allemal bleibet!

Wie? — das kann nicht geſagt werden, das muß aus dem Zuſehen erlernt werden.

Ich

Ich ſage, wie vieler Saamen auf einem Morgen zu 256 Ruthen á 16 nürnberger Schuhen genommen wird; der Unterſchied iſt geringe, man beſäe ein ſchweres oder leichtes Feld. Auf ein Mittelfeld nimmt man

Simri
7 — Roggen.
9 — Dünkel: Feſen: Spelzen.
8 — Dünkel | gemiſcht geſäet.
1 — Roggen |
9 — Haber.
7 — Gerſten.
5 auch 4 — Erbſen.
5 auch 4 — Linſen.
5 — Wicken.
1 oder $\frac{3}{4}$ Reps.
7 — Lein.
8 auch 7 Hanf.
1 auch 1 $\frac{1}{2}$ Hirſen.
6 — Pferd= oder Saubohnen.
$\frac{1}{8}$ — Mohn.

das Simri Roggen wiegt nach nürnberger Gewichte 28 $\frac{3}{4}$ Pfund: Hiernach kann man ſich in Anſehung der übrigen Saamenſorten bemeſſen.

Die erſtern fünf Sorten: Roggen, Dünkel, Waizen, Haber, Gerſte erfordern ein Ebenmaaß im Säen: nicht übermäſſig, nicht zu wenig; die Schottenfrüchte: Bohnen, Erbſen, Wicken ſtehen beſſer, und ſetzen mehr Schotten an, wann ſie nicht dichte ausgeſäet werden. Der Reps, weil er öfters Wintershin ſehr ausgehet, mag immerhin hernach geſäet werden.

Ein kluger Hauswirth überläßt kein Geſchäfte dem Geſinde: Knechten, Taglöhnern, weniger als das Säen, das iſt und bleibt ſchlechtweg das Seinige, er muß wiſſen, wo er weniger oder mehr zuwirft, nach der Saat richtet ſich, und erfolget die Erndte.

Man

Man muß nie ſäen, wann das Feld naß und ſchmierig iſt, man muß aber auch alle Kalenderzeichen und dergleichen Thorheiten nicht achten, wann man zur Saat gute Witterung bemerket; hier iſt keiner, dorten aller Grund, ſo zu thun; die Erfahrung lehrt, daß ſo in der Näſſe untergebrachter Saame ſelten gedeyhet.

Das Eggen des Feldes allein auf die geſchehene Einſaat iſt auf manchen Feldern, öfters auf allen Feldböden allein hinlänglich; es giebt aber auch Zeiten und Umſtände, da es die Hoffnung auf eine ergiebige, reiche Erndte weder giebt, noch unterhält.

Bey regneriſcher Witterung iſt alles Feld bis auf den Sand hinlänglich beſorgt, wann der Saame untergeeggt iſt; iſt aber der Boden ſehr rein, locker, trocken und es erfolgt nicht bald ein ſchwerer Regen, ſo iſt die Saat meiſtens dahin, und verlohren: viele Körner keimen nicht, und die Saamen, die hervorſtoſſen, verſagen; die Kraft fortzuwachſen, fehlet; der Saame verkommt, dann die nöthigen Feuchtigkeiten mangeln; was an Feuchtigkeit beym Einſäen noch da war, verflüchtet, die Erde, die Staub iſt, iſt zu leicht, liegt alſo der Wurzel oder dem Saamenkorn nicht genau genug an; was iſt da zu thun?

Der Gärtner mag uns hier lehren: wann er eingeſäet hat, nimmt er ein Brett, und pritſchet damit ſeine Beeten, und ſo kommen ſeine Saamen hervor, und beſtehen; der Bauer thut eben ſo auf den wenigen Beeten, die er mit Hirſe beſäet, und er thut wohl, ob er gleich öfters ſelbſten nicht weiß, warum er ſo thut: er ſagt, wo er das Feld nicht feſte pritſche, ſo ſprängen die Körner im Keimen hervor, und verkämen.

Allein auf dem weiten Feld ſeiner Aecker, die mit allerley beſäet ſind, iſt ihm das Pritſchen beynahe zu viel Arbeit, und unmöglich.

Ich habe Landleute geſehen, welche die Schäfer bezahlten, daß ſie ihre Heerden auf allen ihren friſch beſäeten Aeckern herumtrieben, ſie feſte zu tretten, und ſie thaten vortrefflich: die Saat ſtand nachher ausgezeichnet gut und ſchön da, es iſt nachahmungswerth.

Man kann aber dieſe Hülfe nicht überall haben, oder nicht jeder kann ſie haben, was nun zu thun? und was kann jeder leicht thun? —

Wann man ſich eine ſchwere Walze von Stein, zwölf oder fünfzehn Zoll im Durchſchnitte, oder noch dicker, und 2 Ellen lang anſchafft, ein Pferd oder einen Ochſen daran ſpannet, und damit alle Beeten ein oder zweymal überwalzet, ſo hat man zu ſeinem gewiſſen groſſen Gewinn alles gethan, was man ſollte. Ich denke, es ſeye nicht nöthig, der Walze Beſchaffenheit beſchreiben zu müſſen, man hat dergleichen in den herrſchaftlichen Gärten, die Wege damit zu härten und zu glätten, ein kurzes überdenken dieſes Geſchäfts, wird jedem ſagen, wie.

So läge der Acker nun eingeſäet da, nun aber muß er auch auf folgende Zeiten wider alles ſchädliche verwahrt werden, dahin rechne ich die Feuchtigkeiten, die Regen und Schneewäſſer, welche nicht nur hie und da leicht ſtehen bleiben, im Winter frieren, und ſo auf dieſe zwoerley Weiſe den Saamen gänzlich verderben.

Darwider dienet, daß der Ackersmann an ſchicklichen Orten des Ackers ſeine Querfurchen ziehe und da zwar, wo er durch ſie die Wäſſer wegrinnen laſſen kann: er kann zwey, drey derſelben quer über das Feld pflügen, und um den Acker überall wider ſtehenbleibendes Waſſer zu ſchützen, müſſen alle Furchen geöffnet werden, auch ſo zu allen Zeiten erhalten werden. Fleiſſige Landleute, laſſen, wann der Acker ſo eben eingeſäet iſt, den Pflug, ohne aufzupflügen, durch alle Furchen noch ein=

einmal auf der Seite liegend durch gehen, um dieſelbe zum Ablauf des Waſſers zu glätten.

Ueberhaupt ehe noch der Ackersmann von ſeinem Acker abgehet, muß er vorher alles thun, was nützlich und ſchön iſt: einputzen, reinigen, aufräumen, verwahren u. d. gl. und dann trette er mit ſeinem: Das walte Gott ab.

Bis hieher habe ich von der Einſaat des Wintergetraides: Roggen, Dünkel oder Spelzen, oder wie er in Schwaben heißet: Feſen, Waizen, Wintergerſte, geſchrieben. Nun auch ein Wort von anderen Saamenſorten, von Sommerfrüchten: Gerſten, Haber, Erbſen u. d. gl.

Die Sommerfrüchte einzuſäen, bedarf der Acker der groſſen Zubereitungen nicht: Haber Erbſen, Linſen, Wicken, Saubohnen werden, wann das Feld im Frühling etwa im Merzen, früher oder ſpäter, ohne wieder gedungt zu ſeyn, geſtürzt iſt, eingeſäet und untergeegget.

Die Gerſte, der Hirſen, der Sommerreps, Lein, Hanf, fordern mehr: die Aecker, auf welchen dieſe wachſen ſollen, werden im Herbſte, auch erſt im Frühling frühe geſtürzt, mit Dung verſehen: (nur das Feld in Anſehung des Dungs ausgenommen, worauf Flachs ſtehen ſoll) ſodann wieder gepflügt und beſäet.

Wann alle Früchte eingeſäet werden ſollen, iſt im allgemeinen unmöglich zu ſagen: Das Klima muß da entſcheiden, man muß Verſuche machen und Erfahrungen zur Hand nehmen, um zu antworten, und zu beſtimmen.

Noch ein paar Worte:

1) Die Treſpen und anderes Unkraut ſicher und gewiß zu vertilgen, erkaufe man ſich die von armen Leuten auf dem Felde aufgeleſene, oder geerndtete, von allen dieſem Unkraut reine Früchte, und ſäe ſie aus.

2) Man erkaufe ſich fern von ſeiner Gegend, in fetten Gegenden, ſein Saamengetraide alle drey oder ſechs Jahre: man wird davon ſicher den wichtigſten Gewinn einerndten.

3) Man ſäe, ſo viel möglich iſt, nicht alle Jahre, nicht einmal alle zwey, drey Jahre eine und eben dieſelbe Gattung Früchte wieder auf einen und eben denſelben Acker, ſondern wechsle, ſo viel möglich iſt, ab: im erſtern Fall, da man nicht wechſelt, verſagt der Acker; im zweyten giebt er ſehr reichlich: wer mir widerſpricht, beſäe nur zwey Jahre hintereinander einen und eben den Acker mit Erbſen, dieſes wird dieſe Bemerkung wohl rechtfertigen, ihn aber widerlegen. Beym Roggen, Dünkel, Waizen, Haber kann man dieſes wohl nicht thun: man thue es aber, wie es wohl möglich iſt, ja allezeit mit Gerſten, Erbſen, Linſen Bohnen, Flachs! ! —

Jetzt noch inſonderheit von ſchon benannten Früchten, damit ich nichts weglaſſe, und einigen andern Sorten Gewächſen, die des Anbaues und der Anſaat vorzüglich würdig ſeyn mögen, die etwa vor anderen beſondere Handgriffe fordern als: Reps, Rappſaat, Krap, Hanf, Flachs, Toback, Hopfen, Mais oder türkiſches Korn, Hirſen, Mohn, Bohnen.

Der Reps = Sommer = und Winterreps noch mehr die Rappſaat, verdienet alle mögliche Achtung: ſie geben ſo ſie gedeihen, ſehr viel und mehr aus, als alle übrige Fruchtſorten: dieſe Früchte haben auch höhere Preiſe, und Kaufmannsgut, bringen alſo baar und viel Geld ein.

Der Anbau kann in Teutſchland allenthalben geſchehen: nichts als die Wildpretsplage wird ihn widerrathen: die Saat verträgt einen rauhen Winter; der beſte aber für Reps und Rappſaat iſt der Schneereiche: der beſte Frühling für ſie, der ohne vielen abwechſeln-

den

den Froſt, trocken iſt und bleibet, dann wann bald warme Regen folgen, Naſſe: blosfrierende Winter, alſo die, in denen es bald regnet, friert, ſchneit, aufthaut, wieder blos frieret, ſind für ihn nicht: er ſtockt dabey gewaltig aus, und verkommet.

Der Reps und die Rappſaat fordern ein zwey, dreymal gepflügtes, gut beeggtes und wohlgedungtes, trockenes Ackerfeld: es muß auch ſeine nöthige Schwere von Natur haben, oder ihm durch Mergel erſt gegeben worden ſeyn, damit es dem Auffrieren widerſtehet.

Da man nun Sommer = und Winterreps hat, ſolchen nämlich, der am Herbſt geſäet wird, und über Winter ſtehet, und ſolchen, der im Frühling eingeſäet und im Herbſte ſchon geerndtet wird, ſo muß ich ſagen: was von beeden zu halten ſeye. — Der Sommerreps giebt weniger in's Maas, aber mehr Oel, und wird alſo höher bezahlt; der Winterreps aber, ob er gleich jenem hierinn zurück ſtehet, hat doch wegen einer weit reichern Erndte den Vorzug, findet auch mehrere Liebhaber als jener; hier kommts auf jedwedes Dafürhalten und Wahl gänz allein an.

Die Rappſaat iſt auch eine Gattung Reps nur ſind die Körner gröſſer; daher giebt ſie auch mehr in's Maaß, und mehr Oel, als beede Gattungen Reps.

Wann der Winterreps und die Rappſaat um Bartholomäi, der Sommerreps alsdann, wann der Frühlingsfroſt vorbey iſt, geſäet werden, ſo hat man bey uns die rechte Zeit dazu gewählet; in einer wärmern Gegend, als die unſrige iſt, als am Neckar, am Rhein, mag man die erſtern ſpäter ſäen und den zweyten aber früher als bey uns.

Die Ausſaat geſchiehet gut, wann der Saame überall hin gleich geſäet wird, man ſäet ihn mit den drey Fingern, und thut wohl, wann man das Feld zwey, dreymal übergeht.

Man egget das Feld leicht ein: eine leichte Egge dient hiezu: beſſer ein Büſchen Dorn: ich wünſchte, daß auf die Saat ſogleich oder innerhalb 24 Stunden ein Regen fiele, ſo würde man des Untereggens nicht bedürfen; der Saame würde viel gleicher aufkeimen, wenigerer würde zu tief eingeeggt werden, wenigerer erſticken; dann er fällt ſchon ſo tief ein, daß ihn ein mäſſiger Regen tief genug mit Erden decken würde.

Gleich beym Aufkeimen hat er zween mächtige Feinde: der Sommerreps vorzüglich die Erdflöhe: der Winterreps und die Rappſaat die kleinen Schnecken; dieſe die, wann naſſe Witterung einfällt; jener jene, wann warmes, ſonnenreiches Wetter iſt: von beeden werden ſie öfters bis auf den letzten Keim abgefreſſen.

Wie zu helfen? wider die Erdflöhe iſt wohl kein Rath, als ihn ſo frühe nur möglich iſt, auszuſäen, damit er ſchon aufgewachſen und erſtarkt iſt, ehe die Erdflöhe ankommen; wider die Schnecken aber dient ſehr gut zermalmter friſcher Kalch aus Gyps oder andern Kalchſteinen und ſcharfe Ziegler, und andere gute Holzaſche, wann man damit abends oder frühe, da das Feld noch naß iſt, den Acker und das etliche Tage an einander ſtark überſtreut, ſobald die Sonne das Feld abgetrocknet hat, verſchlieſen ſich die Schnecken unter die Erde und der Kalch trifft ſie nicht; trifft er ſie aber, ſo ſterben ſie ohne Rettung dahin.

Dieß Mittel hat eine zweyfache Güte: es tödtet die Schnecken, und dunget das Feld.

Iſt das Feld fette, ſo wächſt die Saat bis gegen Ende des Herbſts hoch heran; man ließ ihn vormals ſo ſeyn, ſcheute ſich, ihn abzuweiden oder abzugra-

graſen; jezt aber thut man beedes: der eine wählt dieß, der andere jenes; das Abſchneiden iſt wohl das beſte! man findet dabey Vortheil in der Fütterung, und hat daher keinen Schaden: Es kommt gar viel auf Winter und Frühlingswitterung an.

Schon Ende Junius das folgende Jahr iſt die Rappſaat und der Winterreps reif; wie er geſammelt wird, werde ich in der Abtheilung: Erndte, bald melden. So, wie man dieſen erndtet, ſo heimſet man auch gegen den Herbſt den Sommerreps ein.

Noch muß ich ſagen, daß beym Einerndten allezeit ſo viele Körner ausfallen und aufkeimen, daß man denken ſollte, man werde wohlthun, und Nutzen haben, wann man das Feld als ein geſäetes auf künftiges Jahr bewahrte; Es iſt aber nicht ſo: dieſer Reps beſtehet nicht über Winter, wirft auch nichts ab: am beſten iſt er genutzt, wann er mit den Schafen im Herbſt abgeweidet wird.

Der Hopfenbau iſt ſo nothwendig als nützlich; das Bierbräuen kann nicht ohne Hopfen geſchehen: der Becker bedarf ihn; der Hopfenſtock giebt ſehr viel ab: man hat bald einen Centner Hopfen: der ſchlechteſte gilt kaum je weniger als 5 fl.: dieſer ſchlechteſte aber haſt oft den Preis von 50, 60 und mehr Gulden; beſſerer ſteigt über hundert Gulden in Werth und Preis: kommt es nun ſo, ſo überſteigt der Nutze aus dem Hopfenbau den Nutzen des Anbaues eines jedweden Produkts.

Auf die Lage des Landes, worauf Hopfen erbaut werden ſoll, kommts dabey gar ſehr viel an; die Nebel ſchaden dem Hopfen gewaltig, folglich fordert der Hopfengarten ſeine Lage in der Höhe, in keinem Thal, in keinen ſolchen Thal, wo Bäche flieſſen, oder Seen, Sümpfe, viele Brunnen ſind, wo die Nebel alltäglich Sache ſind; könnte man eines finden, in welches

die

die Sonne wohl einfiele, und wo keine oder nur ſelten Nebel wären, ſo wäre dieſes der gewünſchteſte Ort, wo man den Hopfenbau triebe.

In der Höhe ſind die Nebel was ſeltenes: allein doch auch hier iſt der Ort nicht zur Anlage des Hopfens; die hohen Stangen, an welchen er aufwächſt, kommen durch jeden heftigen Wind in Gefahr umgeriſſen zu werden.

Wähle man alſo das Mittel: einen Ort am Hang eines Berges, der ſich von Abend gegen Morgen, oder von Norden gegen Mittag kehrt; wo der Winde Gewalt gebrochen wird: die Sonne alles wohl beſcheinet: wohin die Nebel ſelten aufſteigen.

Bey der Anlage muß dieſer Ort gleich umgebrochen, und auf eine Elle tief aufs beſte rejolt werden; alles Erdreich wird ſo durcheinander gebracht, die Steine werden ausgeleſen, Dorn, wilde Graswurzel werden ausgeriſſen und entfernt, ſodann wird der ganze Platz gedüngt: nach dieſen werden in der Ordnung groſſe Löcher zu zwey Schuhen in Quadrat auf 1 ½ Schuhe tief eingegraben, die Erde ausgehoben, und dieſe ſo in Reihen, daß der Mittelpunkt eines jeden vom Mittelpunkt des andern 4, auch 4 ½ Schuh ab iſt: dieß geſchieht am Herbſt, und ſo bleiben dieſe Löcher Winters durch offen, da man inzwiſchen dieſelben auf ¾ Schuhe mit gutem zerfallenen Miſt, Gaſſenkoth, Schlammerden und dergleichen anderem fetten, guten Gemengſel füllen kann.

Im Frühling theilt man dieſe Dungung im Loch gleich um, tritt ſie feſt ein, bringt noch ¼ Schuhe ausgeworffene, daliegende Erde drauf, und ſetzt ſodann im Merz auch ſpäter bey guter Witterung die Fexer auf.

In

Jn jedes Loch bringe man davon drey, auch mehrere, ſo, daß ſie in einem Dreyecke etwas von einander in der Mitte des Lochs liegen: Man breitet ihre Wurzeln überall hin wohl aus, und ſteckt ſogleich in ihre Mitte einen ſtarken Pfahl ein; füllt ſodann das Loch zu.

Die Fexer nimmt und legt man von alten Stöcken ab; der Hopfen iſt nicht einer Art; in Teutſchland hält man den böhmiſchen und den Spalter für die beſten; von dieſen ſucht man die Fexer zu erhalten, und wird damit bey fleiſſiger Bearbeitung ſicher gewinnen.

Bald werden die Fexer hervor ſtechen, man jätet nun das Unkraut fleiſſig aus; kann aber doch auf dem Felde durchaus etwas anpflanzen, wann nur dadurch die Hopfenkiele und Ranken nicht gedeckt werden.

Jm erſten Herbſte werden die jungen Ranken abgeſchnitten, auf jede mit Hopfenfexern beſetzte Stelle, die der Pfahl angiebt, ein Korb guter Miſt gebracht und untergehäckelt, je mehr, je fetter der Miſt, je mehr und beſſern Hopfen!

Dieß Behäckeln geſchieht im frühen Frühling auf dem Felde wieder Durchaus. Jn folgenden Jahren, gräbt man bis auf die Wurzeln, und nimmt einige von den ſich anſetzenden vielen Fexern weg: im Merz brachen die Kielen aus:

Kommen davon zu viele, ſo bricht und ſchneidet man alle bis auf 3, 4, 5 der ſtärkſten, die man wachſen läßt, ab.

Man nimmt nun den Pfahl heraus; ſtößt mit einem Pfahleiſen in ſein Loch ein gröſſeres und tieferes, und ſteckt in ſolches die Hopfenſtange ein.

Die Hopfenſtangen ſind gerade, gleiche, abgeſcheelte Stangen von 10, 12, 15 Schuhen hoch: man nimmt ſie gemeiniglich aus Tannen- und Fichtenwäldern, doch dient dazu jede Holzart, wann die Stange nur

ge-

gerade und gleich iſt. Dieſe Stangen vertheuren den Hopfenbau um etwas.

Wächſt nun der Hopfen ein paar Schuhe hoch auf, ſo bindet man ihn mit Stroh ſanft an die Stange an, er umſchlinget ſie, und wächſt ſo nach und nach hoch auf: findet man in der Folge, daß eine oder die andere Ranke die Stange nicht umſchlinget, ſo hülft man ihr dazu durch nochmaliges Anbinden und Umwinden.

Die Kielen, die zu viel waren, die man abſchnitte, können wie Spargeln, verſpeiſt oder verkauft werden; ſie ſind ein ſehr geſundes Eſſen.

Das Hopfenfeld wird Sommers durch: im Merzen und April und Junius, alſo zweymal behackt und aufgelockert; man kann auch kecklich jedem Hopfenſtock 2, 3, 4 Kohlpflanzen: Karfiol, Braunkohl u. d. gl. einſetzen, durch welches man, wenn der Hopfen abgenommen iſt, ein reiches Kohlland beſitzet.

Ende Auguſts bis in die Mitte des Septembers iſt der Hopfen reif: die Dolden werden gelb, und jetzt eilt man mit deſſen Erndte.

Schneidet die Ranken unten ab, hebt die Stangen aus, und ſteckt den Pfahl wieder ein.

**Krapbau**: dieſer iſt und kann ſehr einträglich werden; bisher hatten ihn die Holländer, nun aber iſt er ausgebreiteter, ſogar auch in Teutſchland beſorgt.

Auf jedem Felde kann dieſer angelegt werden; doch da er zu dem Wurzelbau zu zählen iſt, ſo dient hierzu keines beſſer, als das Sandfeld oder Boden, der mit Sand gemengt iſt; die Wurzeln finden da Lokernheit, ſich wohl ausbreiten und ausdehnen zu können; bey der Ausnahme derſelben iſt ſodann auch nur halbe Mühe und Arbeit.

Das

Das Land wird dazu wohl gedungt und bearbeitet: dieß geſchieht ſpät im Herbſte, da Miſt aufgeführt und untergepflügt wird; im Frühling früh bricht man es wieder auf, eggt es, und dann, ſobald die Kielen zum Verpflanzen hervor und da ſind, pflügt man es jetzt zum Anbau nochmal herum.

Die Kielen, die in Menge an den alten Stöcken hervorſtechen, bricht man bis auf etliche behutſam ab, daß ſie ein paar Anſätze zu Wurzeln behalten, und nutzt ſie ſodann fingerslang zu fernerm Anbau.

Auf dem Felde werden ſie in gleichen Linien eingeſteckt, ſo, daß jede Linie von der andern $2\frac{1}{2}$ auch 3 Schuhe, und jede Kiele von der andern 1 oder $1\frac{1}{2}$ Schuhe ab iſt.

In der Folge wird das Land gehäckelt, vom Unkraut gereinigt, endlich aber werden die Stöcke linienweis mit der Erde angehäuft.

Die Kielen treiben lange und viele Ranken, welche gegen den Herbſt als eine wohlſchmeckende Fütterung dem Vieh vorgelegt wird.

So bleiben die Krapwurzeln bis das andere Jahr gegen die Wintergetraide-Saatzeit liegen, dann werden die Ranken abgeſchnitten verfüttert, und die Wurzeln herausgenommen, und das Feld wird ſehr nützlich mit Winterſaat verſehen. Die Erndte beſchreibe ich in der Folge; das Behacken im zwoten Sommer, und das Reinigen vom Unkraut wollte ich nochmal hier empfehlen.

**Burgunderrüben - oder Turnips - Rangerſen-Viehmangoldanbau:** Nützlich; und im Anbau nichts beſonderes: man ſäet den Saamen früh, iſt er handhoch erwachſen, ſo wählt man einen ſchweren, fetten, wohlgedungten Boden, ſetzt die Pflanzen 1 Schuhe

von

von einander ein: einige häufen linienweis das Erdreich auf, und ſetzen die Pflanzen auf den Rücken des aufgehäuften Erdreichs auf. Man behacket in der Folge das Land, hackt aber die Erde nicht an, ſondern von der Pflanze weg.

In wenigen Wochen nach dieſer Anpflanzung blättert man die Blätter bis auf die letzten 3 oder 4 ab, und bringt ſie zum Stall; es vergehen wenige Wochen, ſo wird das Abblättern wiederholt; man hat alſo Sommersdurch viele Blätter, und von der groſſen Rübe, ſie wächſt zu etlichen Pfunden ſchwer groß an, Winters hin eine ſehr gute Fütterung für Rindvieh, Schweine und Schafvieh. Im Winter muß ſie gegen der Froſt wohl verwahrt werden! —

**Weiſe, gelbe, Bodenrüben** werden nicht dichte geſäet; man thut ſehr wohl, wenn man die zwo letzten Sorten linienweis ſäet oder ſtecket, Sommers durch werden ſie ſo bequemer behackt, und das 2, 3mal: geben ſie eine gute Erndte.

**Flachsbau**: Ein Mittelboden, nicht zu leicht, nicht zu ſchwer, mäſſig fett, nicht zu trocken, etwas feucht, wohl gepflügt und beeggt iſt der Boden, der hiezu dienlich iſt.

Oefterer warmer, rieſelnder Regen, warme Witterung und guter Saame, den man gemeiniglich aus Liefland und Kurland über Riga beziehet, gewähret da alles.

Wollte man nicht ſtets neuen, friſchen Saamen anſchaffen, ſo müßte man ſeinen ſelbſt erzogenen 1, 2 Jahre wohl aufbewahren, und dann erſt wieder anſäen.

Man nimmt zum Flachsland den Acker, der Jahrs vorher Wintergetraide aufhatte; dieß Feld wird im Herbſt geſtürzt, im Frühling ein, zweymal gepflügt, und dann beſäet.

Man

Man iſt gewohnt zur Zeit der Habersaat auch Flachs zu ſäen; gemeiniglich aber geſchieht dieß erſt Anfangs oder erſt in der Mitte des Junius.

Man thut wohl; denn um eben dieſen Zeit hat man bey warmer Witterung die mehreſten Regen.

Den Lein dichte anzuſäen, iſt nicht räthlich, ihn ſehr dünne anzuſäen, mag eben auch nicht gut ſeyn; thut man das erſtere, ſo legt ihm jeder Regen leicht um, er fault und verdirbt; das zweyte, ſo werden die Halmen zu dicke, der Flachs zu grob und zu rauh: wähle man alſo das Mittel ſich aus! —

Man hat Verſuche gemacht, hat den Flachs, wann er handhoch gewachſen war, bey guter feuchter Witterung bis auf 1 Zoll hoch abgemähet, da dann jeder Halm etliche Zweige anſetzte, die hoch wachſen, viel Saamen und feinen, vielen Flachs geben, der wider Regen und Wind ſtand und ſich beſtens erhielte. N. B. Wo man dieß thun will, da muß das Land gut und fett ſeyn, dann gelingts; ich habe es ſelbſten verſuchet. Der Flachsbau iſt ein mißlicher Anbau; es hängt dabey ſehr viel von Zeit und Umſtänden ab.

**Hanfbau:** dieſer Anbau iſt deſto ſicherer; Nur ein fettes Land, dieß wohl gepflügt, dichte beſäet, eingeegget, und ſo der Vorſicht überlaſſen, verſaget er gar ſelten: man ſäet den Hanf vom May, auch April an, bis Anfangs Junius: fern von Hecken und Bäumen, in einem offenen Feld; nicht nahe an Dorfſchaften ſäe man ihn an, ſonſt leidet er von den Vögeln vielen Schaden.

**Tobacksbau.** Die Sorte wähle man ſich ſelbſt aus; der eine preiſt dieſe, der andere jene; allerdings findet hier die Wahl ſtatt: es giebt ſehr vielerley Toback; davon jeder ſein eigenthümliches Gutes auf viele Jahre in Teutſchland behält.

Je früher der Saame in Gartenbeete; beſſer! in Miſtbeete geſäet wird, je eher erhält man auch Pflanzen auf den Tobacksacker, welches um deswillen ſehr gut iſt, weil ſie ſo längere Zeit haben, wohl und ſchön auszuzeitigen. Der Tobacksacker muß von der beſten Güte, ſandig oder gar Sand, und der von Natur gut, durch den beſten Dung aber recht fett ſeyn, er muß öfters wohl gepflügt, beeggt, und ſo den Gemüßgarten ähnlich und gleich ſeyn; je fetter, je fettere Blätter, je mehr Gewicht, je mehr Erlaß und Gewinn;

Ich forderte Sandfeld: auch anderes Feld, Neubruch und dergleichen wohl bearbeitet und mit Miſt und Schlammerde wohl gedungt, iſt dazu dienlich.

Iſt das Feld fertig, die Witterung gut, fürchtet man keinen Froſt mehr, dann eile man, je eher, je beſſer die Pflanzen zu verpflanzen.

Man pflanze ſo, daß immer auf 3 Linien jede Pflanze von der andern 1 Schuh abſtehe, dann laſſe man 2 Schuhe leer, und dann kommen wieder 3 Linien, wie die erſtern; dadurch gewinnt man die Möglichkeit zwiſchen inne Sommers durch die nöhigen Arbeiten verrichten zu können.

Man erwarte einen Regen, dann eile man mit dem Verpflanzen; bleibt der zu lange weg, dann ſchiebe man es nicht auf, mittelſt dem Begieſſen die Pflanzen zu verſetzen. — Man wähle ſich zum Verpflanzen allemal den Abend des Tags; je ſpäter gegen die Nacht, je beſſer; die Pflanze erholt ſich ſogleich in der Abendkühle, und bekommt deſto gewiſſer, zumal alsdann, wann ſie ſogleich, da ſie eingeſetzt iſt, auch wohl begoſſen wird. Stirbt eine ab, das geſchieht öfters bey vielen, ſonderlich alsdann, wann der Regen ausbleibt, und nicht wohl begoſſen wird; die Pflanzen ſind zart, ſo muß ihre Stelle alsbald wieder mit einer andern beſetzt werden.

Man

Man behackt die Pflanzen, jätet das Unkraut aus, und hauft jeden Stock ſchuhhoch an; kurz man findet im Tobackfelde durchs Ausjäten, 2, 3maliges Behacken und Anhäufen immer etwas Arbeit.

Jetzt, da der Stock hoch anwächſt, ſo wachſen auch Auswüchſe oberhalb den Blättern, die man Geiz heißet, aus; die bricht man nach und nach aus; die unterſten Blätter gelben, man nimmt ſie ab, trocknet ſie, hebt ſie auf;

Endlich jetzt ſchießt der Stock den Saamenſtängel aus; man bricht den jedem ab (die ausgenommen, welche man zum Saamentragen auswählet, dazu wählet man die fetteſten aus); durch dieß Abbrechen des Saamenſtängels wachſen die Blätter frecher und gröſſer, und der Gewinn aus dem Felde wird dadurch vergröſſert: von der Tobackserndte ſchreibe ich unten! —

**Mais oder türkiſchen Korn Anbau:** Kukuruz heiſſen dieſe Getraide die Ungarn, die es ſehr ſtark anbauen und meiſt davon leben. Ein Land, wie das ihrige, ſo fett und gut bey ſo heftiger Wärme giebt es auch fett und in Menge ab;

In Teutſchland findet es auch von jeher ſeine Liebhaber, doch weit weniger als dort; der Gebrauch dieſes Korns in Deutſchland beſteht meiſtens darinn, daß man das Geflügel mit füttert und mäſtet; in wärmern, fettern Gegenden: am Neckar, Rhein und Mayn ſieht man zwiſchen Kartoffeln, Kraut, Rüben, in Weinbergen dieſe Getraidſorte wohl fortkommen.

Das Feld muß ehe ſchwer, als leicht, wenigſtens Mittelfeld ſeyn; es muß an der Sonne liegen, erſt gut gedungt und bearbeitet werden: iſt letzteres geſchehen, dann macht man Stuffen, jede 1 oder 2 Schuhe von der andern, legt im Frühjahre, wann der Froſt

vor-

vorbey iſt, in jede 3 Körner: gehen ſie auf, ſo nimmt man zwo Pflanzen weg, und läßt nur die beſten ſtehen, dieſe wird gepfleget:

Sie wird behackt, und wie ſie emporwächſt, ſo wird ſie auch mit Erde nach Möglichkeit angehäuft; es wachſen nun in Abſätzen die Aehren aus, die man aber alle bis auf zwo oder dreye ausbricht, endlich treibt ſich der Staubfahne oben aus, dieſen, der den Saamen enthält, läßt man ſo lange ſtehen, bis er ſeinen Saamenſtaub ausgeſtäubt hat, dann ſchneidet man ihn ab, und die Aehre wächſt zur Auszeitigung bis auf den Herbſt fort.

Alles am Stocke, der Stock ſelbſt, ſo hart er auch iſt, iſt die geſuchteſte, angenehmſte Fütterung des Rindviehes: Von der Erndte weiter unten! —

Mohnbau: Der Anbau des Mohns, ſonderlich des weißen, iſt einträglich; das Oel von ſolchem iſt gewiß ſo gut und angenehm zu den Speiſen, als das beſte Baumöl; der Mohn giebt auch dazu ſehr reichlich aus.

Der Mohn fordert ein gutes, fettes, alſo gut gedungtes Land, welches recht rein gepflügt und geegget iſt, ſodann wird er im Frühling bald geſäet, und zwar nicht dichte, mit den Fingern: zu einem Morgen von 180 Quadratruthen á 12 Suhen, bedarf man einen Schoppen Saamen. Eine Maaß Waſſer wiegt 2 ½ Pfund, der Schoppe, iſt davon der vierte Theil: das Gefäß alſo, ſo den 4ten Theil von 2 ½ Pfund Waſſer faßt, iſt ein Schoppe; ſich, Gott und der Witterung überlaſſen, und erhält nur dieſe einzige Bearbeitung: wann er fingerlang iſt, wird er behäckelt, das Unkraut wird ausgeriſſen, und wo er zu dichte ſtehet, wird er geläutert, ſo hat er alles, was er bedarf, und bezahlt alles auf ihn verwendete reichlichſt.

Iſt

Iſt er dürre geworden, ſo werden die Saamenkapſeln oben behutſam abgeſchnitten, ſogleich in einen Sack, und heim auf die Tenne gebracht, gedroſchen, und der Saame unter einem Dachboden wohl ausgebreitet, oft gewendet, abgedörrt, und ſo auf die Oelmühle gethan oder verkauft. Sind die Köpfe aber auf dem Felde nicht recht abgedörrt, ſo bringt man ſie unter das Dach, läßt ſie da dürren, zertritt ſie dann in Schuhen, ſiebt den Saamen aus: von einem Schoppen voll ausgeſäetem Saamen kann man 12, 13 Simri erhalten: jedes hat den Werth 2 fl. 30 kr.

Hirſenbau: Ein gutes fettes, recht durchgearbeitetes, in frey, offenem Felde liegendes Land, das im May nicht dichte beſäet, eingeeggt, und dann übertretten oder gepritſcht, ſich und ſeinem Schöpfer überlaſſen, allenfalls ausgegraſt, giebt er bey trockener Witterung eine ſehr reiche Erndte; ſonderlich alsdann eine wohl angenehme eßbare Frucht, wann ſie auf Sandfeld erwachſen iſt.

Weinbau: Von dieſem werde ich weniger ſagen, einmal, weil er ſo allgemein und eigentlich zur Landwirthſchaft nicht gezählet wird, deſſen Beſchreibung alſo hier weniger geſucht wird, und von meinem wenigſten Leſern genützt werden kann, davon alſo nur ſo viel! —

Der Weinbau ſollte nirgendswo, als nur da, wo der Wein recht gut, geſund und trinkbar wüchſe: das iſt in recht warmen Gegenden, hitzigen Feldern, und auf ſolchen Stellen, wo der Pflug nicht gehen könnte: Felſen, Bergen, gepflegt und beſorgt werden; alles übrige Feld, in allen kältern Gegenden verwendet man klüger und nützlicher auf den Ackerbau, auf Wieſen, Viehzucht und Viehmaſtung; man leidet dabey weniger Verluſt, hat weniger Arbeit, iſt nicht ſo in Gefahr, umſonſt gearbeitet zu haben, und gewinnt mehr.

Bohnenbau: Die Bohnen, die in Ranken wachſen, gehören in den Gemüſegarten: mehrere Gattungen Stockbohnen, ſonderlich die kleinen weißen, werden auch, wie die groſſen oder kleinen Pferde- oder Saubohnen auf die Felder verſäet.

Alle dieſe fordern ein wohlgepflügtes Feld; iſts gut gedungt, ſo iſt es deſto beſſer, ſie werden im Frühling ausgeſäet.

Die Pferdebohnen kleinerer Art ſäet man auch, wie die Wicken, unter den Haber: gleichviel Haber und Bohnen oder Wicken giebt ein vortreffliches Gemäſch, beede Früchte wachſen aufs beſte unter und bey einander, zeitigen zuſammen, und dienen zur beſten Fütterung ausgedroſchen für Pferde und alle Viehgattungen zur gewöhnlichen Maſtfütterung, geſchrotten und ungeſchrotten.

Die weißen Stockbohnen dienen auf dem Tiſche ſtatt der Erbſen und Linſen.

Wollte man den Pferdbohnen beeder Arten recht viele Schotten verſchaffen, ſo zwicke man die Stängel, wann ſie jetzt blühen, ganz oben ab, ſo werden alle unten übriggelaſſene Blüten Schotten anſetzen, da ſonſt die meiſten, ohne dieß zu thun, abfallen, dafür ſeine Felder in dieſer Abſicht durchgangen zu haben, wird man durch die beſte, reichſte Erndte bezahlt.

X.

# Die Wieſe.

## Die natürliche, und künſtliche.

Der langen Fütterung wegen, die beynahe ganz unentbehrlich iſt, bedarf man der Wieſe oder des Grasbodens, auf welchem eine Miſchung von allerley Grasarten, ſo wie's entweder die Natur giebt, oder wie man ſie ſelbſt eingeſäet hat, hervorwächſet: die erſtern heißt man die natürliche; dieſe aber die künſtliche Wieſe.

Die natürliche Wieſe hat ihren Standort da, wo die Gräſer vorzüglich gerne wachſen, wo ſie bewäſſert werden, oder bewäſſert werden können, wo der Acker nicht hingelegt werden kann, das ſind tiefe Gegenden: Gegenden, über welchen die Aecker, die von Ueberſchwemmungen frey ſeyn müſſen, angebracht ſind.

Daß eine Wieſe von Natur vor der andern gute Gräſer hat, das macht der verſchiedene Boden: Die Lage: ſchwerer Boden hat gute, und eine hochliegende Wieſe hat nahrhafte öligte Gräſer! auf leichtem, auf feuchtem Felde wachſen ſie lange ſo gut nicht.

Man hat etliche ſchädliche Gräſer, die rottet man aber meiſtens leicht aus, doch ſind auch einige: Die Mausöhren, ſonderlich die Katzenſchwänze oder das Zinnkraut, welche ſchwer oder gar nicht zu vertilgen ſeyn werden. Die Kazenſchwänze ſind grün wohl nicht tödtlich, doch aber verſchlägt das Vieh die Zähne, und ſteht vom Freſſen zurück, gedürrt ſchaden ſie nichts. Man kann auf dieſer Erde nicht alles ſchaffen, wie man es will, aber ſich ſo in alles ſchicken, daß es nicht ſchadet.

Kurz! der Platz iſt zur Wieſe, wann er ſo liegt, wie ich ſo eben geſagt habe, ganz ſchicklich und gut. Iſt es von allem, was den Graswuchs hindert, das Graſen, das Mähen erſchwert oder unmöglich macht, gereinigt und befreyt, ſo hat er, was er bedarf. Büſche, Dorn, Steine müſſen da weg ſeyn, und da in feuchten, ſumpfigen Gegenden zwar immer noch Gras, aber ſehr ſchlechtes wächſt, ſo muß man ſichs eine wahre und ſtete Angelegenheit ſeyn laſſen, die Wieſe von übermäſſigen Feuchtigkeiten zu befreyen: man hat der Flosgräben, durch welche man die Feuchtigkeit abzäpfet, höchſt nöthig, und öfters bedarf man auch der im Kap. IX. angerühmten Fallöcher ganz nothwendig.

Will man aber im Grabenausſtechen glücklich zu Werke gehen, ſo erwäge man vor allem, daß alles Waſſer unterirdiſch von Bergen und Anhöhen herabkommt. Würde man alſo an der Bergſeite einen Graben ſo breit die Wieſe iſt eingraben, und den ſo tief führen, als die Wieſe auf ihrem niedrigſten Theile tief liegt, ſo würde man alle Feuchtigkeiten, die vom Berge kommen könnten, abgehalten haben, in ſolche zu flieſſen, und ein einziger Graben würde ſo alles hinlänglich ausrichten: das Waſſer müßte unterirdiſch verkommen; Mauerte man den Graben mit trockner Mauer ein paar Schuhe hoch und breit aus, und bedeckte ihn gut, ſo könnte man die Erde oben aufſchütten, und man hätte am Raum des Feldes gar nichts verloren.

Fände man aber in dieſem Graben, wie es leicht geſchiehet, ſtarke Quellen, ſo müßte man ihnen durch einen zweeten Graben hinlänglichen Ablauf in die Tiefe verſchaffen.

Wieſen, die vielen Sumpf haben, deren Lage es nicht zugeben zu wollen, ſcheinet, ſie von den vielen Feuchtigkeiten befreyen zu können, werden durch nichts ehe und beſſer gut hergeſtellt, als wenn man ſie ſatt mit Kummer von alten Gebäuden: Stein, Kalch, Leimen

men u. d. gl. überführet, dieß ſenkt ſich nach und nach in die Tiefe ein, die Wieſe wird feſte, und grünet bald recht frech auf. Dieß iſt Erfahrung. —

Das viele Moos, welches ebenfalls aus unterirdiſchen vielen Feuchtigkeiten, oder aus vielem Schatten, welcher das Feld deckt und erkältet, herkommt, iſt auch eine mächtige Hinderniß des Graswuchſes; Gräben, aufgeführter Mergel, Aſche, und die Egge, mit der man im Frühling darüber hinführt und das Moos aufreiſſet, und dann abrechet, nimmt dieſe Unfruchtbarkeit weg.

Die Wieſe leidet durch den **Maulwurf** und die **Ameiſen**: beede Erdhaufen, die ſie theils aufwerfen, theils zuſammen tragen, ſind bekannt, man muß ſie von der Wieſe weghalten oder daraus vertreiben: man fangt die erſtern weg, und da thut eine ganze Gemeinde wohl, wann ſie einen gemeinſchaftlichen Maulwurffänger anſtellt, der für ein gewiſſes Geld Jahrs durch das ganze Feld reiniget; dann, wann nur der oder jener ſeine Güter von dieſen ſchädlichen Thierchen befreyet, ſo werden ſie bald wieder von den anliegenden aus einniſten. Die Ameiſen = wie die Maulwurfhaufen verſtreut man umher; beſſer aber iſt es, wann man die Ameiſenhaufen aushauet, und ſolche ſammt den Ameiſen aus der Wieſe wegbringet.

Die **Würmer**, aus denen die **Mayenkäfer** werden, die man hie und da Engerlin heiſſet, haben ſeit einigen Jahren gräuliche Verwüſtungen auf den Wieſen angerichtet: ſie durchwühlten ſie in ſo groſſer Menge dermaſſen, daß faſt alle Graswurzeln dahin waren, und die Wieſen ganz ohne Grün da lagen, und nicht das mindeſte Heu oder Grumet abgaben.

Man bediente ſich, die Wieſen herzuſtellen oder auch dieſe Würmer abzuhalten, allerley Mittel:

Das beſte ſchiene, zu ſeyn, die Wieſen mit Kalch, Seifenſiederaſche oder mit ſcharfen Dornſtein oder guten Haalbözig als etwas ezzendem, ſo die Würmer verabſcheuen, beſtreut zu haben.

Die Wieſen, welche einmal abgeſcheelt waren, wieder herzuſtellen, iſt gut erfunden worden, wann man dreyblätterigen, auch Luzernerklee, aufſäete.

Das beſte Mittel aber ſchuf die Vorſicht ſelbſten: 1785 wurden viele Wieſen von Grundaus verdorben, in der Heuerndte 1786 gaben ſie gar kein Heu; von der Heuerndte an aber hatte man anhaltenden Regen bis zur Grumeterndte, die noch vorhandenen vielen Würmer verkamen, und das Gras erſchien ſo häufig, daß man die beſte Grumeterndte hatte, andere Wieſen, welche ſchon 1784 verdorben worden waren, hatten ungewöhnlich vieles Futter; 1787 hatte man mehr Heu als jemals, keine Wieſen hatten mehr, als die vorher von dieſen Würmern das allermeiſte litten: es ſcheint alſo, daß das Auflockern des Bodens durch die Würmer in der Folge alles erſetzte.

Die Werren graben den Boden feuchter Wieſen auch auf, und haben da und dorten ihre Neſter; ſie ſchaden; allein der Schaden iſt ſo geringe, daß er kaum verdienet, durch vieles Nachſinnen, verwehret werden zu wollen: die Feuchtigkeiten abgezäpft, die Wieſe mit Mergel überführt, gewähret da alles.

Wie die Wieſe durch Dung zu verbeſſern iſt, werde ich in dem Kapitel vom Dunge noch nachholen.

Allerhand Verwüſtungen ſind bey den Wieſen möglich: ſie liegen tief, gemeiniglich an Bächen und Flüſſen, oder es gehet bey heftigen Regen die Richtung der Gewäſſer aus Bergen, Anhöhen, aus Aeckern herab; hierdurch können ſie mit Schlam überzogen, mit Stei-

nen überſchüttet, aufgeriſſen, und die Erde abgeführt werden, es iſt möglich, daß Bäche oder Flüſſe, wann ſie an ihren Ufern liegen durch beſtändiges Anſpühlen den Boden ablecken, wegreiſen, mit hinnehmen, und gerade über am Ufer andern anſetzen, der ihrem Beſitzer nicht iſt, und dem Anſtöſſer wird; und wie da zu thun? —

Führen die Bäche guten Schlam auf die Wieſen, ſo iſt er Dung, man hat alſo hier dem Bache zu danken, und ihn daran nicht zu hindern. Zu Zeiten freylich, wann dieß geſchiehet, da Gras auf iſt, ſo iſt es beſudelt, das geſchieht ſelten im Sommer; geſchieht es aber einmal, je nun! ſo giebt man ſich die Mühe, ſie zu reinigen; verwehrt es aber dem Bache nicht, ſeinen Lauf in der Folge ferner ſo zu nehmen; der Nutze iſt gröſſer, als der Schade.

Die Steine nimmt man hinweg; freylich Koſten! — iſt man im Stande, einen Ausweg zu finden, auf dem man den Lauf der Gewäſſer künftighin abweiſet, ſo ſcheue man keine verhältnißmäſſige Koſten, es kann kommen, daß ſo vieler Kummer aufgeführt wird, der abgeführt zu werden, mehr koſtet, als die Wieſe kaum werth iſt.

Nichts iſt nöthiger, als der Wieſe gleich wieder da Boden und darauf Graswuchs zu geben, wo ſie aufgeriſſen, wo die Erde abgeſchwemmt worden iſt; wird das heuer oder jetzt bey dem Waſſerguſſe verabſäumt, ſo kommt der zweete, reißt weiter, und das Loch iſt kaum mehr zu flicken.

Man flickt es damit, daß man Erde beyführt und darauf alſobald Haber mit Heublumen, und wann nicht Sumpf da iſt, mit Luzerner- oder Eſparſet-Kleeſaamen überſtreuet.

Wä-

Wäre der Boden ſehr leichtes Feld, oder feucht, ſo grabe man Queckenwurzeln aus, zerſtücke ſie fingerslang, ſtreue ſie darauf und egge ſie ein, dieſe machen den feſteſten Damm wider das Einreiſſen, und ſind das Mittel ohne Gleichen!

Reiſſen die Bäche oder Flüſſe am Ufer ein, ſo müſſen die Stellen augenblicklich mit Waidenſetzlingen beſteckt werden, das ſollte an der, der Gefahr ausgeſetzten Stelle alle Früh= und Spätjahre ſorgſam geſchehen.

Kurz! bey jeder leeren Stunde, wann der Bauer glaubt, müſſig ſeyn zu können, nimmt er billig ſeine Hacke auf die Schulter, und ſieht auf allen ſeinen Gütern nach, hat er ſeinen Säbel, den Häckenſchnaber, auch bey ſich über die Schulter gehängt, ſo wird er durch beede Werkzeuge immer was ſchaffen, was ſie bedürfen, und ihm in der Folge ſehr nützet, ihn für Schaden verwahret.

Die natürliche Wieſe, welche nicht durch dergleichen natürliche Zuflüſſe, durch Regen, Bäche mit Schlam und anderer dungreichen Erde von Zeit zu Zeit gedunget wird, bedarf mit künſtlicher Dungung: Miſt, Erde, Kalch, Gyps, Steinkohlenſtaub u. d. gl. von Zeit zu Zeit verſehen zu werden. Ich rede nachher beym Dung davon noch weitläuftig.

Läßt man das Gras wohl zeitigen, ſo erhält ſie Saamen von Jahren zu Jahren genug; will man Heublummenſtaub, Kleeſaamen aufſtreuen, ſo thut man auch wohl und ſehr nützlich.

Die künſtliche Wieſe iſt die Wieſe, oder der Platz, auf welchem man den Grasboden nicht ſo wachſen läßt, wie ihn die Natur anſetzt; ſondern wie man die Grasarten ſelbſt will: die man ſelbſt einſäet. Hiezu dient jeder Ort, welcher denjenigen Boden hat, oder zugeführt erhält, den die Grasart, welche man

jäen

ſäen will, liebet, dann nicht jede Grasart taugt auf jedweden Boden: Luzerner, Eſparſet und alle Arten Graſes, welche tiefe Wurzeln ſchlagen, verabſcheuen den leichten Boden, ſie keimen darauf kaum, und wann ſie keimen, ſo ſind ſie doch bald, in 2, höchſtens 3 Jahren wieder dahin; viel angemeſſener iſt ihnen Schiefer und Stein in ſchwerem Felde als jener; immerhin finden ſie da Klüffte, wo ſie einwurzeln und lange beſtehen, wenn nur das Feld trocken, nicht naß iſt.

Man hat allerley Grasarten, mit welchen der Boden zu einer künſtlichen Wieſen beſäet werden kann; die vornehmſten: welche mir bekannt ſind, ſind der Dreyblätterige rothe, der weiße Wieſenklee, der Eſparſet oder türkiſche, der Luzerner oder ewige Klee, die Pimpernell, oder, wie es bey uns geheiſſen wird Laderlisgras, das Raygras, das Honiggras. *)

Ich bin aber verſichert, daß man noch manche andere Grasarten in frecheren höherem Wuchſe auf eine längere Zeit auch dazu nützen könnte, wenn mans ver-

ſuch-

*) Ich muß hier einen Mann empfehlen, der ſich ſchon recht viele Mühe gegeben hat, uns gute Grasarten für die Landwirthſchaft aufzuſuchen, der auch einige vorher nicht bekannte, neben allen Kleeſorten von ausgeſuchter Güte um recht billige Preiſe verkaufet: es iſt Herr Johann Gottlieb Beck, Rathsverwandter und Kaufmann zu Göppingen, im Würtembergiſchen: von ihm habe ich das Honiggras; er empfiehlt aber noch vor dieſem das Ruchgras mit gelben Blüthen und verkauft auch das franzöſiſche Raygraß: jenes das Pf. für 45 kr., dieſes für 24 kr.

Wenn ein Land wohl gepflügt und geeggt iſt, werden dieſe 2erley Sorten Gras den Frühling hindurch mit und ohne Klee eingeſäet. Man bedarf zu 150 Quadratruthen, à 12 Schuhe 25 Pf. Saamen. Mit Klee gemengt: 12 Pf. Klee, 6 Pf. Honigras oder Ruchgras.

ſuchte, und man bey allen ausmachen könnte, wie ihr Saame zu ſammeln wäre, und wie ſie angeſäet werden müßten: ich habe die italieniſche Sulla geſäet, ach! ein herrliches Gewächs über alles; allein es verträgt unſer Klima nicht, es ſtocket im erſten Jahre wieder aus.

Ich habe nachher ein anderes auf den Aeckern und am Bergen wachſendes Kraut gefunden, deſſen ganzes der Sulla höchſtähnlich iſt, und verdient entweder Wicke oder Klee zu heiſſen: ich habe Saamen ſammeln laſſen, er gieng aber auf etliche Verſuche nicht hervor, er keimte gar nicht: ich lies Pflanzen ausgraben, ſetzte ſie ein, ſie gediehen, und ob ſie mir ſchon etliche Jahre aus Unvorſichtigkeit der Arbeiter umgehackt worden ſind, ſo wuchſen ſie doch immer wieder fort, lieſſen ſich nicht ausrotten und dauren ſchon 8 Jahre an, herrlichers zur Fütterung iſt kaum zu erdenken; der Wuchs iſt ſehr frech, der Stock hat etliche Ranken auf, die zu 1, 1 ½ Elle ſehr fett und ſaftig anwachſen.

Allein ich mags angreifen, wie ich will, ſo erhalte ich doch wenigen Saamen, er zeitigt, fällt ab, keimt nicht, ich ſammle, ſäe, er kommt nicht. Ich bin voll Arbeit um ihn, es wollte mir bisher keine gelingen, ich weiß nicht, was in der Folge geſchehen wird, und was ich noch thun werde.

So gehts vielleicht mit noch mehreren Graſeſaamen auch, die ſonſt ſämmtlich zu Errichtung künſtlicher Wieſen ganz gut wären.

Man hat ſogar die groſſen Neſſeln, weil ſie ſehr frühe da ſind, ziemlich ausgeben, geſund ſind, vom Vieh auch jung gar ſehr geſucht und begierig gefreſſen werden, zum Anſäen gewählet.

Jedes Gras, wenn es auf einem bearbeiteten gedungten Boden kommt, wächſt fetter, höher, beſſer

fort;

fort; faſt jedes könnte alſo zu künſtlichen Wieſen gebraucht werden: man hat billig darauf zu denken; denn manche natürliche Wieſe hat ungeſunde Kräuter auf;

Bey der künſtlichen findet dieß nicht ſtatt; man hat's in ſeiner Gewalt, die beſten zu wählen, zu ſäen, zu erndten, und die meiſten ſchädlichen ſo zu entfernen.

Zu künſtlichen Wieſen iſt auſſer den ſumpfigen, wo man die Feuchtigkeiten gar nicht abzäpfen kann, jedwedes Land gut: das leichte, das ſchwere, das ſteinigte, das tiefe, das hohe, das am Hang liegende, auch das, ſo nicht tiefen Boden, ſondern Schiefer und Felſen hat; zu jedem hat man ſchon Grasarten, welche dahin taugen:

Der rothe Wieſenklee iſt zu leichtem und auch zu dem Land, noch welches nicht tiefen Boden, dann ſchon Steine und Felſen hat, tauglich, das Ray- und Honiggras, auch die Pimpernelle gleichfalls.

Esparſett, Luzernerklee fordert ſchlechtweg ſchweren, thonigten, kieſigten, ſteinigten Boden, trockne vor allen Hang der Berge, Stein und Felſen ſind ihre Wohnplätze, und da gedeyhen ſie auf viele Jahre anhaltend vortrefflich. Kurz! hier iſt jedes Gewächſe, auch der rothe Klee ſehr gut beſorgt; und welches das vorzüglichſte und anziehendeſte iſt: — alle und jede Grasarten auf trockenem, ſchweren Boden ſind um vieles nährender, ſchmackhafter, geſünder und mäſtender, und ſchaffen weit mehrere und fettere Milch, als jedes Gras auf leichtem Felde nicht thut.

Die Probe: man nehme 2 gleich groſſe Bunde Gras oder Heu, einem auf leichtem, den andern auf ſchwerem Boden erwachſen, wäge ſie gegen einander ab, ſo wird gewiß dieſer jenen weit wegwägen ſchwerer ſeyn und alſo mehr Stoff und Inhalt verrathen.

Die

Die Anſaat dieſer Sämereyen kann nicht anderſt als auf dazu zubereiteten Boden geſchehen alſo: wie muß das Feld dazu zubereitet werden? —

Ausgeſtreuter Saamen ſoll keimen, Wurzeln ſchlagen, und frech und früh auf und zum Nutzen herwachſen; — dieſes beſtimmt die Art der Zubereitungen des Feldes.

Es muß tief genug rein gemacht und dabey wohl gedungt, auch vom Unkraute befreyt ſey;

In das reingemachte Erdreich fällt der Saame gemächlich und wohl ein: in dem tief aufgebrochenen ſchlägt er ungehindert tief Wurzeln, im gedungten hat er ſogleich nöthige, mehrere Nahrungen zum frechen Wuchs, und da ihn Anfangs kein Unkraut daran hindert, ſo wächſt er auch ſo behende auf, daß es, wann in der Folge eines wachſen wollte, ſein Aufkommen hindert und es erſtickt.

Man hat bisher ſelten den rothen dreyblätterigen Klee (ich will es hier einmal für allemal geſagt haben: der weiße dreyblätterige Klee iſt des beſondern Anſehens nicht werth; er bleibt immer ſehr kurz) anderſt als auf das Wintergetraide=Feld, oder in das Sommerfeld unter Roggen, Gerſten, Haber, Erbſen, Saubohnen geſäet, ſo, daß man ihn ſogleich nach Abgang des Schnees, und nach den Eintritt des Frühlings obenhin unter den Roggen, Dünkel oder Waizen einſprengte, und ihn ſo der Vorſicht, ohne an ihm das geringſte weiter zu thun, überließ. Selten verſagte er ſo behandelt: das kleine Korn fand ſo überall Ritze auf dem Felde, wo es einfallen konnte, das Ackerfeld iſt gedungt, war rein gemacht, ſaattief gepflügt, der feuchte Frühling gab nöthige Feuchtigkeit, der Saame brannte noch nicht ſtark auf und der Saame des Getraides ſchützte wider rauhe Winde, Hitze und Austrocknung.

So

So hatte man auch im Herbſte noch Kleeerndte, folgenden Sommer und das dritte Jahr nochmal bis zur Wintereinſaat wieder.

Will man dieſen Kleeſaamen in den Sommer-Getraid-Flur unter Haber, Gerſte, Erbſen, Saubohnen einſtreuen, ſo miſcht man ihn entweder dieſen Fruchtſaamen bey (welches ich aber mißrathe; er kommt nicht gleich um) und ſtreut ihn ſo mit ſolchen aus, oder man ſtreut den Fruchtſaamen, und dann erſt den Kleeſaamen beſonders darauf aus; nun eggt man ſie beede zuſammen ein: allein jezt von mir eine Anmerkung aus eigner öftern Erfahrung! — :

Selten, wann nicht Regen über Regen folgen, geht dieſer Kleeſaamen wohl auf und wächſet gut fort; das Feld iſt zu locker, die Zeit iſt zu warm, er keimt entweder gar nicht, oder wenn er auch keimt, ſo fällt er doch wieder um; der erſt aufgehende Sommergetraideſaamen decket ihn nicht; ſelten alſo, gar ſelten fällt ſo eine Einſaat gut und nach Wünſchen aus.

Da iſt nun ſchlechtweg nöthig, das eingeſäete, und geegte Feld mit einer Walze zu überfahren oder zu pritſchen, oder mit den Füſſen zu übergehen, oder eine Schafheerde darüber hin und her zu treiben, dem Saamen Feuchtigkeiten gegen rauhe, austrocknende Winde und Sonnenſchein zu erhalten.

Wie viel bedarf man des Saamens zu einem Morgen von 256 Quadratruthen á 16 Nürnberger Schuhen?

Ich merke noch an ehe ich darauf antworte: man kann den Klee nie zu dichte: aber gar leicht zu dünne ausſäen: geſchieht dieß, was nuzt er? man kann kein Stöckchen mehr darein ſetzen; die Nachſaat gelinget niemal; — geſchieht aber jenes, ſo wird der Acker nach Möglichkeit genüzt, und iſt ein Stückchen zu viel, ſo wird es bald ausgehen.

Alſo 7 Maaß, lieber 9 Maaß Saamen bedarf man, eine Maaß hält 2 ½ Pfund.

Man thut wohl, wenn man ſo ſtreuet, daß man damit das Feld 2 oder 3mal übergehen kann, man ſtreut ihn ſo ſicherer gleich um.

Dieſer Klee bleibet ſo ſtehen, wird drey Jahre genützt, wann er nämlich in's Wintergetraide geſäet wird: nach der Erndte einmal, das andere Jahr drey auch viermal abgemähet, und das dritte Jahr wird er noch bis an die Wintergetraideſaat abgegraſet, dann wird das Feld geſtürzt, und alſogleich beſäet: ich will mich verbürgen, daß es weit beſſer iſt, als wenn man ihn nur bis Johannis ſtehen läßt, und ſodann von da an bis an die Saat das Feld noch 2 oder 3mal pflüget; mag man dieß allenfalls im leichten Felde thun, — nur im ſchweren thue man es nicht; nimmt man jetzt Dünkel, Waizen zur Saat, ſo wird man ſich im folgendem Sommer über ſeine Erndte ergötzen; nimmt man aber Roggen, dann iſt es gut, dem Acker vor der Saat zweymal zu pflügen, alſo den Klee um Johannis wegzunehmen.

Wie kann es anderſt wohl ſeyn? — das Kleefeld iſt ſchon gedungt, (im Kapitel vom Dungen ſiehe nach) hat zwey Jahre geruhet, iſt locker, da es umgebrochen wird, die Kleewurzeln faulen Winters nicht, erſt im Frühling, und ſo aufgelöſt, geben ſie eben jetzt, da der Wuchs erfolgen ſoll, übermäßige Nahrung dazu; beſonders auch dadurch, daß das Feld immer locker bleibt, die Regen wohl eindringen, und ſo die Fruchtbarkeit im vorzüglichen Grade erfolget, alle Jahre ſehe ich das, was ich da ſage, vollkommenſt unausgeſetzt erprobet und wahr.

Säet man dem Klee in's Sommergetraide, ſo verfahre man das folgende Jahr eben auch alſo. —

Der

Der Eſparſet oder türkiſche, auch der Luzerner oder ewige Klee laſſen ſich auf dieſe Weiſe nicht anſäen, ihre Anſaat geſchieht am vortheilhafteſten ſo: —

Das Feld wird im Herbſte gedungt und geſtürzt, im Frühling wieder gepflügt, wohl beegget, wo möglich nochmal gepflügt, dann wird beeder Saame mit Gerſten gemiſcht; — beſſer, nur etwas weniger Hirſe drunter gemengt um Johannis eingeſtreuet (man übergehe das Feld 2, oder 3mal, um gleich auszuſtreuen) und egge ihn unter.

Nothwendig!! jetzt gewalzt oder gepritſcht!

Wollte oder könnte man das Land rejolen, — oder mit dem Grabſcheit tief aufſtechen, ſo würde man das Beſte gethan haben; wo das nicht, ſo pflüge man nur ſo tief, als immerhin möglich ſeyn mag; — dann beede Wurzeln ſehr tief gehen.

So mit dem Feld, welches ſchon Acker iſt; — will man aber erſt eine Einöde, etwa einen Hang des Berges dazu umbrechen, und man muß es mit der Karſt oder der Haue thun, ſo lege man jetzt gleich Kartoffeln darein, und bearbeite das Land Sommers durch tüchtig, und dann das folgende Jahr beſäe man es, ſo wie ich ſagte, das Pritſchen oder Walzen vergeſſe man ja nicht! —

Iſt die Gerſte oder der Hirſen gezeitigt, ſo nimmt man die Gerſte durch die Sichel hinweg; dem Hirſen aber ſchneidet man nur oben die Kolben ab.

Laßt nun alles zuſammen bis zum Herbſt wachſen, und erhält ſonderlich vom Luzernerklee noch eine gute Erndte zur Fütterung des Viehes; dieſe giebt nun der Eſparſet nicht, auch das folgende Jahr wird ſein Wuchs noch gar ſchlecht ſeyn, wann der Luzernenklee ihn über die Maaßen übertrifft und 3 bis 4 mal ellenlang abzumähen ſeyn wird.

Hier

Hier muß ich aus eigener Erfahrung anmerken: Man findet, daß das Unkraut mit dieſem jungen Klee oft ſo häufig aufwächſt, daß zu beſorgen iſt, er erſticke; iſt das, ſo mähet man alles bis auf den Boden um Jakobi ab, das Unkraut bleibt dann zurück, der Klee wächſt drüber hin, und erſtickts: Ausgraſen iſt zu beſchwerlich und gefährlich; viele Kleeſtöckchen gehen drüber zu Grunde.

Beede Kleearten dauern lange an: 10, 20, 30 Jahre gehen ſie auf ſchwerem trockenen Felde nicht aus, ſtehen auch, ſonderlich der Luzernenklee in der heftigſten Dürre frech da; ſie, ſonderlich der Eſparſet, werden vom Vieh ſehr geliebt, nähren herrlich, geben viele fette Milch, und ſind als Heu und Gras erwünſcht. Wüchſe der Eſparſet ſo oft, ſo ſchnell, und ſo hoch auf als der Luzernerklee, ſo hieſſe ich ihn den beſten, den nützlichſten, und für alles Vieh den zuträglichſten; da aber dieß nicht iſt, und der Luzernerklee ſeines gleichens an frühen, ſchnellen, hohen und frechen, öftern Wuchſe nicht hat, ſo ſtimmt mich dieſes für dieſen ſchlechtweg, und ich muß ihn vor allen Kleeſorten empfehlen! —

Wie viel zur Anſaat auf einen beſagten Morgen? — 7 oder 9 Maaß Luzerner, und 7 oder 9 Simri Eſparſetſaamen iſt hinlänglich und eben.

Dieß noch vom Luzernerklee! Es geſchiehet nicht ſelten, daß er nicht dichte genug hervorwächſt, daß hie und da Stöcke abgehen, kurz! daß er zu dünne ſtehet.

Bemerket man dieß, ſo pflüge man ihn herum, oder hacke ihn mit dem Karſt in groſſen Stücken, doch ſo herum, daß der Boden nur, wie halb herum bricht, und laſſe ſo alles: Feld und Klee in ſeinen entblößten Wurzeln liegen; in kurzer Zeit werden alle Wurzeln in vielen Keimen ausſchlagen, und der Klee wieder dichte da ſtehen.

Der

Der Anbau des Raygraſes, der Pimpernell, des Honiggraſes kann auf leichten und ſchweren Feldern geſchehen, nur ſeyen ſie nicht feucht, — nicht zu viel feucht!! —

Das Ray- und Honiggras ſind ſchmellenartige Gräſer, wachſen ſehr hoch, ſind frühe da, ſind ſaftig und ſüſſe, ſind geſund, und für alle und jede Viehgattungen erwünſcht: die Pimpernelle iſt ſo leichte nicht zu beſchreiben, ſie iſt blätterreich, zart, und daß ich alles mit einem ſage; jede Wieſe, wo dieſes Gras wächſt von ſich ſelbſt, hält der Bauer für die beſte: er hat wohl nicht unrecht, und es iſt allerdings ſo, wie er glaubt.

Wann das Feld wohl gedungt und rein gemacht iſt, ſo ſäet man dieſe Saamen ein: es iſt ſchwer zu beſtimmen, wie viel aufs Feld, ich ſage: da man den Saamen auswirft, und er ziemlich grob iſt, ſo wird man vor ſich hin ſchon wahrnehmen, ob man überall hingetroffen hat: Ray- und Honiggras ſtocken um, und füllen dieß leere bald aus; ſtreue man die Pimpernelle etwas dichter. — Dieſe dreyerley Gräſer dauern viele Jahre an, und dieß vom Ray- und Honiggraſe nach! Sie werden auch unter den dreyblätterigen rothen Klee mit angeſäet, und dienen nicht nur dazu, daß ſich das Vieh ſo leicht an dem Klee nicht überfrißt, ſondern auch dazu, daß ſie abgemähet, gedörrt, aufborſten, und der Klee, der darauf liegt, eher und beſſer abdorret.

Ich will hier noch des Spergulſ gedenken: eine Grasart, die in Holland erbaut wird, die den Spergulbutter giebt, den man über alles erhebet: eine Grasart, die von den Niederländern gar ſehr geſchätzt wird: ſie wächſt hoch, und iſt über die Maaßen nahrhaft. Der Saame iſt klein und Schwarz: ich ſäete ihn an, das Gras blieb kurz, ich glaubte, was fremdes geſäet zu haben; allein ich fande bald, daß er in Teutſchland

was ſeltenes nicht iſt: ich ſahe ihn allenthalben, ſonderlich unter dem Flachs: hätten wir Hollands fette Felder, dann würden wir ihn nützen, ſo aber beym Gegentheil wohl nie und nirgendswo ſonſt als da, wo man ihnen an der Güte der Felder gleich iſt.

Durch jene Grasgewächſe, welche uns nun in dem Stand geſetzt haben, den Abgang der benöthigten Wieſen, welche doch einmal für allemal der letzte Grund einer guten Landwirthſchaft ſind, und bleiben werden, ſchafft man ſich im Stalle alle Sorge hinweg, und gewinnt vorzüglich! — ich bekenne es gerne;

Aber das bitte ich auch mir zu verzeihen, wann ich ſage: wäre ich Landwirth von Profeſſion, ſo würde ich wenigſtens in meinem Kuh- oder Melkſtall nicht eine handvoll Klee bringen laſſen; da müßte man nichts ſonſt füttern als angeſäetes Habergras, ich meyne Haber, welchen ich alle Jahre friſch anſäete.

Es iſt Erfahrung, und Erfahrung geht mir doch immer über alles ein! daß dem Rindvieh nichts angenehmer iſt, nichts mehr Milch, und mehr fette Milch verſchaffet, als abgeſchnittener verfütterter Haber. Ich habe ſchon etliche Jahre keinen Klee mehr, lauter Haber füttern laſſen, und dieſen andauernden Effekt. Wie ich verfahre? — So: Ich wähle mir ein fettes Feld aus, oder ich dunge ein mageres beſſer als gewöhnlich, und im Frühling, ſo früh, als es nur ſeyn kann, laſſe ich einen Theil davon mit Haber dichter als man ſonſt thut, beſäen; nach Verlauf 14 Tagen wieder eben ſo viel, und nach wieder 14 Tagen abermal ſoviel ꝛc. ꝛc. anſäen; die Urſache davon folgt.

Der Haber wächſt nun bis Ende May, Anfangs Junius ſo weit heran, daß er Schuhes lang daſtehet, und ſo laſſe ich nun anfangen, ihn abzuſchneiden und zu verfüttern, bis ich jetzt von einem Drittel Feldes zum andern komme, hat jeder die nöthige Gröſſe; bis alles abgeſchnit-

ten

ten iſt, iſt der erſte ſchon wieder ſo hoch, als nöthig iſt, das zweytemal heran gewachſen, und ſo geht die Fütterung wieder von vorn an: es geſchieht oft, wann die Witterung regueriſch und warm iſt, daß ich dieſes Haberfeld zum drittenmal nütze; hats das drittemal nicht lauter Haber, ſo hat es doch ſo viel gutes Gras unter dem Haber, daß die Fütterung ganz gut und vortrefflich iſt.

Oefters ſprenge ich auch Wicken und rothen Klee mit ein, und dieſes giebt ſodann bey der dritten Schur ein ſo gutes und ſo recht vieles Krippenfutter, als man nur wünſchet.

Ich will hiebey ſagen: ſoll der *Haber nachtreiben, zwey und dreymal treiben,* ſo *muß er abgeſchnitten werden, noch ehe er ſchoſſet; hat er geſchoßt, dann iſt der Nachtrieb unmöglich.*

Dieſe Fütterung wird des Saamens wegen koſtbar! — Nein: ich ziehe den Saamen alle Jahre ſelbſten, indeme ich allemal ein Stück vom Felde ſchone, und den Haber zeitigen laſſe, der mich gewiß weniger koſtet, als man für den Kleeſaamen zahlet oder kaum etwas weniges mehr, wenn man ſich ihn ſelbſt ziehet.

Keiner wird ſchädlich handeln: gewiß Nutzen haben, wenn er mir nachfolgt, — nur ſey das Feld *fett — Neubruch — oder über gewöhnlich gut und fette gedungt. — Gute Witterung:* Regen und abwechſelnden Sonnenſchein ſetze ich voraus!

Es iſt wahr, dieſe Haberfütterung gewinnt man etwas ſpäte; was ſchadets, wenn man etwas frühen Luzernerklee dabey hat? — dieſen habe ich auch, und da und dort etwas im Garten an den Hecken, in den Gängen gegraſet, kommt man den Verzug unempfunden zu dieſer herrlichſten Fütterung, die alles erſetzet und übertrifft.

Zu den Wieſen, die auf keinem andern Zweck als zur Fütterung des Viehes da ſind, rechne ich auch

und bringe ſie alſo in das Kapitel von den Wieſen wie billig.

Die Futterkräuter ſind von allerley Arten: andere werden vorzüglich in ihren Blättern, andere in ihren Blättern und Strünken, wieder andere in Blättern, und ihren Wurzeln genützet.

Ich will ſie benennen, ſo, wie ſie mir einfallen: Kopfkohl, Blau- oder Braunkohl, alle Rübenarten: weiße, gelbe; Vieh- oder Burgunder-Bodenrüben: Kartoffeln aller Arten: Reps, Johanniskorn, Gemäſch oder Gemiſch; Alle dieſe dienen zur Fütterung mehr oder weniger, geben ſchlechtere oder beſſere Nahrung.

Das Kopfkraut, Würſching, Kohlraben geben dazu Blätter und Strünke, und die erſtern dienen dazu eingeſalzen und grün; grün aus dem Garten weg, wann ſie von Zeit zu Zeit abgeblattet werden, oder die Köpfe jezt ausgeſtochen ſind: man kann ſie lange grün aufbehalten, wenn man ſie in den Gärten ſo lange ſtehen läſſet, als es nicht frieret, frieret es dann endlich, ſo haut man die Strünke ab, und legt ſie zuſammen unter freyem Himmel auf Haufen, wovon man alle Tage ſo viel wegnimmt, als man bedarf, ſchneidet die Blätter ab, verfüttert ſie klein geſtoſſen unter Herel, Kaff oder Süd: den Abgang vom Getraide; bring die Strünke in den Keller, nimmt ſie im Winter nach und nach hervor, ſpaltet ſie 2, 3mal, und gieb ſie unter Kaff, Spreu oder Herel dem Vieh zur Nahrung; hat man nun viele Blätter, ſo ſalzt man ſie in groſſen Kübeln oder Gölten ein, tritt ſie feſte, verwahrt ſie, wie Sauerkraut, nimmt ſie nach und nach heraus, zerſtückt ſie, und verfüttert ſie auf eben jene erzählte Weiſe mit dem Rindvieh oder allein gekocht oder ungekocht mit den Schweinen.

Man

Man hat eine Gattung groſſen braunen Vieh=kohl, dieſer bleibt auf dem Felde ſtehen, wann nämlich keine Wildprets= oder Haſenplage im Lande herrſchet, man blattet ihn dem Winter durch nach und nach ab, und bedient ſich der Blätter, wie auch leztens der Strünke zur Fütterung.

Alle Rübengattungen werden, am Herbſte aus-genommen, in Löcher unter freyem Himmel geſchüttet, mit Erde überdeckt, im Winter wird eins nach dem andern geöffnet, ausgeleert, und ſo der Inhalt verfüt-tert; beſſer iſt die Aufbewahrung im warmen Keller, und von da aus zur Fütterung verbraucht. Rind= und Schweinevieh, wie die Schafe, nehmen hieran Theil; man ſtößt ſie klein, und miſcht ſie unter geſchnittenes Stroh: kocht ſie für die Schweine unter dem Spüh=lich der Küche.

Der Gebrauch der Kartoffeln iſt der nämliche; auch ihr Geſtröh; aber nicht der ſogenannten engliſchen oder wilden, ſondern der zahmen: der runden und lan=gen rothen, der langen und runden weißen und gelb-ligten, iſt eine vom Rindvieh geſuchte Fütterung: man ſchneidet es ab, und lege es, eher noch die Kartoffeln um Michaelis ausgenommen werden, vor.

Der Reps, wann er früh auf gutes, fettes Land ausgeſäet wird, treibt vielfältig ſo hoch, daß man ſehr unhaushälteriſch thun würde, wenn man ihn nicht ab=graſte und verfütterte; man hat aus vielfältig gemach=ten Verſuchen, ſichere Proben, daß ſo ein Verfahren ihm weniger ſchadet als nützet.

Das Johanniskorn: Roggen auf einen wohl zu=bereiteten fetten Acker um Johannis des Täufers, al=ſo in der Mitte des Junius geſäet, treibt ſo gewaltig, daß man es im Herbſte noch 1, 2mal abmähen, und davon doch noch die beſte Erndte ſicher erwarten kann.

Wird der Roggen im Herbſt bald geſäet, und die Witterung bleibet lange warm, ſo giebt auch dieſer im Winter für die Schafe, wann es blos gefroren hat, eine fette und geſunde Weide.

Das Gemäſch: Wicken, Erbſen, Haber zuſammen gemiſcht, und auf einem um Jakobi abgeerndteten Roggenacker geſäet, giebt im ſpäten Herbſte die allerbeſte Fütterung.

So ſäet man auch die Weiſerüben, aufs abgeerndtete Wintergetraidefeld, behackt ſie ein paarmal, und erndtet ſie im Herbſte: man ſäet ſie auch früher aufs Brachfeld und nimmt ſie bey Winterſaat heraus. Doch hiervon und von andern noch mehr in dem Kapitel vom Garten.

Setze ich allen dieſen Fütterungsſorten noch andere und ſo viele bey, als mir bekannt ſind; ſo werde ich nicht nöthig haben einen beſondern Abſchnitt von den Fütterungsſorten zu machen.

Gewiß iſts, daß bey der Landwirthſchaft alles auf hinlänglicher guter Fütterung beruhet; ſo lange man dieſe nicht hat, iſt alles verlohren; ich weiß es aus langer Erfahrung bey uns; ſo lange wir nicht genug natürliche Wieſen hatten, von künſtlichen nichts wußten, die verſchiedenen Futterkräuter und die Wurzeln nicht einmal dem Namen nach kannten, ſo lange wollte es doch immer nicht recht fort, immer die Klage; Acker genug; aber Wieſen fehlen mir ſehr ꝛc. ꝛc.! ! hie und da, und oft würde man die Klage nicht gehört haben, hätte man nur alles das, was den Wieſenmangel zu erſetzen, im Stand geweſen wäre, ergriffen und genützt.

Schade war's, daß man bisher ſo viele ſchöne Plätze von der vortheilhafteſten Lage und dem vortrefflichſten Boden ſo ſchlecht, oder gar nicht, oder welches

eben

eben ſo viel iſt, zu Seen und Fiſchteichen genützt oder mißbraucht hat; hätte man dieſe, oder ſollte man dieſe in Wieſen verkehrt haben, oder noch verkehren, wie ſie denn ſehr leicht und bald durch gar weniger Mühe mit Gras dazu anfliegen, welchen Erſatz und übermäſſige Erſetzung und Vergütung alles Abgangs an langer Fütterung würde man nicht in faſt allen Ländern erhalten haben?

Ich rathe aus groſſen Erfahrungen in unſern Lande, und aus groſſen Verſuchen, die ich ſelbſt mit 52 groſſen Morgen Seen zu machen, Gelegenheit gehabt habe, dieſe wichtige Operazion jedem Landwirthe, jedem Herrn und Fürſten, die Fiſchteiche haben, recht ſehr an, und verbürge meine ganze ökonomiſche Ehre, daß ſie zu der Länder beſten, zu jedes Landwirths größtem Gewinn geſchiehet.

In Hohenlohe ſind nun ſeit wenigen Jahren, da faſt alle herrſchaftliche Kammeralhöfe und Schäfereyen an die Bauern für viele hundert tauſend Gulden abgegeben, und die herrſchaftliche jährliche Einkünfte um viele, viele Tauſende ſichtbarſt vermehrt worden ſind, gewiß auch viele hundert Morgen See verkauft, abgelaſſen, und in Wieſen verkehrt worden; die Wieſen ſind ſo ergiebig, und ſo gar bald ſind die Teiche in ſie umgeſetzt worden, daß, da ein Morgen See abgelaſſen ſo höchſtens nur um 70 bis 75 fl. verkauft wurde, jetzt ſchon, nach etwa 4 oder 8 Jahren mit Gras angeflogen für 3 bis 4hundert fl. abgegeben und bezahlt wird.

Die ganze Operazion dieſer Verkehrung iſt, daß man die Waſſer abläßt, ſo viel Raum zum beſtändigen Ablauf in den Damm machet, daß nie eine Ueberſchwemmung erfolgen kann, daß man gegen alle Quellen, die im Raum und Bezirk des Teiches ſind, tiefe und breite Gräben ausſticht, dieß im Herbſte thut, damit der Boden recht auf- und ausfriere, im Frühling

wohl

wohl austrockne, ſodann beſäe man jezt das Land mit Haber, miſche Kleeſaamen nach Belieben von allen Arten, Honig = Raygrasſaamen, Heublumen aus der Scheune darunter, und egge es ſo ein, man kanns mit einer leichten Hand eggen, mit guten Rechen oder mit der Haue gar leicht thun, da der Boden ſehr locker und ſehr leicht zu bearbeiten iſt, man laſſe die Schafheerden darüber gehen, oder walze alles wohl und feſte ein, iſt der Haber abgenommen, ſo wird der Grasanflug in höchſtens ein paar Jahren ſchon da ſeyn.

Wäre der Teich oder See mit allerley Rohr oder Schilf bewachſen, ſo ſtelle man Stroh darzwiſchen auf, zünde es im Frühling, wanns trocken und dürre iſt, an, oder haue es, ſo viel möglich iſt, aus; Doch! iſt das Waſſer durch gute Gräben wohl abgezapft, ſo wird alles dieß in ſehr wenigen Jahren, da es vom Waſſer, als ſeiner Nahrung, nicht mehr befeuchtet wird, von ſelbſten verkommen.

Wie verächtlich ſieht man in ſo vielen Ländern Gottes beſten Erdboden an! Undankbar werden die alle Anzeige zur beſſern Ergiebigkeit habende ſchönſte Plätze unbenützt gelaſſen! —

Nenne ich da die Weiden oder Huten, und dann neben dieſen hundert und tauſend andere groſſe und kleine Plätze, wo weder Baum, noch Gras, noch Getraide ſtehet, wo Büſche, Dorn, Steine, wo nichts, gar nichts, als nackete Erde zu ſehen iſt! —

Sollte man doch ſehen, wie jezt bey uns, nachdem wir Chausſeen haben, alle Abfälle von den ehemals breiten Straſſen in allerley: Gärten, Aecker, Wieſen, Kleeſtücke verkehrt, aufs fleiſſigſte bearbeitet, und aufs beſte benutzt ſind; könnte dann dieß nicht überall auch ſeyn? — jedweder Flecke, die Erde ſchiene ſo unfruchtbar zu ſeyn, als es nur ſeyn kann, etlichemal herumgearbeitet, etwas gedungt, oder mit anderer Er-

de

de gemiſcht, giebt ein einträgliches Feld! — Fütterung für den Stall! —

Ich habe einen Freund, der ſich ehemals bey mir etliche Jahre aufhielt, die Oekonomie trieb, er iſt nun Pfarrer, dieſer ſahe, daß einer ſeiner Bauern ein groſſes Stück Feld öde liegen ließ, er beſtand es um jährliche $3\frac{1}{2}$ fl. auf jedes Jahr, ſolang er noch leben würde; er ließ es umarbeiten, beſteckte es mit Kartoffeln, beſäete es darauf den größten Theil mit rothem Klee, hielte noch vieles davon zu Kartoffeln und anderem aus. Heuer ſchon erndtete er ſo viel Kleeſaamen, daß er 4 Centner um 100 fl verkaufte, wer gewann mehr, als er? und wer lamentirt nun mehr, als der faule Bauer? — ſolche Vorgänge reizen, und ſchaffen Revoluzionen. Solange die Herren keine ökonomiſche Pfarrer, Schulmeiſter und Beamten haben, ſolange findet die Induſtrie und Landwirthſchaft nicht Platz, und verbeſſert ſich nicht.

So haben viele Teiche, und beſonders alle die, deren Grund ſchwer iſt, die frühezte und beſten Fütterungen in ſich, die man aber gänzlich verachtet, wenns hoch kommt, als Streue benützet, ich meyne das Röhrig, ſonderlich das, aus welchem die Weber ihre Spuhlröhre zu machen, gewohnt ſind. Dieſe Grasart iſt eine mäſtende, ſüſſe, dem Rindvieh die angenehmſte Fütterung, man ſollte ſie für ſchweres Geld kaufen, ſie kann in einem Sommer 3 bis 4mal gemäht und verfüttert werden.

Auch die Bäume geben uns ein Sürrogat abgehender Wieſen: die Waldbäume geben Eicheln, und Büchel: ihr, aller Laub faſt, wann man es grün gepflücket und wohl dörret, iſt eine genießbare, geſunde Speiſe für Rind- Schaf- und Geiſevieh; ſelbſt der Weinſtock, wann er abgezwickt wird, wann ſeine abgezwickte Zweige mit dem Laub gedörrt werden, giebt eine ſehr angenehme Fütterung; die Obſtbäume durchaus: Wil-

de

de und Zahme, ſonderlich die letzten geben das nämliche; ihr abgeſtorbenes, abgefallenes wohlabgetrocknetes Laub, aufbewahrt, und Winters durch vorgeſchüttet, iſt eine vom Rindvieh geſuchte Fütterung. Die Miſteln aller Bäume, der Tannen- Fichten- Eichen- Birn- und Apfelbäume dienen im Winter zu geſunder Fütterung: die Limpſe oder zarten Aeſte der Wachholderſträuche dienen auch zu dem nämlichen Zweck.

Von den Eicheln und Bücheln noch dieß: wohlabgetrocknet und gedörrt, auf einem lüftigen Hausboden, unterm Dache, können ſie ein, auch zwey Jahre erhalten, gemahlen, und ganz mit Rindvieh und Schweinen verfüttert werden.

Ueberhaupt, wenn man nur nachſuchen, ſammeln, aufbewahren, ſparen will, ſo wäre man im Stande, ſich Fütterungen genug im Vorrath zu verſchaffen: — und — Vorrath muß man an dürrer Fütterung: ſonderlich Stroh und Heu allezeit haben; es kommen Regenzeiten, da man die grüne Fütterung nicht holen kann, da man ſie auch ohne Schaden nicht brauchen mag, zu dieſer Zeit muß man ſeinen Stall auch mitten im Sommer mit dürrer Fütterung verſehen; dieſen Vorrath ſich zu verſchaffen, muß man nie zu viel, lieber zu wenig Vieh anſtellen; man gewinnt mehr an allezeit wohlgefüttertem wenigern, als an vielem, welches ſchlecht gefüttert und ausgemagert wird; und wer kann dann im Voraus ſagen, wie hart, und wie lange der Winter andauren und ſeyn wird? wie viele Schäfer haben ſich nicht ſchon verrechnet? und wie viele haben nicht ſchon dadurch ihr gänzliches Verderben gefunden?

Man ſehe ja die Weiden als Surrogate der abgehenden Fütterungen nicht an, und glaube doch einmal, — daß Weiden, wann ſie zu Wieſen umgeſchaffen oder in Kleeäcker verwandelt würden, drey, viermal, und noch mehrmal mehr Vieh ernähren würden, als ſo, da ſie als Weiden mißbraucht werden!

Gan-

Ganze Länder haben Verſuche und Proben gemacht, und geliefert, und rechtfertigen mich laut: ich berufe mich auf Hohenlohe; auf die Churpfalz, auf Heſſendarmſtadt, Baaden, Anſpach und viele andere mehr könnte ich angeben, es ſeye aber mit zwey, drey Zeugen erwieſen, und genug!

Vom Ueberdüngen der Wieſen wäre hier noch zu ſagen; im Abſchnitte von der Dungung ſoll es geſchehen.

Hier, wo ich die beede Kapitel vom Ackerfeld und den Wieſen beſchlieſſe, ſollte ich auch von der Verſtücklung der Felder und von der ſo nöthigen Konſolidazion, oder der Wiedervereinigung der zerſtückten Feldgüter, ſo nämlich, daß jeder Bauer oder Hof alle ſeine Aecker und Wieſen beyſammen auf einem Platz an einander hätte, ſchreiben; ich will es aber bis dorthin, da ich meine Bruchſtücke zu einer heilſamen Dorfpolizey vorlege, verſparen.

---

XI.

## XI.

# Der Garten.

Der Garten, ein unentbehrliches Stück der Landwirthſchaft, fordert meine Vorſchläge, ich gebe ſie hier:

Was ein Garten iſt, weiß für ſich ſchon ein jeder; wie vielerley er iſt, iſt beynahe eben ſo bekannt, ich ſchreibe nicht über dem ſchönen, nur über dem nützlichen, alſo nicht über dem ſchädlichen engliſchen Irrgarten, oder über Blumen= und Zierdegarten; der Gras= Kraut= Küchen= Baumgarten ſind die Vorwürfe meiner Gedanken und Bearbeitung; dieſe ſind die vier, die der Landwirth anzulegen und zu unterhalten bedarf: in ihnen erzichet er alles, was er zur Küche bedarf; ſie ſinds, die ihm eine Abwechslung auf ſeinem Tiſche verſchaffen, die ihm viele Ausgaben erſparen, ihn und ſein Geſind ſpeiſen, wobey er geſund und wohlauf bleibt..

## Der Baumgarten.

Die Lage des Baumgartens kann auf allen Gegenden gewählt, oder, welches eben das iſt: Der Baumgarten kann überall, wo Bäume wachſen können, angelegt werden; faſt jede Gegend hat ihr annehmliches für ihn, ſeye die Gegend nur nicht Sumpf, ſeye ſie nur nicht zu ſchattigt, an der Nordſeite eines ſtets ſchattengebenden Bergs, oder hohen Waldes, hoher Gebäude u. d. gl. nicht gelegen. Die Wärme, die Sonne giebt jedem Gewächſe, ſo auch dem Baume, ſein gutes Beſtehen und Gedeyhen; ohne ſie wird nirgendswo was; —

Die Höhe hat das annehmliche für die Bäume, daß die Nebel die Blüthen ſo leicht und bald nicht ver-

derben: Bäume auf erhabenen Gegenden wohl beſorgt geben faſt alle Jahre Früchte.

So dann, da es Nachts hindurch auf erhabenen Gegenden allezeit wärmer iſt, als in Thälern und Vertiefungen; da auf Anhöhen die Winde faſt immer wehen, die Luft die Bäume ſtets bewegt, und die Säfte immerhin in der Bewegung erhalten werden; noch mehr! da es Tags auf Anhöhen weniger warm iſt, alſo die Säfte Winters hin, beſonders im Frühling, nicht ſo bald flüſſig werden, ſo werden auch dieſelben bey rückgetrettenen Froſt nicht frieren, und kein Baum durch den Froſt Schaden leiden, erfrieren, gar ſelten einer da abſtehen; allerley Bäume: alle Arten Kirſchbäume, auch die, welcher Säfte gummigt ſind, bald flüſſig zu werden, und gar leicht ſonſtwo erfrieren, werden da andauern: das erweiſt uns der weiße Maulbeerbaum, der aus den wärmſten Klima zu uns gen Norden herübergebracht, da auf Anhöhen beſtens gedeyhet, klar und überzeugend.

Das Thal iſt doch wohl auch für die Bäume; kommen für ſie keine gefährliche Frühlinge oder Winter, ſo ſieht man ſie da viel frecher, ſchöner, in gleichern, geſunden Stämmen wachſen, und ſich mit herrlichen Kronen ſchmücken; ſie blühen, blühen gerne, voll, und recht frühe, das Obſt zeitiget bald, und iſt auſſerordentlich gut und angenehm gewürzt: die Winde ſchaden da, weil ſie da ſeltener wehen, nie gar heftig wehen, weniger.

Allein Thal und Anhöhe haben auch beede ihr unannehmliches für die Baumgärten.

Das Thal: ſeine böſe Seite in Abſicht auf die Anlage eines Baumgartens hängt allein von der Wahrheit, welche allgemeine Erfahrung beſtätigt, ab, daß es da am Tage ungleich wärmer, und in den Nächten daſelbſt ungleich kälter, daß da der Wind ſeltener iſt, als auf den Anhöhen: daß da die Nebel häufiger ſind,

als

als an erhöheten Orten, daß alſo aus dieſem das Sto=
cken und Frieren der Säfte, und die Verunglückung
der Blüthen, ſelbſt auch das Aufſpringen der Rinde
der Bäume: weil alles gefrorne flüſſige ſich vergröſſert,
und ihre Gefäſſe, Saftkanäle, Adern und Rinden auf=
ſprenget, aus welchen Ritzen die Säfte ausflieſſen, und
die Bäume abſtehen und verdorren, kommt und entſte=
het: daß alſo alle Bäume, deren Säfte leicht und flüſ=
ſig werden, da ſelten bekommen, frühzeitig abſtehen,
und nur gar zu ſelten ihr Obſt geben: die Kirſchen, die
Zwetſchgenbäume ſind meine Zeugen, und die Jahre
1785 und 1786 ſtellen derer Millionen auf, die mit
allerley Arten anderer Obſtbäume in den Thälern und
Tiefen vorzüglich erfroren und abſtanden.

Die Anhöhe oder hohe Ebene: hat auch ihre
ſchlimme Seite: das Obſt iſt niemal ſo gewürzt, gezei=
tiget und gut, als das in Thälern, der Baum wird
durch die Winde krum gewehet, auch am eingeſchla=
genen Stock angebunden, wächſt der Stamm krum:
Bäume aus warmen Gegenden wollen da gar nicht fort,
ſie kränkeln auf allerley Art, und machen ſelten einen
ſchönen Baum: das viele Obſt ſchüttelt der Wind öf=
ters ungezeitigt ab.

Hier kann man nun nach ſeinen Abſichten wählen:
wer vieles Obſt, und das von allen Arten, öfters,
und faſt alle Jahre, alſo lieber etwas als nichts, lie=
ber vieles als weniges, lieber allezeit als ſelten was ha=
ben will, der leget ſeinen Garten auf Anhöhen und er=
höheten Ebenen an.

Wer gutes lieber, als ſchlechters, lieber das be=
ſte ſeltner, als öfters mittelmäſſiges, lieber weniger gu=
tes als vieles ſchlechtes, lieber nur einige gute Arten als
alle Arten des Obſts haben will, hat ſeinen Garten im
Thal und in durch Berge verdeckten Tiefen.

Wer nach meinem Sinn wählet, und wählen kann,
wie er will, der legt einen Theil ſeines Gartens in die

Tie=

Tiefe, und den andern Theil deſſelben auf hoher Ebene an: es iſt kaum ein Ort, wo man dieß zu thun nicht vermag; überall bieten ſich hiezu Gegenden an; wird man ſodann in dem einen Garten mangeln und verlieren, ſo wird man im andern gewinnen; es wird kein Jahr hingehen, wo man am Obſte leer ausgeht.

Eines noch! dieſes: Gärten neben, oder nicht fern von Weihern, Seen, Teichen, Sümpfen, Flüſſen, Bächen, in Thälern, wie auf hohen Ebenen, da, wie dort, ſind ſelten ergiebig: hier iſt es immer um viele Grade kälter als da, wo dieſe nicht ſind, oder fern abliegen; hier ſind immer Nebel und Feuchtigkeiten in der Luft, dieſe beede Feinde des Obſtbaums verderben die Blüthen und ſelten, gar ſelten gewinnt man da Obſt.

Setze ich noch über dieß bey: Raupen, ſonderlich die Mayenkäfer, dieſe Freſſer des Laubs und der Blüthen ſind nirgends lieber, als in wärmern Orten, vorm Winde gedeckt, da, da ſind ſie gerne: dieſe Gegenden ſind die Vertiefungen und Thäler, alſo auch dieſe wiederrathen die Anlage des Baumgarten da.

Der Grund oder Boden des Baumgartens iſt das zweyte, worauf man bey ſeiner Anlage ſiehet, iſt dieſer den Bäumen angemeſſen und erwünſcht, ſo werden ſie bekommen, frech wachſen, und ihre Früchte nicht verſagen, dieſelben von beſter Art beynahe alle Jahr liefern; iſt et aber nicht ſo, ſo thue man im voraus nur Verzicht auf alles das, was ich ſo eben verſprach.

Man ſetze nur einmal den Gedanken bey ſich feſte: jedes Gewächs ſucht und hat ſeine beſondere Nahrung, ſowohl der Qualität als der Quantität nach, nöthig, dann keines in Geſtalt, Wuchs, Geſchmack, Geruch und Farbe dem andern vollkommen ähnlich und gleich; ſodann ſehe man zu und erkenne, daß die Wurzeln einer jeden Baumart verſchieden in der Erde hingehen: der Apfelbaum gehet nicht tief, breitet ſich aber rund und weit aus; da die Wurzeln des Birnbaums tief hinabſtechen:

jenes ſeine Wurzeln ſind zart und weich, da dieſes ſeine ſchwarz, härter und rauher herſehen.

Alles dieſes lehret, daß der Birnbaum ſchweres, zähes, ſteinigtes Land liebe, auch auf Felſen wachſe, die Klüfte durchdringe, und aus den Tiefen ſeine Säfte herausbole, wann der Apfelbaum weiches leichtes Feld, welches ſeine Wurzeln leichter durchkriechen können, liebet.

Pflanz alſo den Birnbaum dorthin auf, und an Berge, auf Thon, Stein, Felſen er wird bekommen; giebt dem Apfelbaum weißes, leichtes, gelbes Leimen Feld, ein etwas feuchtes Land, wann ihr den Birnbaum auf dürres ſetzt; mag dieß in der Oberfläche austrocknen, wie es kann oder will, ſo weit und tief trocknet es nicht aus, als ſeine Wurzeln gehen, und woher er ſeine Nahrung herholet; ſetzt ihr dem Apfelbaum dahin, ſo wird er bald ſchmachten; er muß immer ſolche Erde haben, die ihn von oben tränket, ſchwerlich zu hitzig wird, immer feuchte bleibet, und die Feuchtigkeiten heraus und willig anzieht, in ſich einnimmt und bewahret, und anbietet.

Der Birnbaum mag alſo da wohl ſtehen, wo der Apfelbaum wächſet; nie aber dieſer, wo jener: freylich Mittelboden: nicht zu ſchwer, nicht zu leicht, iſt der beſte für jedwede Baumſorte überall.

Ein anderer Grund des Gebotes der Natur: daß der Birnbaum einen feſten Grund habe, und der Apfelbaum einen nicht ſo feſten haben könne oder müſſe: weil jener hoch aufſchieſſet, dieſer ſich niederer flach ausbreitet; jenen die Winde, wo er nicht feſter ſtünde, leichter umwürfen; dieſen nicht, weil ſie ihn, ſeines niedern Wuchſes wegen nicht ſo heftig angreifen.

Von der Auswahl der Bäume: welche Arten der Landmann in ſeinem Baumgarten nützlicher einſetzt und unterhählt.

Die

Die Baumarten ſind nur gar zu verſchieden, und alle Jahre, ſo zu ſagen, kommen durch den Saamen neue Spielarten hervor: die Obſtarten ſind unzählbar: es iſt nicht zu ſagen, wie vielerley Obſt auf Erden gefunden wird: kein Regiſter faſſet es alles: einige Bäume bringen nützliche, andere ſchöne, wieder andere annehmliche; noch andere frühe, ſpäte, ſich lange anhaltende, bald vergehende Früchte: einige Baumarten tragen gerne, andere nicht; etliche machen einen ſchönen Baum, haben vortrefflichen Wuchs und ſchöne Kronen, andere nicht: etliche bringen Früchte zum Getränke, etliche Früchte die zum verſpeiſen: grün und abgedörrt, vorzüglich dienen.

Ich ſage: der Landmann muß aufs nützliche allein wählen; er kann aber auch aufs angenehme und ſchöne ſehen, wann ihm dabey jenes nicht gänzlich entgehet; man kann dieſes öfters mit jenem aufs nützlichſte verbinden, und trennt ſie gar oft unnöthig und ungezwungen zu ſeinem äuſſerſten Schaden; ſucht aber auch oft ſchönes und angenehmes, und ſchadet ſich gewaltig: Klugheit iſt bey allem ſehr nöthig!

Derjenige Baum iſt und bleibt für den Landmann der nützlichſte: den er nicht kaufen darf, den er überall umſonſt erhalten kann, der mit weniger Vorſicht und Mühe gepflanzt wird, wohl bekommt, eine ſchlechte Pflege fordert, und doch beſtehet, überall ſeine Nahrung findet, nicht viel Raum einnimmt, ſich ſelbſt in Menge ohne unſer Zuthun fortpflanzet, der, ob er wohl ausländiſch iſt, doch aus Wurzeln und Kern ſich fortpflanzt und vervielfältiget, deſſen Frucht nicht mit dem Klima ausartet, und erſt, wie anderes fremdes Obſt, gepropft werden, und ſo bey uns erhalten werden muß, der ſeine Früchte ſelten verſaget, ſich über die Maaßen damit vollhänget, die geſund, ſchmackhaft und gut grün und abgedörrt geſuchte Speiſen ſind, gedörrt beſonders theuer und hoch bezahlt werden, die bey den Siffahrten aller

Na-

Nazionen unentbehrlich ſind, und doch in ganz Amerika, Frankreich, Holland, Rußland und noch mehr andern Ländern gar nicht wachſen, alſo Teutſchlands eigenes Produkt ſind, daher einen groſſen Handel veranlaſſen, folglich gute Kaufmannswaare, die Jahr hin bey mäſſiger Aufſicht keinen Schaden nehmen, für Teutſchland ſtets bleiben wird.

Dieſer Baum iſt der Zwetſchgen-oder Quetſchgenbaum alleine: in allem Betracht der allerbeſte für den Landmann: ſogar dient er ihm auch in ſeinen Früchten zu einem guten Getränke im Hauſe, und wann er ſeine Süſſigkeit davon abgetrunken hat, giebt ihm der Ueberreſt noch vielen und guten Brandtewein, der dem Weinebrandtewein gleich kommt; iſt der Baum alt, ſtirbt ab und wird weggehauen, ſo iſt ſein Stamm Nutzholz für den Schreiner zu eingelegten Arbeiten; wo es ſich vortrefflich ſchön ausnimmt.

Die Pflaume gränzt zunächſt an die Zwetſchgen, ich meyne nicht die teutſcher Art und teutſchen Herkommens, dann dieſe, die rothen und gelben, ob ſie ſchon auch ihre Güte haben, können doch denen, die wir von außen erhielten und bey uns aufgeproft werden müſſen, wenn wir ſie als ein fremdes Obſt haben wollen, bey weitem nicht gleich: ſolche fremde Arten hat man nun faſt ohne Zahl, und die meiſten verdienen eine beſondere Achtung, da ſie nicht nur grün einen vortrefflichen, annehmlichen Geſchmack haben, ſondern auch abgedörrt von groſſem Werthe ſind, und mit viel Geld bezahlt werden, folglich als Kaufmannswaare geachtet werden können.

Für den eigentlichen Landmann ſind ſie doch ſo angemeſſen nicht, ſie fordern um gedörrt zu werden, Handgriffe und Bearbeitung;

Der Birnbaum und Apfelbaum verdienen nach dem Zwetſchgenbaum eine vorzügliche Achtung: die Birn hat vor dem Apfel was nahrhafteres, wann dieſe grün genoſſen, ſchon geſünder ſeyn mag, und es auch in der

That

That iſt, ſo iſt jene für den Landmann doch zuträglicher; ſie verurſachet ihm bey ſeinen anhaltenden ſchweren Leibesarbeiten weniger Verſtopfungen als einem andern bey wenigern Leibesbewegungen, dem der Apfel vorzüglich anſtändiger ſeyn muß.

Den Birnbaum alſo ſetze ich im Garten des Landmanns an die Seite des Zwetſchgenbaums: er giebt Speiſe und Getränke: jene durch ſeine Früchte grün und gedörrt, dieſes, wann ſie grün vom Baume herab gemoſtet, ausgepreßt, und eben ſo als die Trauben behandelt werden. Immer eine Art hat hier Vorzug vor der andern:

Mir ſind zwo Sorten: zur Speiſe eine, und eine zum Moſt bekannt, die ihres gleichen nicht haben, die ich jedem Landmann in ſeinen Garten wünſche, und recht ſehr empfehle.

Schade, daß erſtere keinen; dieſe aber allerley Namen hat, alſo beede Niemand durch ihre Namen kenntbar gemacht werden können.

Von der Moſtbirn habe ich allenthalben hin in ganz Teutſchland und weit über Teutſchland hinaus eine Menge Pfropfreiſer nach und nach ſchon verſendet; ich bin erbötig, ferner jedem auf Begehren zu ſenden; ſo will ichs auch mit der andern künftighin halten, um ſie aber jedem zu empfehlen, will ich ihre Güte kurz beſchreiben:

Kein Baum macht ein ſchöners Anſehen, als dieſer: er wächſt hoch auf, wie eine Tanne oder Fichte, hat ſchöne Blätter, er iſt, da er heftig aufſchießt, bald da, und zum Fruchttragen reif; die Birn iſt 2 bis 2½ Zolle lang, am Haupt über 1 Zoll dick, ſpitzt ſich gegen den Stiel zu, iſt ſchön roth und gelb, der Baum blüht alle Jahre, und ſelten, daß die Blüthen verſagen: er hängt faſt alle Jahre voll Früchte, die das ſchönſte Anſehen haben: vom Baum herab iſt die Birn, da ſie nicht zu ſüſſe iſt, ſehr ſchmackhaft, da ſie ohne

Steine iſt, ſehr eßbar und geſund, gekocht macht ſie eine Brühe ſo dick und ſüſſe, wie der feinſte Honig; gedörrt ohne Steine iſt ſie, wie eine gedörrte Feige, und das giebt das beſte Eſſen, ſo man von abgedörrten Obſte erwartet. Kurz! zu meiner Abſicht, dem Landmann, eine nützliche Birnart vorzuſchlagen, weiß ich keine beſſere, als dieſe. Hier heißt man ſie Rauranke, ſonſtwo Fürſtenbirn; ich meyne, ich hätte ſie auch unter dem Namen Madame geſehen.

Es giebt Birn, die ſehr angenehm zu eſſen ſind, allein ſie taugen nicht zum dörren, und halten ſich grün eine kurze Zeit eßbar: werden vor der Zeit taig, faul, und verkommen.

Auszumachen, ob eine Fruchtſorte, ſo auch die oder jene Obſtſorte nützlich ſeye, muß man ſeine Lage und ſeine Abſicht dabey wohl überdenken: will ich das Obſt für mich und die Meinigen in's Haus haben; will ich einen Handel damit in die Ferne, gedörrt — oder in die Nähe, in eine Stadt, grün treiben? — dieſes ſind die Fragen, ſo, wie ich dieſe beantworte, ſo muß ich das Obſt darnach wählen:

Brauche ich's in's Haus, ſo bedarf ich ſchmackhaftes Obſt, es auch grün genieſſen zu können; doch deſſen nicht gar viel; — in die Ferne mit abgedörrten Handel zu treiben: dazu bedarf ich kein grünes angenehm = eßbares, — ſondern ſolches, welches gut zum dörren iſt, und gute dürre Schnitze und Hutzeln giebt; — wohne ich nahe an einer Stadt, und will es grün dahin ſchicken, ſo bedarf ich Birn, die frühe zeitigen, recht wohlſchmeckend ſind, — auch ſolche, die recht ſpäte, im Winter im Keller erſt reifen und recht gut ſind; ſolche Seltenheiten werden geſucht, hoch bezahlt, und ſind in dieſer Lage allerdings nützlich. —

Ich

Ich kann die Auswahl nicht beſtimmen; die Birn, wie überhaupt alle Obſtſorten, haben gar willkührliche Namen, manche Sorte vielerley: der Name der einen, wird auch oft der andern gegeben; man muß ſich nach den anſtändigen Sorten ſelbſten wohl umſehen.

Die Birn, wie ich geſagt habe, hat ihre Vorzüge vor dem Apfel: auch gilt die Hälfte gedörrtes Birnobſt ſoviel, als noch einmal ſoviel abgedörrtes Apfelobſt; doch hat auch der Apfel ſeine Vorzüge vor der Birn: jeder Apfel kann gedörrt werden, aber nicht jede Birn; mancher Subſtanz läuft im dürren aus, der Saft rinnt weg, die Birn wird hohl, eine leere Blaſe, da im Gegentheil jeder Apfelſchnitz ſein Inneres erhält; ſodann erhält ſich keine Birn bis tief in Winter, auſſer dem ſogenannten Franzobſt, da doch jede Apfelſorte grün den Winter durch ganz gut aufbehalten werden kann, und dann erſt gutes Geld einbringt, wann das Birnobſt ſchon lange vorbey iſt;

Der Apfel iſt auch Leuten, die keine ſchwere Handarbeiten thun, eine weit geſündere Speiſe als die Birn, und wird ſchwächlichen, kranken Naturen allezeit ſehr empfohlen, dient auch wirklich auſſerordentlich zur Geſundheit.

Gedörrt iſt der Apfel weniger willkommen als die Birn; aber zu Moſt und Brandtewein dient er eben, wie jene: gewiſſe Gattungen als der engliſche Cyderapfel, der ſich alle Jahre ſo voll hänget, als ein Schleedorn; beſonders aber der Borſtendörfer Apfel geben einen herrlichen Moſt; der leztere einen Wein: der für den beſten Wein ſchon gar oft verkauft, und unbemerkt für Traubenwein getrunken worden iſt.

Der Borſtendörfer Apfel (in Oeſterreich: Maſchanzker) hat von jeher überall und bey allen Beyfall gefunden; wenn man auch noch ſo viele andere Sorten lange wider ihn erhub und pries, ſo hat er doch zu-

 leʒt.

letzt immer wieder Preis und Vorzug erhalten; es bleibt und iſt gewiß: er iſt der beſte Apfel unter allen; wann es ſchon auch wahr iſt, daß viele andere auch ihre beſondere Güte haben, durch die ſie ſich allemal auch empfehlen.

Der Apfelbaum iſt alſo dem Landmann auch zu empfehlen;

So auch alle Kirſchenarten: darunter ich die eigentliche deutſche Kirſchen von allerley Farben: beſonders aber eine Art ſchwarzer mit rothen Stielen vorzüglich empfehlen möchte: ach! wüßte ich ſie doch kenntbarer zu beſchreiben, oder jedem Pfropfreiſer zu geben! an Güte und Eßbarkeit, und zum brennen des beſten Brandteweins, den ſie auch in vorzüglicher Menge giebt, hat ſie nicht ihres gleichens! —

Dann die Amorelle mit der Weichſel; die vielerley Arten Herzkirſchen, die ſogenannte ſpaniſche Weichſel und Amorelle; alle dieſe ſind freylich mehr zur Leckerey als zum nützlichen Gebrauche.

Der Landmann ſoll ſie doch pflanzen, dieſe Bäume alle bekommen ſehr leichte und bald, ſind ungemein tragbar, ſie erfordern nichts ſo ſehr als eine erhabene, hohe Gegend; in den Tiefen, in Thälern verſagen ſie beſtändig, ſie beſtehen auch nicht lange; der Frühfroſt, wie ich ſchon geſagt habe, nimmt ſie bald weg, der Augenſchein wird meine Behauptung aller Orten in den Thälern von jedermann rechtfertigen.

Hat man eine Stadt an der Seite nicht fern, wo man dieſe Waare Tag für Tag abſetzen kann; oder iſt der Ort ſo gelegen, daß ſie frühe zeitigen, ſo wird man ſie auch mit anſehnlichen Gewinn ſonſtwo in der Ferne verkaufen können.

Wä=

Wäre dieß nicht, ſo wird man ſie dadurch, daß man ſie abdörret, um gutes Geld anbringen, ſie nahe und in der Ferne leicht darum abſetzen, oder ſie zu Brandtewein gebrannt aller Orten zu verſchleiſen vermögen.

In *Handſchuheim* bey Heidelberg ſind die Kirſchenbäume in die Weinbergen an einen Berg gepflanzt; man weiß, daß ihre Früchte in Franken und Schwaben, weil ſie früh reif werden, begierig geſucht, dahin aufgekauft werden, und dem Orte, ich will nicht viel ſagen, das Jahr über 6000 Gulden einbringen.

In dem *Montfortiſchen* und in noch andern Gegenden des Oberſchwabens gegen die Schweiz, in Schwarzwald, in dem *Hohenzolleriſchen* wird faſt alle Jahre für viele tauſend Thaler Kirſchengeiſt und Kirſchenwaſſer gebrandt. Fürwahr! ein ſehr anſehulicher Gewinn! —

Die verſchiedenen Gattungen von **Nüſſen**: die **wälſchen Nußbäume**, die **Zeller**, **Rothe**, **Haſelnißſtauden** haben auch ihren Werth für die Landleute; der drey letztern iſt geringe; der Nutzen aber aus dem **Wällſchennußbaum** fällt mehr in die Augen: dieſe Nuß iſt Kaufmansgut, und wird weit und breit verführt; eine Menge dieſer Nüſſe wird jährlich aus der Bergſtraſſe vom Neckar und Rhein nach Schwaben und Franken verführt, und dann ſo giebt der Kern vieles und vortreffliches Oel zum beſchmelzen der Speiſen und zum Lichte; da der Baum wenige Pflege bedarf und bald da iſt, auch das Holz bis auf die Wurzeln von Schreinern und Ebeniſten ſehr ſtark geſucht, hoch und theuer bezahlt und häufig verarbeitet wird, ſo iſt er dem Landmann zu empfehlen. Einen ſehr naßkalten Winter mit heftigem Froſt dauert er ſchwerlich aus; da er aber, wann ſeine Aeſte abgehauen werden, öfters wieder ausſchlägt, oder bald wieder aus der Nuß her

und

und gewaltig ſchnell wieder groß wächſt, ſo darf dieß von ſeiner Anpflanzung nicht abſchrecken.

Man muß Bäume haben, ehe man ſolche anpflanzen will: wie alſo dieſe zu erhalten? — —

Man kann ſie zum verpflanzen erkaufen; Baumſchulen und Gärtner bieten ſie heutiges Tages überall feil; allein der Landmann muß ſich immerhin in allen Dingen ſparſam beweiſen; ſein Einkommen berechtigt ihn zu Ausgaben und Aufwand auf Bäume, der gewiß nicht geringe wäre, wohl nicht; er muß ſie wohlfeil, oder noch beſſer! umſonſt haben, und wie? das will ich ihn lehren:

Den Zwetſchgenbaum verkauft ſein Nachbar gewiß nicht an ihn; es giebt dieſer Bäume jezt in Teutſchland eine unzählbare Menge in allen und jedweden Orten, ſie ſind im Garten geachtet, wie der Schleedorn im Wald, man hat ſie daher überall umſonſt.

Wollte man ſie aber ſchön haben, ſo ſind ſie in 2, 3, 4 Jahren aufs ſchönſte erzogen: man ſchneide dem wildeſten Zwetſchgenſtammchen alle ſeine Auswüchſe bis auf fünf Schuhe hinauf, ja höher nicht weg, laſſe ihm die weiters oben ſind alle zur Krone, dann zu hoch ausgeſchnitten, wird der Baum zu ſchwank, und breitet ſich niemal recht ſchön, ſo, wie man es wünſchte, aus: er wächſt nun in wenigen Jahren buſchigt ſchön, zum ſchönſten Baum heran; — dann kein Baum iſt ſo bald da, als dieſer, zumal alsdann, wann ihm etliche Jahre Gaſſenkoth oder Schlamm, Erde um den Stamm herum angeſchüttet, und der Boden aufgelockert wird: die dünſte Ruthe kann in gar wenigen Jahren ſchon anwachſen, und ſchon Früchte hervorbringen.

Hätte man der jungen Schoſſe nicht hinlänglich, ſo breche man nur das Feld, worauf einige Zwetſchgenbäume ſtehen, mit dem Pfluge oder dem Grabſcheite herum auf, ſo werden ſie im erſten Jahre ſchon in Menge hervor wachſen; denn alle unſere Zwetſchgenbäume

kom=

kommen meiſtens aus den Wurzeln der alten, ob ſie ſchon auch aus den Kernen kommen und erzogen werden können.

Mit den Birn- und Apfelbäumchen iſts nun ein anders; dieſe erwachſen ſobald nicht aus den Wurzeln in den Garten; man findet ſie aber deſto häufiger wildwachſend auf Einöden und in den Wäldern, wo ſie aus den Kernen, die von den Vögeln, indem ſie Birn und Aepfel dahin tragen, im freſſen verloren, und ſo hin und her verſäet worden, erwachſen. Man kann ſie da von verſchiedenen Alter, Dicken und Höhen wohl ausnehmen.

Man bediene ſich alſo dieſer Pflanzſchule, wo man ſie unentgeldlich herausnimmt, und verſetze ſie in ſeinen Garten.

Andere wollen es nicht, und ſagen, daß ſo ein Baum ſelten, oder gar nicht gut fortſchlage: ihre Sage aber iſt ganz ohne Grund, und ſpricht wider alle Erfahrung; ich ſelbſt kann Bäume aus ſolchen wilden Stämmchen erwachſen vom ſchönſten Wuchſe, und die überſchüttet mit dem beſten Obſte alle Jahre vorzeigen; hierwider vermögen Raiſonnements allerdings nichts! — Doch! da ſie glauben wollen, man müſſe ſchlechtweg ſeine Bäume aus den Kernen von gutem geſchlachtenen Obſte erziehen, und zwar ſo, daß man die Kerne ſäe, und die Pflanzen unter ſeiner Aufſicht erwachſen laſſe, ſo will ich auch ſagen, wie es zu machen:

Man wähle ſich eine Stelle Land, und das von gutem Mittelboden, an der Sonne gelegen, aus: ſammelt ſich Winters durch Kerne von allerley gutem Obſte, ſonderlich von Baumſorten; deren Holz frech und geſund wächſt, und verwahrt ſie bis zum Frühling an einem Ort, wo es weder zu feuchte, noch zu kalt, noch zu warm iſt, etwa in einer Stubenkammer, wo die Wärme gemäſſigt iſt, daß die Kern weder frieren, noch

all-

allzu ſehr austrocknen, noch ihre zum keimen nöthige Oele verlieren. Natürlicher, weniger gefährlicher iſts, ſo wie man die Kern erhält, ſie auch zu verſäen; die Bauern pflegen die zu Moſt ausgedruckte Aepfel und Birn hin an die Hecken zu ſchütten, dieß geſchieht ſchon im Herbſt, und hieraus erwachſen ohne angewandten weitern Fleiß tauſende der allerſchönſten Bäumchen.

Will man aber nicht ſo, ſo muß das Land dem Herbſt vorher rejolt, mit Schlamm oder Gaſſenerde wohl gedungt, ein oder zweymal wohl herum und durcheinander bearbeitet worden ſeyn, ſodann, wann nun die erſte Frühlingswärme eintritt, werden der Länge nach gleiche Linien, jede von der andern 2½ auch 3 Schuhen gezogen, 1 Zoll tief die Erde handbreit ausgenommen, und die Kerne ſparſam eingeſäet und wieder mit der ausgenommenen Erde bedeckt und etwas gepritſcht: man reinigt das Land Sommers durch von allem Unkraute, lockert es auch folgendes Jahr mit der Haue etwas auf, überſchüttet die zarten Pflanzen mit Gaſſenkoth oder Schlammerde, und ſo werden dann die Bäumchen wohl in einander heranwachſen.

Nun ſtehen ſie aber zu dichte an und hintereinander, ſo verhindert ſich das gute Fortwachſen, daher muß man jetzt im 2ten und 3ten Jahre ſchon einige ausnehmen, immer eins zwiſchen zweyen, und dieſe muß man auf ein anderes dazu, wie erſt geſagt, gut zubereitetes Beet ausſetzen; ſo fährt man alle Jahre und ſolange fort, bis jedes Bäumchen vom andern 2 bis 3 Schuhe abſtehet, und keines des andern am Wachsthume mehr hindert.

Wann die Stämmchen kaum einer guten Federkiele oder kleinen Fingers dicke ſind, werden ſie gehörlt oder okulirt: will man ſie ſo lange ſtehen laſſen, bis ſie gepropft werden können, ſo ſchneidet man ſie erliche Jahre ellenhoch ab, daß ſie ſich im Stamm ſchneller aus-

deh-

dehnen, ſind ſie ½ Zoll dick, ſo propft oder belzt man ſie in dem Spalte; ſollen ſie in der Rinde gepropft werden, ſo kann das, wann ſie noch etwas dicker geworden ſind, ebenmäſſig geſchehen: man ſchneide das Stämmchen einer Spanne hoch von der Erde ab, und propfe ſo ein: das Stämmchen höher zu nehmen, iſt nicht räthlich; gemeiniglich dehnt ſichs hernach von dem aufgepropften Reiſe an mehr aus, als unten, und der Stamm wird alsdann unten dünne, oben dicker, welches gar nicht ſchön herſiehet.

Wie man nun hier verfährt, wo man ſelbſt ſeine Stämmchen aus Kernen erzogen hat, ſo verfährt man auch da, wo man wilde Stämmchen vom Walde her in eine ſolche Baumſchule verſetzt hat: ſtehen ſie 2, 3 Jahre da, wachſen frech aus, ſo okulire und propfe man, was man will, auf, ſie werden wohl bekommen, und aufs frecheſte aufſchieſſen.

Nur verſäume man nicht, Gaſſenkoth, Schlammerde, und dieſe zwar nicht karg zu geben; auch lockere man neben dem, daß man das Unkraut fleiſſig ausjätet, das Erdreich öfters auf.

Jedem Reiſer gebe man ſeinen Pfahl, und binde ihn an, nehme ſeine Nebenſchoſſe alle Frühjahre hinweg, gipfle es auch alle Frühlinge hand=ſchuhbreit oben ab, und laſſe es ſo 6 Schuhe hoch aufſchieſſen, davon abgeſchnitten, und 6 Schuhe hoch laſſe man ſichs die Krone aufſetzen; ſoll der Stamm höher ſeyn! auch dieß! nur verwahre man das Bäumchen künftig wohl wider die es mehr faſſende Winde mit Stickeln, damit es nicht umgeknickt werde.

Sind nun dieſe Bäumchen fingersdick: beſſer! ſind ihre Stämme im Durchſchnitt einen oder einen halben Zoll dicke, ſo mag man ſie beſonder in dem Baumgarten verpflanzen.

Ich

Ich habe geſagt: wildgefundene und ſelbſt aus Kernen vom gutem, geſchlachten Obſte erzogene Stämmchen, müſſen okulirt oder gepfropft werden, hier wird man allerdings fragen: zeugt und gebiert dann nicht jedes ſeines gleichens? — warum dann alſo einen aus guten Kernen erwachſenen guten Stamm erſt abzuwerfen, um ihn mit einer guten Obſtſorte wieder zu bezweigen? —

Ich antwortete: faſt durchaus geſchieht es, daß jedes aus den beſten Kernen kommendes Stämmchen ſchlechtes Obſt giebt:

Es ſcheint, unſer Klima bringe und zeuge kein anders als wilde, bittere Birn und ſaure Aepfel;

Doch habe ich auch Erfahrungen, daß Stämme aus guten Kernen recht gutes; — aber niemalen das Obſt, aus deſſen Kernen es erzogen worden, gebracht haben.

Lauter Spielarten, und wie iſt es auch anderſt möglich, da ſo viele allerley Bäume nahe beyſammen blühen, und der Wind allen Saamenſtaub miſchet, dadurch dann die Schwängerung vorgehet; muß denn nicht natürlich kein einziger Baum ſeines Gleichens wieder hervor bringen? müſſen denn nicht nothwendig lauter Spielarten entſtehen? allerdings! —

Man ſtecke einen Herzkirſchenſtein, man wird eine Kirſche erhalten, die gröſſer iſt als die Waldkirſche, kleiner als die Herzkirſche, die aber doch eine vortreffliche gute Kirſche iſt: allen Kirſchenliebhabern rathe ich dieſen Handgriff ſehr an, ich ſage ihnen erprobte Erfahrung aus angeſehenen beſtens ausgefallenen Verſuchen! —

Daher, da wir in Teutſchland keine Herzkirſchen, keine ſpaniſche Weichſeln oder Amorellen aus Steinen erziehen können, ſo müſſen wir dieſe alle auf unſre gemeine Kirſchenſtämme, Amorellen und Weichſelſtämme propfen oder okuliren.

Ich

Ich ſoll ſagen: wie man okulirt, wie man pfropfet! — zu antworten, iſt Pflicht; allein, wenn man auſſer Stand iſt, alles recht und verſtändlich ſagen zu können, was nützt da auch die allerbeſte Antwort? allerdings nichts, und ſo würde ich da, wann ich alles ſagen wollte, nicht alles ſagen können, und damit mehr ſchaden, als nützen: — ſolche Operazionen laſſen ſich unmöglich vollkommen beſchreiben, man muß zuſehen, will man ſie einſehen, erlernen, und begreifen; bey Handgriffen muß uns der Lehrer die Hand führen, und wir müſſen es oft nachgemacht haben, bis wir eine Fertigkeit erlangt haben: ſchlechtweg! — hier verweiſe ich meinen Leſer zum Gärtner in die Schule: ſo, und da hab ichs erlernt, und da muß er es lernen, wie ich. Doch weiter unten will ich noch ſoviel, als man aus Schriften zu erlernen, und durch ſolche zu ſagen vermag, noch beybringen.

Nur folgende zwo Anmerkungen noch: wer ſeine Stämme pfropfen läßt, ſchaffe ſich die Pfropfreiſer ſorgfältig ſelbſt an; Leute, die das Pfropfen handwerksmäſſig treiben, betrügen öfters gewaltig.

Dann: Eine kleine Baumſchule, woraus man alle Jahre rekroutiren kann, iſt jedem Gartenliebhaber unentbehrlich; dann kein Jahr geht vorbey, da er nicht ſchwache, kranke, ſterbende und todte in ſeinem Garten vorfindet, da er alſo nicht nachzupflanzen haben wird. Setzt er auf etliche Jahre aus, ſo werden naheſtehende Bäume ſich ſo ausbreiten, ſo vielen Schatten geben, daß unter ſolchem ein neugeſetzter junger Baum wegen Abgang nöthiger Sonne entweder gar nicht mehr bekommt, oder doch ſehr langſam wieder nachkommet und aufwächſet.

Wir haben alſo die Stämme zum verſetzen; ſind ſie nun ſorgfältig ausgegraben: ich heiſſe das ſorgfältig ausgraben, wenn man mit allem Fleiß darauf ſiehet, ihnen ihre Würzeln nicht am Stamme abzuhauen, ſie ih=

ihnen alle zu erhalten, und ſie rund um vom Stamme zwo oder drey Spannen lang abzuſtutzen, ſo kann man ſie nun ſogleich, welches das Beſte iſt, verpflanzen, oder bis über die Wurzeln eingraben, um ſie nächſtens zu verſetzen, ehe die Wurzeln Schaden nehmen, frieren, oder verdorren.

Nun entſtehen verſchiedene Fragen, welche hinlänglich beantwortet zu werden verdienen: welcherley Bäume, und wie müſſen dieſe Bäume unter und nebeneinander, wie auf dem zum Baumgarten beſtimmten Lande verpflanzt werden? wie muß die Verpflanzung ſelbſten geſchehen? —

Der wichtigſte, der nützlichſte Baum, der Zwetſchgenbaum geht allen übrigen vor, und muß allen übrigen zuſammen in der Anzahl bey weitem übertreffen: wohl mehr Birn, doch auch Aepfelbäume, Pflaumen- und Kirſchenbäume muß ein wohl und nützlich angelegter Garten enthalten.

Man muß ſtets neben dem Nützlichen das Angenehme ſuchen, und alsdann vornehmlich, wenn man wahrnimmt, daß auch zu Zeiten das Schöne und Angenehme das Nützliche bringet und bewirket; hier im Baumgarten iſt dieſer Fall möglich und wahrſcheinlich.

Das Angenehme und Schöne iſt allerley Arten Obſts, von allen Gattungen im Garten zu haben: allerley Birn- Aepfel- Kirſchen- und Pflaumenbäume, Früh- Herbſt- Winterobſt: Obſt von allerley Geſchmack, Obſt von allerley Gröſſen und Farben; ſo hat das Auge, der Gaumen Schönes und Angenehmes zu allen Zeiten an Blüthen, Früchten und Geſtalten der Bäume, alles was ſie nur wollen.

Hieraus erwächſt auch ein gewiſſer und beträchtlicher Nutze, den man nicht hätte, wenn man nur wenige Obſtſorten angepflanzt hätte.

Wohn-

Wohnte man nahe an einer Stadt, worinn man ſein Obſt nach und nach grün verkaufen wollte, ſo würde das Frühobſt vorzüglichen Werth und ſchnelle Abnahme haben, und da jeder Veränderung liebt, auch einer dieß, der andere ein anderes Obſt liebet, ſo würde man, falls man zugleich mehrerley zu Markte brächte mit dem Verkauf ehe fertig ſeyn, gut Geld löſen, und darauf wenige Stunden verwenden dürfen, bald wieder an ſein Gewerb zurückkommen.

Ein anderes: daß das Obſt wohl geräth, hängt meiſtentheils von einer ſchicklichen, guten Witterung, wann es blühet ab; iſt da die Witterung nicht zuträglich, ſo iſt gleich Anfangs alles verlohren, iſt ſie es aber, ſo hat man ſchon Grund, vieles zu hoffen: geſetzt nun, man hätte lauter einerley Obſt, dieſes blühete, und die Witterung wäre eben jetzt für dieſe Art Blüthe ſchädlich, ſo wäre auf einmal alle Hofnung auf den Ertrag des ganzen Gartens in Abſicht auf die Bäume dahin; geſetzt aber, man hätte auſſer dieſer Sorte noch eine andere, die nur um etliche Tage ſpäter blühete, ſo bliebe auf dieſe noch Hoffnung, und eben jetzt, da ſie blühete, wäre ſchickliches Wetter, ſo hätte man von dieſen alles zu erwarten, und wann man dann ſo allerley und vielerley Sorten hätte, ſo müßte man, da das Wetter immer abwechſelt, tagweis der Blüthe gut und ſchädlich ſeyn kann, und gemeiniglich iſt, wann man auch von einigen Obſtſorten nichts zu erwarten hätte, doch von anderen das hoffen können, und der Garten könnte ſo von Früchten nie leer ſeyn; wann es freylich nun doch möglich bliebe, daß alle Bäume des Wetters wegen verſagten, ſo bliebe es doch auch möglich, daß alle bey allen günſtigem Wetter mit Früchten behängt würden.

Man bringt auf dreyerley Arten vielerley Obſtſorten in ſeinen Garten: dadurch, daß man gute Kerne ſteckt und nun abwartet, welche Spielarten heraus-

fal-

fallen, dann gewiß iſts, daß manche vortreffliche Sorten ſo werden: man hat von jeher behauptet, daß der beſte Apfel, der Borſtendörferapfel aus Kernen in dem Ort Borſtendorf, nicht fern von Jena, erhalten worden ſeye; oder man beſezt junge Bäumchen mit Augen oder Propfreiſern, oder man wirft auch groſſe alte Bäume ab, und beſezt ihre Aeſte mit Reiſern von einer Sorte, die man nur will.

Alles, was man an einem Baume thun und machen will, das mache und thue man an ihm im angehenden Frühling bis in den halben Sommer hinein; zu dieſer Zeit wird und iſt ſein Saft flüſſig, wird er nun beſchnitten oder behauen, die Wunde, nur mit etwas, es ſey Koth oder Baumwachs, überſchmiert, ſo ſezt ſich ein Callus bald an, und die Wunde heilet ſo ſicher nach und nach wieder zu.

Leute alſo, die ihre Bäume im Herbſte oder gar im Winter verwunden, thun widerſinniſch und ſchädlich; kein Callus kann vorſchieben, die Wunde friert, der Regen ſchlagt zwiſchen Holz und Rinde ein, künftig modert das Holz, und der Baum leidet nach und nach Schaden, man hat es in den, den Bäumen ſo gar ſchädlichen Wintern 1785 und 1786 deutlich geſehen, daß der Froſt den Bäumen am heftigſten zuſezte, die noch unzugeheilte Verwundungen im Herbſte oder vor Winter erlitten hatten, beynahe alle dieſe ſind erfroren, und dahin.

Man kann ſo propfen vom erſten Frühling an, bis um Johannis des Täufers Tag: in den Spalt ehe noch der Saft recht flüſſig worden iſt: die erſten Bäume ſind alle Kirſchen- und Pflaumenbäume, ſodann Birn- und Aepfelbäume. Man nimmt zu einem ſtarken Stamm vier Reiſer, ich habe ſchon 5 auch 7 aufſezen laſſen, die alle bekamen, zu einem ſchwächern zwey, zu einem ſehr dünnen ein Reis. So thut man auf hohen Bäumen, und ſo auf kleinen, niedrigen Bäumen.

Will

Will man einen groſſen Baum propfen, ſo thut man beſſer, man wartet ſolange, bis der Saft flüſſig iſt, bis das Laub ausbricht, und die Blüthen im aufbrechen ſind, dann hauet man alle Aeſte auf einen oder anderthalb Zoll im Durchſchnitt ab: die nicht ſollen bezweigt werden, die nämlich, welche ungeſtalt ſind, oder die, welche andere überkreuzen oder berühren, überhaupt, wo ſie zu dick in einander verwachſen ſind, haut man gar weg, die übrigen tauglichen propft man ſodann in die Rinde, giebt jedem zwey Reiſer, und verſieht ſie mit dran gebundenen kleinen Dornſtreuchern, damit ſie die Vögel, wann ſie aufſitzen, nicht abknicken; auf die Dorn ſitzen, und die Reiſer verſchonen; damit auch die Reiſer an den Dorn wider die Gewalt der Winde Schutz haben.

Man muß, ſo der groſſe Baum bezweigt wird, nicht ein Aeſtchen unabgehauet oder unbezweicht laſſen, dann ſonſt die Säfte ſtärker dahin, als in die bezweigten, eingehen, folglich die Reiſer nicht ſo gut antreiben.

Man darf dabey nicht ſorgen, daß der Baum nicht ſatt ausdünſten könne und erſtücke; die Vorſicht hat ſchon ſo viele verborgene Augen überall hin angelegt, daß dieſe ſo bald in nöthiger Menge heraustreten, und den zu vielen Saft annehmen und ausdünſten, als der Baum hiezu bedarf.

Doch auch dieſe Vorſicht iſt höchſt nöthig, daß man den gepropften Baum dieſe wilde Schößlinge nie zu frühe wegnehme, man muß dieß nur nach und nach thun: im erſten Jahr gar keine, im zweyten einige, im dritten Jahr mehrere, und im vierten, fünften Jahr erſt alle wegnehmen.

Thut man es eher, ſo kommen keine andere, oder nicht ſatt genug mehr andere nach, der Baum zieht durch ſeine Wurzeln mehr Saft an, als er ausdünſten kann, er wird zu voll Saft, die Rinde ſpringt auf, der

Saft

Saft lauft aus, der Baum ſtirbt drauf in wenigen Jahren ab.

Es giebt Baumpfropfer, welche die Wunden der Bäume, auch die Aeſte, wo ſie aufpropfen, gar nicht verſtreichen, nur mit etwas Moos ſchlechtweg verbinden; dieſe thun gar nicht, wie ſie ſollen; gewiß iſts, daß hierunter viele Bäume leiden, die Wunden nicht verwachſen, und viele Reiſer nicht bekommen; jede Wunde des Baums, überall, wo ein Aeſtchen abgehauen, abgeſchnitten wird, muß verſtrichen werden.

Es macht Mühe, es koſtet Zeit und Aufwand! dieſe Ausrede taugt nichts; lieber alles dran gewand, als einen Baum, der ſo viele Jahre zum Aufwuchſe bedarf, in Gefahr zu ſetzen:

Man bedarf des koſtbaren Baumwachſes, ſo man aus Wachs, Unſchlicht, Terpetin und dergleichen verfertigt, eben nicht; ſo ein Baumwachs kann man bey kleinen Bäumen und dünnen Ruthen verbrauchen, wo man ſehr weniges bedarf.

Zu großen Bäumen aber nimmt man nur gelben Leimen und halb Rindviehkoth, und dazu Rindshaare, knetet dieſe drey Stücke wohl untereinander, und beſtreichet damit,

Ein fleiſſiger Baumgärtner wiederholt dieß Beſtreichen alle Frühlinge, und läßt nirgendswo, wo er eine Wunde wahrnimmt, einen Baum unbeſtrichen.

Wohl thut er, wann er den Callus, oder den neuen Verwuchs an der Rinde vor dem Beſtreichen etwas ausritzet, die Wunde von allem Unrathe wohl reiniget, dann die Ameiſen u. dgl. niſten da gerne, und ſie ſodann genau wieder überſchmieret, auch, wo es groſſe

Wun-

Wunden ſind, mit alten Lumpen überdecket, und mit Waiden verbindet.

Man kann immerhin verſchiedene Sorten auf einen und ebendenſelben Baum aufzweigen, ſie bekommen; — ich wollte es aber nicht anrathen; dann, da faſt jede Sorte einen andern Wuchs hat, ſo verunſtaltet dieſes den Baum.

Nur bey einen oder zwo Sorten: bey dem Imbeer, Erdbeer, Quitten oder Kardinalapfel wollte ich es vorſchlagen; dieſe drey Sorten Bäume bekommen den Brand ſo allgemein und überall, daß man beſtändig an ihnen ſchneiden und kuriren muß, und wann dieß auch aufs beſte beobachtet wird und man immer heilet, ſo ſind ſie doch letztens nach wenigen Jahren nicht mehr zu retten, und verkommen; ich glaube gänzlich, dieß aufſpringen der Rinde, dieſe Brandſlecken kommen daher, weil die Aeſte den Saft, der unten eingehet, nicht hinlänglich verſchlucken können, und das Uebermaaß nicht wieder ſatt ausdünſtet, und weil man ſie ſehr viel dadurch wider das ſchnelle Verderben verwahren kann, wann man die Rinde von obenherab, ſo weit man langen kann: an Stamm und Aeſten, alle Jahre mit etlichen Schnitten bis auf den Boden herab aufſchneidet, und den Saft ausrinnen läßt.

Dieſe Sorten rathe ich, aus beſten Erfahrungen ſelbſt belehrt, Aeſtweis auf Bäume, welche andere Aepfel aufhaben, zu propfen; dieſe einzelne Aeſte bekommen den Brand nicht, und bringen häufig, alljährlich das allerſchönſte beſte Obſt.

So viel alſo vom Propfen! ich muß nochmal in Anſehung noch vielem andern, ſo dabey vorkommt und nothwendig beobachtet werden muß, in die Schule des Gärtners verweiſen, Handgriffe können einmal nicht mit Worten gelehrt werden, und müſſen abgeſehen werden! —

Die Bäume, welche man nun auf einen leeren Platz, den man zum Baumgarten auserleſen hätte, aufpflanzen wollte, müſſen in geraden Reihen, eine von der andern, ein Baum von dem andern in gleichen Entfernungen verſetzt und angelegt werden: und das der Schönheit wegen, die Ordnung iſt ſchön, und alle Ordnung iſt auch nützlich; ſo kann man auch ungehindert zwiſchen den Reihen fahren, pflügen, ſo kann die Sonne beſſer einfallen.

Unumgänglich nothwendig wird es, **wann man anderſt ſeine Bäume alle Jahre mit Blüthen und Früchten will bedeckt ſehen, daß man den Boden auch alle Jahre umpflügt** und ihn auf erhaltenen wenigen Dung mit Gemöſch zum abgraſen, Haber oder Gerſte, oder ſonſtwas beſäet: Kartoffeln, wann der Schatte von erwachſenen Bäumen noch nicht zu groß und ausgebreitet iſt, ſchicken ſich daher am beſten; das Feld wird ſo etlichemal des Sommers durch bearbeitet, und nichts iſt zuträglicher, als dieß.

Es müßte was auſſerordentliches ſeyn, wann ſo ein Land nicht alle Jahre Obſt ſatt gäbe.

Mein Garten iſt mir Bürge für dieſe Behauptung; wann auch alle meine Mitbürger kein Obſt haben, ſo habe ich alle Jahre ſatt, alle Jahre in Menge, gar keine Obſtſorte verſaget ſeine Blüthen, wann auch einiger Blüthen durch die Witterung verderben, ſo bleiben doch die der andern noch übrig.

Man ordne ſeine Bäume ſo, daß man rings um den Garten an den Zaun oder die Hecke lauter Zwetſchgenbäume verpflanzet und dieſe nur 2, 3, 4 Schritte von einander; können ſie ihre Aeſte nich ſatt gegeneinander ausbreiten, ſo breiten ſie ſelbige auf den zwo andern Seiten deſto mehr aus; hier dichte an der Hecke iſt ihr Standort, da gedeyhen ſie als, von der Hecke geſchützt, gut und vortrefflich.

Die innern Reihen des Gartens ſtehen 30 Schuhe von einander ab, die Bäume aber jetzt bey der Anlage nur 10 Schuhe; — aber ſo gepflanzt: ein Apfel= ein Zwetſchgen= ein Birn= ein Pflaumen= ein Apfel= ein Zwetſchgen= ein Birn= wieder ein Pflaumenbaum, und ſo weiter, — ſo, daß immer entweder ein Zwetſchgen= oder Pflaumenbaum zwiſchen Apfel= und Birnbäumen ſtehe; käme es endlich nun dahin, daß ſich die Aepfel= und Birnbäume ſehr ausbreiteten, und die Pflaumen= und Zwetſchgenbäume überdeckten, ſo nähme man dieſe heraus, oder wann jene hoch wüchſen, und man zöge ſie ſo, (man kann es, wann man die untern Aeſte nach und nach wegnimmt) ſo könnten ſie doch ſtehen, bis ſie ſelbſt nach und nach abſtürben. Dann Zwetſchgenbäume erreichen ſelten ein hohes Alter, und verkommen bey Zeiten jüngere Bäume ſind auch viel tragbarer, als die alten.

Wie beym Anpflanzen zu verfahren! — die Löcher, worein die Bäume verpflanzt werden ſollen, müſſen nach dem Maaß der Wurzeln aus gegraben werden; ein Baum, der viele! ſich weit und rundum weit ausbreitende Wurzeln hat, bedarf einen ihnen angemeſſenen Raum, alſo groſſe Bäume, müſſen groſſe Löcher haben, man muß ſie nicht des Lochs willen ihrer Wurzeln berauben, aber dieſer willen jenes erweitern, dann das Loch iſt des Baums wegen, und nicht dieſer des Lochs wegen. Man kann alſo den Raum des Lochs nicht beſtimmen; des Baums Wurzeln werden ſagen, wie groß. Nur ſo viel: nie iſt es zu groß, aber zu enge kann es gar bald ſeyn.

Iſt das Loch nun tief und weit ausgegraben, ſo ſchütte man ein oder zwey Körber voll wohl zerfallenen Miſt, oder rechter guter Schlamerden unten ein, trette dieß feſte, und thue einer Hand hoch da ausgegrabene Erde drauf, auf dieſe ſetze man den Baum auf, ſo, wie er vorher nach der Himmelsgegend ſtand: (dann jede

Veränderung iſt gefährlich, und muß überwunden werden), lege ſeine Wurzeln auf allen Seiten wohl um, ſchütte die ausgegrabene Erde drauf, und trette ſie ein, gebe dem Baum einen eingeſchlagenen tüchtigen Stückel, der ihn gegen die Winde halten kann, binde ihn wohl an, und überlaſſe ihn ſo aus ſeiner Hand um der Vorſicht.

Im Sandfeld ſoll es ſehr gut ſeyn: Moos und darauf einen breiten Stein, auf dieſen Erde, auf dieſe den Baum, darauf Erde bis oben, dann wieder Moos, und auf ſolches wieder rings um zwey oder drey breite Steine zu legen;

Ich glaube es, dann dieß Moos und dieſe Steine halten die Feuchtigkeiten beſſer als der Sand, und geben dem eben geſetzten Baume das, was er unumgänglich nothwendig bedarf.

Die Zeit der Verpflanzung iſt der ſpäte Herbſt, und der Früheſte Frühling.

So, wie man dem Baum viele Wurzeln im Ausgraben nimmt, ſo nehme man ihm dagegen auch einen Theil ſeiner Aeſte; vernünftig gethan bey groſſen Bäumen! will man aber kleinern alle ihre Aeſte laſſen, ſo würden ſie doch antreiben: nur zwey Jahre kleine Blätter, keine Schoſſe treiben: nach Verlauf dreyer Jahre aber, werden ſie wieder gut fortwachſen.

Man meyne nicht, daß man nur junge Bäume glücklich verſetzen könne; man kann auch groſſe, die im Stamm 5, 6 und mehr Zoll im Durchſchnitt haben, verſetzen, und von ihnen bald Früchte erwarten; ich habe dergleichen viele ſelbſten verpflanzet, und durch ſie meinen Garten bald tragbar gemacht. Will man's, ſo beſchneide man ſie nur ſtark an den Aeſten, und beſtreiche den Ort, wo dieſe Aeſte abgehauen **ſind, wohl mit Leimen und Rindskoth**, zu! man binde dieſe Wunde ſo beſtrichen mit einem Lumpen wohl zu, damit

mit nicht, weil ſie lange nicht verwächſt, der Regen nicht eindringe, und der Aſt nicht faule.

Der Baumgarten bedarf einer unausgeſetzten Pflege: wird er gepflügt, oder mit dem Grabſcheit alle Jahre umgebrochen, und als Acker nur mit etwas Miſt, (ja nicht als Garten mit vielem Miſt, in welchem letztern Fall die Erde für die Wurzeln zu korroſiv oder zu ezzend wird, und ihnen ſchadet, den Baum endlich verderbet, ſonderlich die Aepfelbäume recht frühe zu Grunde richtet) gedungt, ſo iſt er beſtens beſorgt, wird den Wuchs der Bäume ſchaffen, und dieſe werden ihre Früchte nur gar ſelten verſagen;

Iſt, oder bleibt der Baumgarten zugleich ein Grasboden, ſo wird man gar oft ſeine Hofnung getäuſcht ſehen: die Bäume blühen entweder gar nicht, oder wann ſie auch blühen, ſo werden doch die Blüthen abfallen, gar weniges, und nur kleines, ſchlechtes Obſt zurückbleiben; kein Wunder wo der Baum nicht durch leicht eindringenden Regen und Sonnenwärme, und durch ſie den offenen Boden anhängende Luftſalze, Oele ꝛc. ꝛc. ſeine Nahrung in vollem Maaße nicht erhält; was kann er zurückgeben? er ſchmachtet ſelbſten, wie will er andere nähren? —

So ein Grasbaumgarten muß, wenn man was von ihm hoffen will, alle Jahre durchaus oben auf wohl gedungt werden;

Ich habe Erfahrungen, daß zwey Stücke Garten, die nebeneinander liegen, von einerley Grund und Boden durchaus mit Zwetſchgenbäumen beſetzt, von denen das eine gedungt, das andere aber nicht gedungt wurde, ſich ganz und gar verſchiedentlich zeigten; das gedungte gab für 90 Gulden Zwetſchgen, das ungedungte nicht einer handvoll: ſie blüthen beede, als aber Hitze bald einfiel, ſo erhielten ſich die Zwetſchgen nur auf dem Stück, das gedungt war, die auf dem andern fielen ab.

Bäu-

Bäume, welche volle Nahrung haben, treiben heftig, groſſe und viele Schoſſen auf den Aeſten; aber öfters auch am Stamme: der Gärtner hat daher ſein Gartenmeſſer ſtets bey ſich, und nimmt die unregelmäſſig ſtehende weg und ab; alle Schoſſe am Stamme, alle die ſich mit andern kreuzen, oder an andere ſich reiben, alle die, wo ſie blieben, die Aeſte ſo vervielfältigten, daß die Krone zu dichte, zu finſter würde, daß die Sonne nich hineinfallen könnte, müſſen weggenommen werden.

Das thut man im Frühling, und Sommer; *ja nicht im Herbſt oder Winter*, und dabey muß die Wunde mit Baumwachs wohl verſtrichen werden! —

Alle Frühlinge überhaupt ſoll der Baumgärtner ſeine Bäume alle durchgehen, genau beſichtigen, das Uebelſtehende wegnehmen, die Braindflecken und Wunden reinigen, und mit Baumſalbe aus Leimen und Rindskoth verſtreichen, auch wenns Noth iſt verbinden.

Die Bäume leiden von den Raupen; nach gemeiner Meinung auch von den *Ameiſen*, ich ſage lieber von den *Baumläuſen*, auch noch von allerley unbenahmſten andern Inſekten; hier muß der Baumgärtner, dieſer Feinde zu vertilgen, was er kann und vermag thun; er kann nun aber freylich nicht alles: ſo thut er doch, was, und ſoviel er vermag.

Im Herbſt und Frühling ſieht man auf den Bäumen hier und da noch abgeſtorbene Blätter hangen, dieſe enthalten Raupenneſter, man nimmt ſie alſo ab, und vertilget ſie, ehe ſie noch aus den Eyern herauskriechen, welches ſobald als die Sonne im Frühling wärmer ſcheinet, geſchehen würde: alsdann werden ſie ſich gegen den *Stamm* herabmachen, und ſich da beyſammen in hunderten anſetzen, geht man früh, wann die Sonne warm zu ſcheinen anfängt, vom Morgen gegen Abend zu ſeinen Bäumen hin, ſo wird man dieſe Gäſte alle beyſam-

men

nen finden, man kann ſie ſo mit einem Stocke zerquetſchen und tödten: käme man ſpäter, ſo würden ſie ſich ſchon alle auf dem Baume, da zu freſſen vertheilt haben, und man könnte nichts wider ſie ausrichten: gegen Abend kommen ſie wieder zuſammen, ſetzen ſich aber jetzt am Stamm gegen der Sonne Niedergang an, geht man alſo vom Abend gegen Morgen, ſo fallen ſie leicht und bald wieder in die Augen.

Dieſe Raupenart vertilget man leichte; allein man hat damit einen geringen Schaden verwehrt, weil ſie gar weniges ſchadet;

Eine andere Raupenart aber iſt die kleine grüne, dieſe iſt die Feindinn der Zwetſchgenblüthe und verderbt über die Maaſſen viele Blüthe, Schade! daß, dieſe zu vertilgen, eine faſt unmögliche Sache iſt.

Kein Mittel habe ich wirkſamer gefunden, als dieſes: man ſchüttle den Baum, ſo gut man nur kann, ſo fallen ſie ab, dieſe wenige Blüthen, die mit abfallen, bedeuten nicht viel: der Baum iſt von ihnen befreyet, allein augenblicklich laufen ſie dem Baume wieder zu, und wehret man nicht, ſo ſind ſie auch ſehr bald wieder oben: ſie aber abzuhalten, beſtreiche man, ehe ſie noch zurück ſind, den Stamm rund um ein paar handbreit mit Vogelleim oder mit Theer, mit einer klebrigen Materie, ſo bleiben ſie hangen, kommen nicht weiter, und krepiren.

Wann die Sperlinge im Stande wären, alle dieſe Raupen zu verzehren, ſo ſollte man ihrer ſchonen, dann dieſe ſind ihre tägliche Speiſe, und ſonderlich die für ihre Jungen; es ſind aber der Raupen zu viel, und dieſer Vögel mit allen übrigen, die ſie freſſen, zu wenig.

Noch

Noch ein anders Räupchen, welches ſich in den Blüthenknöpfchen, die nicht bald aufbrechen können, einfindet, einmiſchet, und ſie verderbet, iſt; aber wider dieſes iſt wohl nichts zu erdenken, wenigſtens bisher noch nichts erdacht worden.

Die Mayenkäfer ſind ebenfalls ſchädlich; und das ſonderlich den Zwetſchgen; aber wider dieſe, wo iſt Rath oder Hülfe? — alle Anſtalten wider ſie ſind zuverläſſig ein Nichts; ſie freſſen das Laub von den Zwetſchgen und Pflaumen, die Blüthen von den Aepfelbäumen.

Die Ameiſe; dieſe ſetzt ſich wohl am Baume an, macht auch ihr Neſt in ſeine Ritzen und Brandflecken, und macht Schaden: doch daraus iſt ſie gar bald und leicht zu vertreiben; daß ſie aber ſonſtwo ſchaden ſollte, iſt nicht; aller der Schade, der ihr zugeſchrieben wird, iſt der Schade, den die Blattläuſe oder Baumläuſe anrichten: dieſe ſaugen den Saft aus den Aeſtchen, ſpeitzen ihn aus, und die Ameiſe trinkt ihn ſodann; wären alſo keine Blattläuſe, ſo wären auch keine Ameiſen, dann dieſe ſind nur da, wo jene zuvor ſind, und man darf ſicher ſchlieſſen, wo Ameiſen am Baume auf- und ablaufen und ſich aufhalten, da ſind auch die Baumläuſe, welche freylich Laub und Aeſtchen verderben:

Zum Glück, daß ſie ſich nur auf ſehr jungen, oder auf ſolchen Bäumen nur anlegen, die vorzüglich ſüſſen Saft und eine feine Rinde haben, die ſie mit ihren Stacheln leichtlich durchſtechen: kein Baum leidet durch ſie mehr, als der Blachebirnbaum.

Sie zu vertilgen iſt kein anderes Mittel als dieß: man zerquetſche ſie auf den Aeſtchen, ſo ſind ſie dahin, und mit ihnen die Ameiſen, die alſo gleich den Baum gänzlich verlaſſen.

Woll-

Wollte man nun die Ameiſen aus dem Garten entfernen oder tödten, ſo rühre man auf einem flachen Teller Muckenpulver mit etwas Speiszucker in Waſſer ein, grabe den Teller neben den Ameishaufen, oder da, wo ſie häufig hinkommen, ſo ein, daß er mit dem Boden gleich ſtehet, decke über den Teller einen Topf, unterlege ihn aber auf einer Seite mit einem Steinchen, daß die Ameiſen unterkriechen können, ſo werden ſie häufig kommen, das ſüſſe Getränke ſaufen, und plötzlich bis auf eine umkommen, und ſo entfernt ſeyn.

Immer noch andere Inſekten, allein bald ſind ihrer ſo viel, bald ſind ſie ſo klein, daß man auſſer Stand bleibt, den Garten wider ſie zu ſchirmen.

Am Ende noch dieß: wann es wahr iſt, daß jedes Gewächs ſeine ihm eigene Beſtandtheile aus dem Erdboden vorwegnimmt, ſo wird es nicht räthlich ſeyn, einen Baum von eben der Art an den Ort und auf die Stelle wieder zu pflanzen, wo vorher einer ſeiner Art ſtand; daß es alſo beſſer ſeye, einen einer andern Art dahin zu ſetzen, dieſer wird ſeine ihm eigene Nahrungen noch vorfinden.

Zuletzt dann noch von der Befriedigung des Gartens! —

Die engliſchen Landwirthe ſind über die maſſen ſehr auf die Einfaſſungen und Befriedigungen aller Feldgüter durch Hecken und Zäune oder durch erſte alleine verſeſſen, und ich, wann ich könnte, wünſchte ſie alleſammt weg; dann einmal iſt jede Befriedigung, ſie ſeye Hecke, Zaun, Grabe, Mauer oder Damm, offenbarer Schade: ſie nehmen viel Land weg, machen Schatten, ziehen Ungeziefer, Vögel und dergleichen herbey, hinter ihnen häuft ſich der Schnee auf, erhält ſich da lange, frißt Gras und Saamen hinweg, zieht Moos, welches alles da hinwegfällt, wann jene hinweg gelaſſen werden.

Es

Es wäre auch gar wohl möglich, Baumgärten von dieſer Art zu haben, wie man dann ſolche an vielen Orten hat, woran ganze Gemeinden Theil haben, die uneingeſchloſſen ganz unbeſchädigt beſtehen: ich habe Dorfſchaften geſehen, wo zwar die Gärten Häcken um ſich her haben, die aber auf allen Seiten offen und ohne Thüren ſind, wo dennoch nicht über Gartendiebſtahl geklagt wird; ſelbſt hier in Kupferzell iſt es ſo, und mein eigener Garten, der 1800 Bäume enthält, hat keine verſchloſſene Thüren, und ich vermiſſe gar ſelten einen Apfel, oder ſonſt was; glaubt und will man nun aber ein anderes, ſo ſchreibe ich auch davon.

Die Befriedigungen ſind eigentlich todte und lebendige; aus Zäunen, Landen, Bretternen oder Mauerwänden oder Sträuchern, Dornen und andern Holzarten, die dichte und buſchigt angezogen werden können.

Sie haben dreyerley Abſichten: Gewaltſame Einbrüche abzuhalten: zum Verdecke wider die Sonne, Winde, Regen und ſich hinter ihnen heimlich verbergen zu können: zuletzt noch die Schönheiten des Gartens zu vermehren.

Weder der Zaun, noch die Landern: Balken, welche Horizontal, einer vom andern einen halben oder einen ganzen Schuh ab, auf einander in breiten Stöcken, die durchlöchert und eingeranket ſind, liegen, und eine Wand von etwa fünf, ſechs, mehr oder wenigern Schuhen hoch machen, noch eine bretterne Wand, noch eine Mauerwand iſt hinlänglich, den Dieb abhalten zu können; eine lebendige, auch die beſte Dornwand, um ſo weniger; die Befriedigungen alle ſind alſo wohl nicht wider die Menſchen; ſeyen ſie etwa wider das freye Einlaufen der Kinder! — mehr wider das Viehe, das zahme und das wilde, und doch iſt einiges, welches, wo man nicht Bretterwände und Mauren aufbauet, nicht und ab- und wegzuhalten ſeyn wird; z. Ex. der Has, der Fuchs ꝛc.

Thut

Thut man da auch ſo viel, als man vermag! — der Zaun wäre nach der Bretter und Mauerwand, wann er enge geſeßt würde, das Beſte; allein, da alle dieſe drey Befriedigungen in der Anlage, wie in der Unterhaltung allezeit hoch zu ſtehen kommen, man auch Urſache hat, bey einreiſſenden Holzmangel, ſo viel möglich iſt, die Hölzungen zu ſchonen, und dazu, wozu was anderes dienet, kein Holz zu nehmen; Landern, Zäune würden auch vieles zur Anlage und Unterhaltung erforderen, ſo ſteht man billig von der Art Befriedigungen je mehr und mehr ab.

Die beſte lebendige Befriedigung wider die Einbrüche und die erſten Anläufe ſind unſtreitig die Dornhecken, und zwar die, welche am dichteſten anwachſen, die ſchärfſten Dorn haben, und ſich ſo leicht nicht öffnen laſſen: die Schleedorn ſind hierauf gut; allein ſie treiben gar zu viel Schoſſe aus den Wurzeln, und ſeßen weit um ſich herum, wo man nicht ſtets wehret, viele Dornbüſche an: der

Weißdorn aber iſt da in allen Ausſichten der beſte, daher ich ihn auch vor allen andern Dornarten empfehle.

Die *Geniſta Spinoſa* möchte auch dazu dienen, allein dem Weißdorn kommt ſie ſchlechtweg nicht bey.

Ich habe ſchon geſagt: wider Einbrüche der Diebe hilft nichts, weder Wand, Mauer, noch Hecke, und dem Haſen iſt ebenfals keine Hecke zu dichte, wider das gröſſere Vieh taugt im erſten Anlauf eine jedwede.

Wähle man eine, welche ſchön, dichte, hoch und breit wächſt, die zugleich neben dem, daß ſie eine Wand machet, auch Nußen und Früchte giebt.

Eine Hecke aus Pflaumen und Zwetſchgenbaumſtauden würde dieſe ſeyn können; heutiges Tages nimmt man auch den weißen Maulbeerbaum dazu, und gewinnet dort Pflaumen, Zwetſchgen in Menge; durch

die-

dieſen aber wird die Seidenzucht ungemein und gut befördert.

Ich nenne hier noch eine: die Hecke aus Kornellen⸗oder Judenkirſchen, welche alles, was man auf jene Zwecke wünſchet, enthält, darbietet und giebt: Gleich in früheſten Frühjahr blühet die Hecke, und alles iſt jetzt gelb, dann ſchlägt ſie aus, alles wird grün; bald kommen die Kirſchen in Menge: Grün und Roth miſcht ſich jetzt anmuthig untereinander; die Kirſche iſt gut zu eſſen, man machet ſie ein, giebt ſie ſüß und ſauer als Salat auf dem Tiſch; nur im Herbſt ſieht die Hecke gelb, roth, grün; die Blätter nehmen allerley Farben an, ehe ſie abfallen, und geben ſo zuletzt noch, wie den ganzen Frühling und Sommer durch das allerliebſte Anſehen. Weder Raupe, noch ſonſt was macht ſich an dieſe Hecke, ſie bleibet beſtändig von aller Verunſtaltung befreyt, unter der Scheere gehalten, wächſt ſie hoch und dichte, wie man nur will.

Bey Anlegung aller Hecken dieß: man muß die Reiſer nicht über ¾ Elle hoch einlegen, ſie kreuzweis einſetzen, gleich anfänglich unter die Scheere nehmen, und in der Folge alle Jahre oben und an beeden Seiten beſchneiden, das geſchieht allemal in dem Monat Julius, oder noch etwas ſpäter: dieß wird ihr Schönheit und Dichtigkeit geben.

Man bedienet ſich auch zu Hecken der Fichten, der Rauh⸗und Glattbuchen; alle dreye dienen hiezu, auch hier chaq'un à ſon gout! —

Ich bin gewohnt, wann ich meinen mit Miſt gedungten Garten im Frühling abfegen laſſe, das Abfegig d. i. das, was von Miſt noch abgerechet wird, rinksum an die Hecke rechen zu laſſen, dieſes giebt ihr das ſchönſte Wachsthum, ſo ich nur zu wünſchen und zu erwarten vermag.

Eer-

# Der Küchengarten

oder Gemüſegarten, wo diejenigen Pflanzen, von denen man alle Tage einige zur Küche und auf den Tiſch bedarf, angepflanzt werden: dahin kommen alſo alle Gattungen Kräuter und Wurzeln, welche zur Speiſe ſelbſt und als Gewürz gebraucht und genützt werden.

Der Inhalt alſo dieſes Gartens beſtimmt ſchon den Ort ſeiner Lage ſo nahe am Hauſe, als er nur ſeyn kann, um ſich den Weeg dahin zu verkürzen, den man in einem Tage mehrmalen zu machen haben wird.

Auch das, was darein gepflanzt werden ſoll, giebt des Bodens benöthigte Beſchaffenheit an: Sandboden, gut gedungt, iſt für alle Gewächſe erwünſcht, da ein anderer, weiſer, oder thonigter, ſchwerer Boden, wann es auch für die Stauden, Blätter und Rankengewächſe gut iſt, doch für die Knoll und Wurzelgewächſe nichts taugt, ich wünſchte alſo, daß man zu ſeinem Küchengarten Sandfelder haben könnte, wär aber das nicht, nun dann! — ſo müßt eben ein jeder Boden dazu tauglich und geſchickt gemacht werden: dieſes iſt möglich.

Ein Küchengarten muß alle Sommer ein, zwey, dreymal umgewandt und benützt werden. Man nimmt jetzt da ein Gewächs weg, und beſäet den Fleck mit was andern, räumt dieß wieder weg, und beſteckt den Ort wieder mit einem dritten: z. B. jezt hat das Beet Kohlpflanzen, dann Salat, nachdem Rettige oder ſo was, oder man pflanzt zweyerley zugleich: z. E. Kukumern in die Mitte, neben Salat, außen Rettige, bis jene ihre Ranken ausbreiten, nimmt man Salat, dann die Rettige weg: kurz! der Sommer-oder Küchengarten muß nie, ohne etwas aufzuhaben, bleiben, folglich allezeit tragen.

Daher folgt: er muß mit der beſten Erden, mit Miſt reichlich verſehen werden.

Die Gewächſe, welche der Landmann da zu pflan-zen bedarf, ſind die, deren er täglich bedarf: Kohl-raben, Würſching, Bohnen, Salat, Rettige, aller-ley Wurzelgewächſe, Kartoffeln oder Erdbirn, Rüben allerley Arten, brauner Kohl, Kukummern, Meer-rettig, Schnittkohl, Spinat u. d. gl.

Seye es, daß er auch Blumenkohl oder Karfiol und Spargeln mit anbauet, dann erziehe er ſich auch ſeine nöthige Küchengewürze ſelbſten, und verbanne al-les fremdes Gewürz des Aufwands und ſeiner Geſund-heit wegen, aus ſeiner Küche auf immer und ewig.

Zwiebel, Knoblauch, Peterſilien, Majoran, Iſop-pen, Thymian, Salbey, Zitronenkraut, Eiſenkraut, Beyfuß, Wermuth, Körbelkraut, Schnittlauch, das deutſche Allamodegewürz oder die Nigella Aromatika, Safran oder Saflor, Senft, Baſilikum und derglei-chen. Dieſe und Eſſig neben den Eyern, mit dem Salz wird dem Landmann und jedem andern Hausva-ter ſo gut ſeyn, als alles andere fremde Gewürz, wel-ches vieles Geld wegnimmt, die Geſundheit untergräbt und verderbt.

Ein Sommer-Haus-oder Gemüſegarten, weil er am Hauſe liegt, wo Kinder, Federvieh und ande-res ſich immerhin aufhalten, ſpielen, Nahrungen ſu-chen, alſo beſtändighin ein Aug auf ihn haben, da ein-ſchlieſen, ſobald ſie nur Gelegenheit und Weege dazu finden, muß eine recht gute, hohe Befriedigung von Zäunen; eine Stein-oder Brettermauer haben, und beſtändig zugehalten werden.

Man nehme folgende Regeln als allgemein und als beſtändig zu beobachtende Regeln an:

1)

1) Kein Gewächs da ſo anzupflanzen, daß es einem andern Schatten geben kann: folglich muß das, ſo am höchſten wächſet gegen Norden, und das niedrigſt gegen Süden gepflanzt werden, damit alle Sonne haben.

2) Man wechsle mit dem Anſäen alle Jahre: wo heuer Kohlpflanzen: Würſching ꝛc. ſtand, ſtehen ein ander Jahr Wurzeln, oder Erbſen, oder Bohnen, oder Salat, und ſo wird es auch umgewandt gehalten: nicht 2. Jahre aneinander Erbſen oder Bohnen auf ein und eben dieß Beet!

3) So wechsle man auch mit dem Dunge: nicht alle Jahre einerley Dung: Rinds- dann Schaf- nun Pferdmiſt, heuer Gaſſen- oder Schlammerden, ein ander Jahr Raſenerden, oder auch Mergel.

4) Man grabe mit dem Grabſcheite tief, und bringe immer im Herumwerfen des Bodens; die obere Erde, ſammt den Miſt, in die Tiefe, und die untere Erde oben herauf.

5) Man pflanze alles und jedes auf Linien oder auf gerade Reihen, ſo hat man Gelegenheit ohne groſſe Mühe mit der Haue das Unkraut wegbringen, und den Boden ſtets auflockern zu können.

6) Den alljährlich benöthigten Saamen erkaufe man ſich alle Jahre aus fernen guten Feldern, und Gegenden, oder wenn man das nicht will, ſondern ihn ſelbſt zu erziehen, Willens iſt, ſo pflanze man

7) die zum Saamentragen beſtimmte Pflanzen ja recht weit und fern von einander an: Würſching zu Würſching, Kohlraben zu Kohlraben: oder beede Sorten weit von einander; je weiter, je beſſer! — und ſo weiter.

Alle dieſe allgemeine Regeln ſind in der Natur der Dinge ſelbſt gegründet, und haben ihre fortdauernde Urſachen: die Sonne durch ihre Wärme iſt, was die brü-

brütende Henne dem Ey iſt; das lehret allgemeine Erfahrung. Eben dieſe Erfahrung beſtättigt die Wahrheit; jedes Gewächs ziehet die ihm angemeſſene ſich eigene Beſtandtheile an, und läßt die für eine andere Pflanze zurück in dem Boden; Erbſen da ausgeſäet, wo Jahrs vorher Erbſen-wuchſen, wachſen ſchlecht oder gar nicht, keimen da nicht einmal auf; alſo, da eine Miſtgattung mehr Inhalt von dem als von andern hat, ſo wechſelt man billig auch damit, je mehr ſich die Wurzeln ausbreiten, je beſſer ſie in die Breite und Tiefe gehen können, je mehr Beſtandtheile und Nahrungen anzuziehen, bleibt ihnen möglich; daher tief umgraben, ſtets die Erde auflockern, damit die Wurzeln, ſo auszuwachſen vermögen, gezeitigter, wohlgenährter, fetter Saame zeigt nach der Erfahrung ſchönere Pflanzen: fortes fortibus creantur: ein uralter Ausſpruch der Erfahrung: Zwitterſaamen giebt Zwitterpflanzen; wenn aber der Saamenſtaub verſchiedener Pflanzen, die in der Nähe zuſammenblühen, ſich miſchet, ſo muß Zwitterſaamen entſtehen; die Erfahrung weiſt uns auf die Spielarten bey den Blumen, beym Obſt und beym Kohl durchaus.

Wann der Gemüßgarten alſo wohl gedungt, tief umgegraben, alles rein gemacht, und in Beete von vier, oder fünf Schuhen breit abgetheilt iſt, ſo ſäet man den Saamen nun ein.

Einige ſäen das Beet durchaus voll; ich habe es aus Erfahrungen, das es beſſer iſt, ſonderlich bey Wurzeln: Skorzeneri Haberwurzeln u. d. gl. daß man auf ein 5ſchuhiges Beet vier Linien der Länge nach machet, und darein einſäet; man kann leichter ausgraſen, den Boden mit der Haue wohl und tief öfters auflockern, welches das Wachsthum auſſerordentlich gut befördert. Man hacket alles mit den Rechen zu, und welches ſehr nöthig iſt, pritſchet das Beet mit einem Brettchen wohl

ein,

ein, um dem aufzukeimenden Saamen Feuchtigkeiten zu erhalten, und dem Keim, wann er nun hervor wächſt, einen feſten, ihn aufrechthaltenden Standort zu geben.

Iſt die Witterung hitzig, das Land trocknet ſehr aus, ſo bewirkt man dagegen vieles durch's Begieſſen, und man muß dieſe Mühe immerhin gerne übernehmen, da ſie ſich gewiß bezahlet:

Das iſt dabey zu bemerken: iſt es noch früh im Jahr, ſind die Nächte noch kalt, ſo begieſſe man früh Morgens bey aufgehender Sonne; ſind ſie aber ſchon warm, ſo geſchieht es beſſer und nützlicher Abends, nach Untergang der Sonne:

Dieſer Arbeit zu entgehen, ſäe man ſeine Saamen nur allezeit frühe, ſobald man die Erde zu bearbeiten, im Stand iſt, wo die Winterfeuchtigkeiten noch in dem Boden ſind: dieſer Handgriff iſt ſonderlich bey Wurzelgewächſen nothwendig.

Nichts hat mehr Feinde und wider ſein Fortkommen mehr Hinderniß, als alle Gattungen Kohlpflanzen; — die Erdflöhe und die Schnecken — ſind ihre gewaltſamſte Feinde: ſie wider dieſe zu ſchützen, bedient man ſich allerley Mittel: die wider die Erdflöhe:

1) Man ſäet alle Gattungen Kohlpflanzen auf Beeten, welche viel Schatten haben.

2) Man überträgt die ſchon jetzt beſäeten Beeten mit ganz ſtrohigen Miſte, doch ſo mäſſig, daß die Pflanzen darunter hervorkeimen können.

3) Man beſteckt die Beeten mit Reifen, oder Stecken, in einen halben Zirkel gebogen, und überflecht ſie mit Stroh, damit das Beet Schatten behalte, doch ſo, daß die Luft durchwehen und hie und da die Sonne einfallen kann.

4) Man überſtreut das Beet mit Aſche, und wiederholt dieß mehrmalen: immer nach etlichen Tagen wieder.

5) Man dungt die Beeten mit Gaſſen = oder Schlammerde, die einige Zeit gelegen iſt.

6) Man ſäet recht frühe, eher die Flöhe da ſind, iſt die Pflanze etwas erſtarkt, ſo können ſie nimmer ſchaden.

7) In einigen Gegenden grabet man Ameishaufen aus, und zerſtreut ſie ſammt den Ameiſen auf den Pflanzenbeeten, darauf die Flöhe verkommen.

Die wider die Schnecken: Die Schnecken, welche nie eher, als im Junius; häufiger aber im Herbſt bey anhaltender regneriſcher Witterung hervorkommen, und Salat, Krautpflanzen, Reps und dergleichen verderben, anfallen, können mit nichts ſicherer und geſchwinder vertilgt werden, als mit recht ſcharfer Aſche: Aſchen, die lange im Ofen gelegen, in der ſich ſchon die Potaſche befindet, mit Seifenſieder = Aſche, am beſten mit gebrannten Kalch aus Kalch = oder Gypsſteinen.

Dieſe Materien ſtreut man früh Morgens, oder Abends ſpät, wann die Schnecken unter den Schollen und aus den Ritzen, wo ſie ſich beym Sonnenſchein aufhalten, hervorgekrochen ſind, auf den Beeten dick und ſatt auf, wiederholt es ein paar Tage nach einander, und tödtet ſie ſo ſicher und gewiß alle.

So ein Mittel iſt allezeit vortrefflich, weil es, indem es den Feind vertilgt und tödtet, die Pflanze aufs allerbeſte dunget.

Die Raupe zernaget die Kohlpflanzen gegen den Herbſt gewaltig; was ich wider ſie ſagen kann, das werde ich beym Krautgarten noch anbringen.

Ich

Ich ſollte nun freylich von der Pflege jeder einzeln Pflanze im Gemüſegarten noch mehr ſagen: als z. Ex. daß die Böhne, die Zuckererbſe, Pfähle, Reiſig, ſich empor heben zu können, bedürfen: daß die Rettige, wann ſie recht dicke und lang, auf 20 und mehr Pfund ſchwer wachſen ſollen, öſters umgraben werden müſſen, und ſo weiter; allein da alle ſolche Operazionen faſt jeden Hauswirthen ſchon bekannt ſind, ſo überhebe ich mich dieſer faſt ganz unnöthigen Arbeit, und ſchreibe nur noch von einigen Gewächſen, die ich zu den Gartengewächſen gezählt habe, beſonder und ausführlicher, als von andern, nämlich vom Bau der **Kartoffeln**, des **Karfiols**, und der **Spargeln**.

Die **Kartoffeln** oder **Erdbirn** hatten anfänglich ihren Anbau in dem Gärten, nachher erzog man ſie auf den Aeckern, ſeye es mir alſo erlaubt, ſie als eine Gartenfrucht im Küchengarten zu ſuchen, und da zu ſagen, in ſo fern ſie auch auf Aeckern gebauet werden, was von ihnen zu ſagen ſeyn möchte.

Aus Amerika haben wir die Kartoffeln erhalten: ſie ſind uns faſt mehr werth, als alles übrige, ſo wir aus beeden Indien bekommen: eine Nahrung vieler Völkerſchaft in Europa, welche durchaus von jedermann genoſſen wird; auf den Tafeln der Fürſten ſowohl als in den Hütten der Armen geſehen und geſund befunden wird: die in unzählbarer Menge im magerſten Boden bey wenigem Dunge wachſen, und in keinem Orte und in keiner Gegend verſaget. Man kann ſie auf mancherley Arten verſpeiſen, ſie dienen zu recht guten Torten, zu Biſkuit, zu Puder, zu Brandtewein, zur Maſtung für's Vieh, zum Brod für die Menſchen, u. ſ. w. wie alles jenes verfertiget wird, iſt nicht meine Sache, ſie iſt die Sache der Köchinn des Handwerkers, ich ſchreibe nur vom Anbau derſelben.

Man hat allerley Erdbirn, und theilt ſie jeẞt in zwo Gattungen ein: in die zahmen und wilden, oder engliſchen: jener ſind mehrere Arten: man hat lange rothe, knorrigt rothe: weiße ſolche: rothe runde, dergleichen gelblichte; ſodann rothe kleinere Art, die man Perückenerdbirn heiſſet: dann weſſe kleinere, die himmelblau blühen, und Zuckerbirn genannt werden: wieder groſſe rothe, die ganz platt ſind, auch ſolche weiſſe, die den Namen, Yam-battatos haben.

Die wilden haben einen widrigen Geſchmack, werden die größten, geben am meiſten aus, ſie ſind erſt ſeit einigen Jahren bekannt, und in den 70ger Jahren eingeführt worden, wurden Anfangs dem Vieh gegeben, weil ſie einen widrigen Geſchmack haben, es wurde auch Brod daraus gebacken.

Die übrigen alle ſind eßbarer: die beſten ſind die blaublühende Zuckererdbirn, dann folgen die übrigen, die alle ganz gut ſind; der eine liebet dieſe, der andere andere; die Perückenerdbirn ſind die ſchlechteſten, die Stöcke hängen ſich voll, die Birn aber ſind ganz klein.

Der Wilden-Kraut frißt das Vieh ungern, wann die Kühe es freſſen, ſo bekommen ihre Euter Schrunden; das Kraut aller übrigen frißt das Rindvieh gerne, und iſt ihm ganz zuträglich.

Nachdem die Wilden ſeit etlichen Jahren erbaut werden, verlieren ſie ihre Gröſſe in etwas, und auch ihr widriger Geſchmack verbeſſert ſich merklich, ſo daß ſie jeẞt auch gekocht, geſcheelt mit Salz von vielen gegeſſen werden.

Etwas beſonderes iſt dieß: wann wenigere Zahme unter mehreren Wilden auf einem Felde ſtehen, ſo ſchlagen jene nicht fort, und wann es umgewandt iſt, ſo bekommen dieſe weniger, ſo daß es ſcheinet, es ſeye eine Antipathie unter beeden: es ſcheint auch, es nehme eine Art von der andern das an.

Ueber-

Ueberhaupt aber iſt es eine allgemeine Bemerkung und Klage, daß ſeit einigen Jahren der Erdbirnbaum gar nicht mehr recht fort will: man ſucht die Urſache in allerley, man glaubt, beede Gattungen verderbten einander, man will ſagen, daß beeder Saamenſtaub ſich zuſammen miſche, woraus lauter Zwitter entſtünden, daher rathet man an, ſie fern von einander anzubauen, und ſich aus dem Saamen der noch guten, friſche Erdbirn zum Stecken oder Einlegen zu zu erziehen. In der Folge werde ich hierüber reden, und meine Meynung, und meinem Vorſchlag auch beybringen.

Die Kartoffeln ſind Knollengewächſe, folglich da ſie unter der Oberfläche des Bodens wachſen, ſo iſt ihnen kein Boden angemeſſener als der, unter welchem ſie ſich leicht und wohl auszudehnen, vermögen; dieſer aber iſt unſtrittig das Sandfeld, wer dieß hat, der hat alles, was zum beſten Anbau dieſer Früchte ſich ſchicket; hier erhält man ſie in der Gröſſe und in der Menge, ſo auch in der Güte beſſer als ſonſtwo auf irgend jedem Erdgrunde; wann man ſie doch auch da auf andern Feldern: leichtem und ſchwerem, mit recht gutem Gewinn anbauet.

Jedwedes Land alſo, nur, daß es an der Sonne, *nicht im Schatten liege! nicht naß oder ſumpfigt ſeye! tauget für ſie.*

Strohigter Düng von allen Viehgattungen ſonderlich der von den Schafen, iſt für ſie gut.

Strohigter; weil er ihr Bett lockert, und ihre Ausdehnung unter dem Boden begünſtiget.

Wie dann lockeres Erdreich, alſo friſch umgebrochenes Land: Heiden, Wieſen, Grasgärten, Abhänge

ge an Bergen, friſch umgebrochene Kleefelder, rejolte Stücke Landes für ſie die eigenthümliche ausgeſuchteſten, beſten Flecken ſind, wo ſie übermäſſig an Menge und Gröſſe wachſen.

Ihr eigentlicher Anbau iſt folgender: man lieſſet mittelmäſſig groſſe Erdbirn, ſo groß als ein Hünerey aus; wann die Zuckererdbirn ſo groß als eine welſche Nuß genommen werden, ſind ſie groß genug.

Oder man ſchneidet gröſſere in etliche Stücke, doch ſo, daß jedes Stück ein oder zwey Augen hat, oder man ſticht nur die Augen in Gröſſe einer groſſen Haſelnuß heraus, und legt jene, dieſe, oder die letztern unter die Erde.

Wie tief? erſtere können, wie die zweyten faſt ſpannentief: ſeichter und tiefer eingelegt werden; letztere, die Augen, müſſen mit der Hand etwa einen Zoll tief, ſo, daß das Aug oben bleibt, geſteckt werden.

Die erſtere Art der Ausſaat iſt die natürlichſte, alſo die beſte; beede andere ſchreiben ſich als eine Erfindung aus der Zeit der Brodtheuerung, in dem Anfang der 70ger Jahre, her: man erſpart dabey allerdings viele Kartoffeln, und das Verfahren ſchadet dem Wachsthume eben nicht: die Erndten von dieſer und jener Anpflanzung ſind gleich.

So pflanzt ſich die Erdbirn fort, und eigentlicher zu reden, ſo wird ſie zum Gebrauche vervielfältigt und groß.

Man erhält aber eigentlich zu reden, den Saamen aus den runden Kugeln, die aus der Blüthe an den Ranken wachſen; dieſe Kugeln enthalten den eigentlichen Saamen, welcher platt und faſt dem Paſtinatwurzelſaamen ganz ähnlich iſt.

Ihn

Ihn auszumachen, nimmt man am ſpäten Herbſte dieſe Kugeln, zerdruckt ſie, ſchüttet Waſſer darüber, rührt und wäſcht ſolange, bis das ſchleimigte vom Saamen ab- und in das Waſſer übergeht, (eben ſo, wie man die Kukummernkerne wäſchet und vom Schleim reiniget) nun ſchüttet man dieß ab, und trocknet jenen an der Sonne oder ſonſt an einem lüftigen Orte, verwahrt ihn Winters durch und im Frühling, zieht man auf einem wohlgedungten und bearbeiteten Beete Linien, die zwo Spannen von einander abſtehen, öffnet ſie einen Zoll tief, ſäet den Saamen ſparſam ein, deckt ihn zu, graſt das Unkraut nach ein paar Wochen aus; iſt ihr Keim handlang, ſo giebt man ihm angezogene Erde, und ſo behackt man und häufet die Erde Sommerhin zwey oder dreymal an: im Herbſte hat man die Birn von der Gröſſe der Haſel- oder Wellſchennüſſe oder des Hünereyes, folglich aufs kommende Jahr den Saamen ſo, wie man ihn zum Ausſtecken bedarf.

Ich führte oben die allgemeine Klage an: daß die Erdbirn ſich ausarteten, und gar nicht mehr recht fort wollten. —

Allerdings wird man ſich da ganz gut berathen, wann man alle Jahre geſunde, reine, gutgeartete Erdbirn einer Art ganz fern und weit ab von einer andern Art ſtecket, den Saamen abnimmt, und ſich der friſch erzogenen Birn zur künftigen Ausſaat bedienet.

Unſtrittig gewiß iſts, wo man allerley Kartoffeln untereinander ſteckt, da bekommet man Zwitter, es ſeye nun, daß ſie einander von ihrer Art und Natur etwas durch den Saamenſtaub, oder unter der Erde durch die Wurzeln mittheilen.

Die Art des Ausſteckens oder der Ausſaat iſt gar verſchieden.

Da

Da, wo man weniges Feld beſtecket, macht man mit der Haue oder dem Karſt eine kleine Eintiefung, legt die Erdbirn; eine oder zwo ein, bringt ein paar handvoll Miſt drauf, arme öfters nur eine handvoll Laub, Gras, oder etwas Erde, aus Straſſen und Gaſſen.

Wo man aber ein groſſes Feld damit beſäen will, bringt man entweder den Miſt, gleichhin auf dem Acker verbreitet, mit dem Pflug unter, ziehet dann Linien, hacket dieſe handtief auf, wirft die Birn ein, und decket ſie zu, oder:

Man pflügt den Acker ungedungt, wann die Linien gezogen, ausgehohlt, und die Birn gelegt ſind, trägt man den Miſt im Korbe zu, ſtreut ihn auf die Birn, und zieht die Erde oben auf.

Andere dungen ihr Feld, ziehen eine Furche mit dem Pfluge hin, hintendrein geht jemand, ſtreut die Birn ein, dann machen ſie wieder zwo oder drey Furchen, mit denen ſie die erſte beſäete bedecken, in die dritte oder vierte werden wieder Birn geſäet, und ſo verfährt man mit dem ganzen Ackerfeld, ſo zum Kartoffelbaue beſtimmt iſt, durch und durch, bis zu Ende.

Man ſehe ja auf, daß man dieſe Frucht nicht zu geizig, nicht ſich zu nahe anpflanzt: jeder Stock muß vom andern eine Elle wenigſtens ab ſeyn, kann die Sonne nicht einfallen, dann iſts verlohren, man erhält viele, groſſe Ranken, und ſchlechte, kleine Birn.

Man verliert beym erſtern Anpflanzen nichts: will man, ſo ſäe man gleich beym legen der Erdbirn, oben drein ins ganze Feld weißen Rübenſaamen ſparſam ein, ſo hat man bey gedeyhliger Witterung bis um Johannis des Täufers die ſchönſten Rüben in der Küche, oder will man auch dieß nicht, ſo pflanze man um Johannis oder ehe Burgunderrüben zwiſchen den Linien ein.

Eini=

Einige Wochen nach der Beſaat der Kartoffeln übergraſt ſich das Feld, nun muß man dieß Unkraut zwiſchen den ſchon handhoch erwachſenen Kartoffeln mit der Haue vertilgen, die Rüben aber ſchonen.

Ein paar Wochen hernach wird das Kartoffelfeld tiefer behackt, die Erde auch an die Stöcke gezogen, und ſodann noch ein paar Wochen drauf, werden die Stöcke ſo viel möglich gehaufet, ſodann aber ſich bis zur Ausnahme oder Erndte überlaſſen.

Wo man groſſe Felder mit dieſer Frucht anſäet, da ſcheint die Arbeit des zwey-dreymaligen Behackens zu viel.

So ſollte man wohl nicht denken, der beſſere Wuchs bezahlt alle Arbeiten hoch; unterdeſſen ſage ich, was man thut: der dem das Behacken zu viel iſt, nimmt, wann das Unkraut hervor bricht, die Egge, überegget das Feld, und reißt ſo das Unkraut nach Möglichkeit aus.

Iſt die Zeit des Aufhauens da, ſo häuft er entweder gar nicht- oder er nimmt den Pflug, fährt durch die Linie durch, und ſchlägt ſo die Erde, ſo gut er es kann, an die Reihen der Stöcke auf.

Anwendung: wo man viel Feld hat, da arbeitet man ſchlecht, alsdann alſo erſt, wann alles Feld mit dem Grabſcheite bearbeitet wird, wird alles nach Möglichkeit Frucht bringen: dann wann das Erdreich ſeine Bewohner nicht mehr ernähren wird, und nicht ehe, ſind der Leute zu viel, —

Wie es bey der Ausſaat geht, ſo geht es auch bey der Erndte.

Der, der weniges Kartoffelland hat, nimmt ſeine Erndte ſorgſam mit der Haue oder dem Karſte heraus.

Der,

Der, der vieles hat, pflügt die Linien oder die mit Kartoffeln beſäete Furchen auf, lieſt die herausgeriſſene, am Tage liegende Früchte zuſammen, überfährt das Feld etwa nochmals mit der Egge, lieſt abermal zuſammen, und gehet nun ab; — wie viele Birn da noch zurückbleiben, iſt leicht zu erachten; aber nicht zu berechnen.

Noch eines, welches ich vor dieſem letzten hätte ſagen ſollen, dieſes:

Was mit dem Kartoffeln zu machen? — Man verfüttert es billig: Schafe, Rindvieh, Schweine, leben davon: ich wiederhole, was ich ſchon geſagt habe: das Kraut der wilden Kartoffeln taugt dazu gar nicht; dieß kommt in den Miſt; das Kraut der Zahmen aber iſt jeden Vieharten eine gute, geſunde, geſuchte Fütterung allerdings.

Aber, wann abzuſchneiden? —

Einige ſchneiden es ſchon gleich nach Bartholomäi ab, dieſe thun ſehr widerſinniſch und ſchädlich, die Erdbirn ſind da noch nicht in möglicher Gröſſe und unreif, entweder wächſt nun die Ranke wieder aus, oder nicht, iſt dieß, ſo wächſt auch die Knolle nicht mehr; jenes, ſo giebts an der Birn lauter Auswüchſe, ſie wird ungeſtalt, und die kleinen Auswüchſe werden nicht genützt.

Verſuche man es! laſſe das Kraut bis nach Michaeli ſtehen, halte dieſe und jene Erdbirn von verſchiedenen Behandlungen gegeneinander, ſo wird man ſich von der Wahrheit, daß dieſe Erdbirn gröſſer, weit gröſſer ſind, als jene, vollkommen überzeugen.

Die eingeerndtete Kartoffeln müſſen Winters durch an einem Orte liegen, wo ſie nicht frieren: in einem Stalle, im Keller, oder ſonſtwo auf Haufen.

Ver-

Vergeſſe man nie, auf den Feldern mit dem Kartoffelbau zu wechſeln, wann ein Land etliche Jahre an einander mit Erdbirn beſteckt wird, ſo verſagt es, und kein Miſt, der Art und der Menge nach, iſt im Stande, daſſelbe zum Kartoffelbau zu verbeſſern.

Die Kartoffeln, die ſo gar reiche Erndte geben, würden alles übertreffen, wann ſie ſo, wie das Getraide aufbewahrt werden könnten, das iſt nun aber nicht, und verringert ihren Werth, alle Jahre müſſen ſie aufgezehrt werden, oder ſie verkommen. Alſo nun von ihrer Benützung! —

Sie iſt dieſe: für alle lebendige Kreaturen ſind ſie eine geſunde, leichte, fütternde Speiſe: dem Menſchen dienen ſie zum Brodbacken: man mag halb Kartoffeln, halb Mehl, vornehmlich Dünkel, Gerſtenmehl nehmen, ſo erhält man das allerbeſte Brod; man mag die Kartoffeln grün oder abgekocht reiben, ſo macht man den Teig feſte, und den Ofen recht heiß: grün gerieben macht man den Teig mit ein; abgeſotten gerieben, knetet man damit zu. Das Roggenmehl taugt hiebey nicht, es iſt zu feuchte, das Brod erhält keine rechte Güte.

Für das Rindvieh iſt nichts dienlicher, als die Kartoffel, ſie maſtet und verſchaffet viele, fette Milch: ſie wird zerſtoſſen, und ſo mit Hexel untermiſcht gegeben.

Für die Schweine ſtößt man ſie morſch, und zwar grün und gekocht: hält einen ſo groſſen Zuber voll ſtets in der Gährung, und ſchüttet ſie ſo nach und nach vor: man kann da der Hausmutter die Wahl überlaſſen: kurz! die Kartoffel iſt für Kühe, Schweine, Gänſe, Enten und Hüner eine der allerliebſten Fütterungen, gebe ſie ſie hin, wie ſie ſelbſt will, wie ſie ihre Vieharten am allerliebſten freſſen.

Der Karfiol oder der Blumenkohl iſt ein auf den Tafeln der Vornehmen willkommenes Gewächſe; alſo dann auch von dieſem hier etwas.

Der Karfiol liebt ein fettes, und doch nicht hitziges Erdreich, daher ihm ein ſehr gedungtes, wann es auch noch ſo viele Nahrungen für ihn hätte, gar nicht bekommet; dagegen ein von Natur fettes Land, erſt jetzt umgebrochen, iſt ihm alles, was er verlanget, und wo die Blumen zu 20 Pfunden ſchwer anwachſen; dieß ſchreibe ich als Erfahrung aus meinen Verſuchen und mehreren Erndten.

Kaum über zwey Jahre wird er auf ſolchem Felde wohl fortſchlagen: ein vollkommen erprobtes Mittel: Man überführe die Beeten, wo er ſtehen ſoll, mit ſchwerem Mergel, ſo wird er haben, was er neben zerfallenem Miſte oder der Gaſſen- nud Schlammerde verlanget.

Nun jetzt zu der Spargel!

Dieſe, das allerſchätzbarſte Gemüſe, wohl nicht für den Tiſch des Landmanns; aber doch zu ſeinem Handel in eine nahe gelegene Stadt, wo er ſie geſchwinde um gut Geld an die leckern Städtler verkaufet.

Der Spargel hat eine Güte auf mehreren Seiten, die alle andere Gartenpflanzen nicht haben.

Einmal gepflanzt, iſt ſie auf 30, 50, 60 Jahre gepflanzt, ſie giebt ihre Frucht ehe und früher, als alle andere Gewächſe: und die in Menge, und dieſe aneinander wenigſtens 6, 7, 8 Wochen lang, anhaltend in einem Frühjahr: ſie bedarf gar wenige Pflege, mit einem mal, und auf ein Jahr alles für ſie gethan.

Wenn man will, kann man ſie ſo pflanzen, daß ſie gar keinen Raum wegnimmt, und alles andere neben und mit ihr zugleich her, und aufwächſet: ſie iſt eine ſehr geſunde Speiſe, iſt bald gekocht, und eine wahre Aushülfe für die Hausmutter, wann ſie etwa für Gä-

ſie

ſie geſchwinde was auf den Tiſch zu liefern haben wird: ſie iſt eine angenehme Speiſe für jedweden, und faſt ein halbes Gewürz zu den Brühen durch ihren angenehmen Geruch und Geſchmack.

Es giebt der Spargeln allerdings allerley Arten: weiße, grüne: mit dicken, mit ſpitzigen Köpfen; —

Daß man aber ſagen wollte; nur dieſe Art wird groß; dieſe iſt ſüſſe, jene bitter: dieſe kann man nur halb, dieſe ganz eſſen, iſt allerdings Betrug, womit man ſich täuſchet, und andere betrüget; alles hangt da vom Fleiß, und der Bearbeitung, vieles vom Lande ab. —

Mir ſind alle Spargeln gleich gut, gleich ſüſſe, gleich fähig, groß werden zu können, gleich im verſpeiſen; und ich dächte, man würde mir, wo man meine Verſuche, die ich hierinn anhaltend ſehr viele Jahre gemacht habe, kennte, allerdings, und nur gar zu gerne recht laſſen; — Niemand, ich ſage es keck, hat wohl im Spargelbau ſo viel geleiſtet, als ich; ich habe ihn wenigſtens 40 Jahre lang ſchon ſo getrieben, daß mir kein Gärtner bey allen ſeinen Bemühungen darauf gleich kam: ich habe immerhin Spargeln, und faſt eine, wie die andere, zu ein viertel Pfund und auch drüber ſchwer, und die zu ¾, ¼, auch oft zu einen Schuh lang, völlig ſüß und eßbar erzogen; ich mußte ſie zu mehrern Meilen weit verſchicken, auf vielen fürſtlichen Tafeln wurden davon alle Jahre verſpeiſt.

Ich führe dieß an, damit ich dem Leſer in dieſem glaubwürdig werden möge, was ich ihm in der Folge zu ſeinem beſten vom Spargelbau ſage: ein Bißchen Ehre aus einen beſſern Spargelbau iſt wohl zum Hochmuth für mich kein Sporn! —

Sa-

Sage ich nun, was ich aus untrüglicher Erfahrung, aus der ich die beſten untrüglichſten Regeln durch eine Reihe von ſo vielen Jahren abſtrahirt habe, weiß, Bieder und hinlänglich! —

Alle Spargeln: weiße, grüne, dicke und ſpitzköpfige, ſie heiſſen Nürnberger, Darmſtädter, Holländiſche, oder Kupferzeller, ſind eins, und taugen alle zu meinem Zweck: dicke, lange, ſüſſe, ſchmackhafte zu ſchaffen; ich habe in meinen Gärten von allen dieſen Arten gehabt, ich habe ſie alle zu den beſten Spargeln erhoben; andere, die meine Bauart nachahmten, haben das nämliche gethan.

Der Saame der Spargeln iſt in einer rothen Beere, und beſtehet aus zweyen ſchwarzen Körnern, wann er gezeitigt iſt; ein jeder Spargelſtängel enthält dergleichen rothe Beere in Menge.

Wenn man ihn ſäen will, (man kann die Saamenbeere unausgemacht dazu nehmen) ſo nehme man dazu ein recht wohlgedungtes fettes Beet, ziehe auf dieſem 4 oder 5 Schuhen breitem Beete drey gleiche Linien der Länge nach, öffne ſie ein paar Zoll tief, und ſtreue den Saamen nicht kärglich ein, man bedecke ihn mit der fetten Erde, und trette ſie mit ſeinen Schuhen ein: reinige das Beet Sommers durch vom Unkraut, beſchütte es im Herbſte mit zerfallenen Dunge, und ſo fahre man bis zum dritten Jahre fort.

Man hat nun junge Stöcke oder Fexer, dieſe ſind die Pflanzen der Spargelſtöcke, welche nun verſetzt oder verpflanzt werden müſſen. *)

Man

*) Im I Theil meiner Beyträge ꝛc. Abh. IX. habe ich davon weitläuftig geſchrieben: zweymal bin ich, ohne daß man mich nannte, von Wort zu Wort ausgeſchrieben und geplündert worden.

Man iſt von jeher gewohnt geweſen, beſondere Spargelbeeten, auf welchen, wo die Stöcke kaum einen Schuhe weit von einander ſtanden, wo ſonſt nichts ausgeſäet oder gepflanzt wurde, zu errichten;

Ich ſahe das unſchickliche und gar nichts taugliche aus natürlichen Urſachen ein: wann viele nahe beyſammen wohnen, viele an einem Tiſche ſitzen, ſo werden dieſe ſich weit weniger ſatt eſſen, als die, deren wenige ſind, bey einerley, eben der, und eben ſo vielen Speiſen; wir können alſo Spargeln ſo nahe beyſammen ſatt haben, wo fett, ſüſſe, groß und ſchmackhaft wachſen, und herauskommen? —

Da iſt, und bleibt kein anderes Auskommen übrig, als die Stöcke weit und entfernt von ſich untereinander zu verſetzen; ich thats, und legte auf und in jedes aller der Beeten meines Gartens, die etwa 18 Schuhe lang und 5 Schuhe breit ſind, drey Spargelſtöcke ein, und zwar ſo, daß jeder vom andern der Länge und ſo auch der Breite nach 5 bis 6, 7 Schuhe entfernt ablag:

Zwiſchen inne und durchaus, in dieſem mit Spargeln angepflanzten Garten ſtehen alle übrige Gartenpflanzen: Würſching, Kohlraben, Erbſen, Bohnen, Salat, Rettige ꝛc. aufs allerbeſte, grün und fette da, und damit ihnen ja kein aufgeſchoſſener Spargelſtock ſchade, ſo wird das Aufgeſchoſſene an eingeſteckte Pfähle angebunden, und ſo bleibt, ſich auszubreiten, keinem Gewächſe verwehrt;

Wie nun ſo der Spargel die übrigen Gartengewächſe im Wachsthum nicht hindert, ſo hindern dieſe die Spargeln im Aufwuchſe eben ſo wenig wieder; die Spargelkiele ſchießt früh heraus, und ehe noch Erbſen und Bohnen hoch aufwachſen, iſt ihr Abſchnitt ſchon vorbey, man läſſet ſie aufſchieſſen, ſo wächſt ſie über alles andere empor.

Ihr

Ihr Einlegen und Verpflanzen, wie? — wann die Fexer herausgehoben, getheilt und einzeln da liegen, ſo wählet man ſich einen an voller Sonne den ganzen Tag liegenden trocknen Ort; (alle Feuchtigkeiten oder Sumpf, oder unterirdiſche Waſſer, auch die, welche ſonſt woher nur zu Zeiten, als vom Dache ab, wann's regnet kommen, ſind dem Spargel ſchlechtweg ſchädlich, und werden dadurch zuverläſſig in einem oder zwey Jahren ausroſten und verkommen).

Hier grabt man nun ein viereckigtes Loch, im Quadrat 1½ Elle breit und lang, und eben ſo tief aus; in dieſes ſchüttet man ſo viel des beſten Miſts, den man haben kann, daß, wann er feſte eingetreten iſt, noch 1 Elle oder ¾ Elle leer bleibt, auf dieß bringt man einen ſpannenhoch feſt eingetrettene gute, fette Erde, und dann auf dieſe den Stock; damit man aber gewiß gehet, ſo legt man drey Fexer hinein; ihre Wurzeln müſſen auf alle Seiten wohl ausgebreitet werden, damit ſie von allen Seiten auswachſen, und von allen Seiten Nahrungen anzuziehen, im Stand kommen; gleich jetzt ſteckt man, ehe ſie bedeckt werden, in ihre Mitte einen Pfahl ein, den Ort ihres Lagers zu bezeichnen, um in dieſer Gegend nicht eher zu graben, oder was zu Pflanzen, bis die zarten Kielen heuer das erſtemal heraus ſind.

Iſt dieß geſchehen, ſo bedeckt man die Fexer ſpannenhoch mit einer Erde, dann ſetzt man ſpannenhoch zerfallenen Miſt zu, und füllt das Loch endlich mit guter Erde voll und auf.

Ich muß mich über zween Vorſchlägen, die ich allererſt gab, vor allem jetzt auch erklären:

Warum den Fexer, überhaupt den Spargelſtock ſo tief einzulegen? iſt doch nur oben nahrungsvolle Erde! die tief unten liegt, hat ſo viele Nahrung nicht, oder vielleicht gar keine in ſich, wie viel der Stock ſich da

nähren, wann ſeine Wurzeln auch noch ſo weit in dieſer Tieſe überall hin auslaufen? — der Einwurf des Herrn von Pfeifer; den ich aber an meinem Tiſche bey einer Schüſſel voll Spargeln wiederlegte! —

Ich ſage es ſelbſten, die obere Erde iſt die beſte, die untere die ſchlechteſte: allein ſo wenig ich auch ſagen kann, warum der Stock tief liegend beſſer liege, gröſſere, wohlſchmeckendere Spargelkiele treibe, als der, der hoch lieget, und gute Erde um ſeine Wurzeln her hat, ſo iſts, und bleibt es doch ſo: ſo lehrt mich die lange Erfahrung an allen meinen Stöcken; —

Jedweder der Spargelbeeten hat, oder da auch zu ſehen, Gelegenheit hat, kann ſich von der Wahrheit dieſes Angebens nur gar zu bald und leichte überzeigen: er gebe nur auf die am erſten im Frühjahr ausſtechende Spargelkiele acht; die erſtern ſind allezeit die dünnſten und ſchlechteſten: er grabe nach, ſo wird er ſich überzeugen, daß eben dieſe erſtern Kiele von den Stöcken kommen, welche am höchſten, alſo am ſeichteſten liegen: er wird finden, daß die ſpät ausſtoſſende Kielen die dickeſten ſind, und wann er nachgräbt, ſo wird er ihre Stöcke am tiefſten unter der Erde vorfinden.

Das zweyte, worauf ich zu antworten habe: warum aber ſogar vielen Miſt jezt unten in die Löcher? —

Die Spargeln brauchen vielen Dung, ſie erhalten nie, wie andere Gewächſe zuviel; aber gar bald zu wenig; ich gebe meinen Stöcken unten jezt recht viel, es iſt wahr; es iſt aber auch wahr, daß ich ſie nur einmal in ihrem ganzen Beſtehen, unterhalbs zu dungen; im Stand bin;

Auch dieß deßwegen: ſo, wie der Miſt fault, ſezt ſich der Stock tiefer; tief genug oder zu tief ſieht er mir niemal.

Sie recht tief legen zu können: fordere ich drey Jahr alte Fexer, deren Kielen tief liegend, doch über die Oberfläche heraus zu wachſen, vermögen;

Wann iſt die Zeit des Einlegens der Fexer; im Herbſt oder im Frühling? ich ſtimme für den Frühling: es kann aber auch gar wohl im Herbſte oder Spatjahr geſchehen;

Ueberhaupt: man hat von jeher die Spargel zu tändelnd behandelt, da ſie doch in Podolien, in Ungarn und in Italien ꝛc. ꝛc. wild in den Hecken, wie der Hopfen bey uns, wächſet, und auch auf offenen Feldern gut fortkommt. Ich behandelte ſie ſo, und habe viele Stücken mitten im Sommer ausgehoben und verſetzet, ſelten, oder niemalen hat mir einer verſaget: nur daß die Kielen oder aufgeſchoſſene Strunken über die Erde wohl hervorragen!! — wenn man ſie alſo im Sommer zu verſetzen gedenket.

Die weitere Wartung und Pflege des Stockes! jetzt, wann die Fexer im Frühling gelegt worden, muß die Erde im Herbſt wieder aufgegraben werden, man ſticht die Erde ſchuhetief weg, ſchüttet in das Loch guten, den beſten, verfaulten Miſt; beſſer aber Schlammerde oder Gaſſenerde, die man an den Viehtränken zuſammen ſchlägt, den Sommer durch auf Haufen ruhen läßt, alle dieſe geſammelte Erden ſind das beſte Nahrungsmittel für die Spargeln.

So fährt man alle Jahre fort; und ſolange man damit anhält, werden die Spargeln auch ihre Gröſſe, wenn man mir in meinen weitern Vorſchlägen folget, beſtehen.

Der junge Stock muß mit dem Abſchneiden der Kielen zwey, drey Jahre lang verſchont bleiben, im dritten oder vierten Jahre nach ſeiner Einlegung wird er das erſtemal beſchnitten.

Ich

Ich warne für den früheren Abſchneiden, weil ſonſten die Kielen nie ſo ſtark werden, als ich verſprach, manche folgten hierinn deßwegen nicht, weil die Kiele öfters ſchon im erſten und zweyten Jahr ¼ Pfund ſchwer herausſtachen: laſſe man ſich eine ſolche Erſcheinung ja nicht verführen! —

Auch muß man im dritten, vierten Jahr nicht mehr als eine oder zwey Kielen, im fünften etwa vier, fünf Kielen abſchneiden ꝛc.

Wie man dann überhaupt und allezeit dahin zu ſehen hat, daß nicht zu viele Kielen, und der Stock nicht zu lange in den Sommer hinein abgeſchnitten werde: man kann vom Frühling an höchſtens bis Johannis des Täufers Tag abſchneiden, nach dieſem aber nicht mehr. Fängt der Stock im Frühlnig bald an, zu ſchieben, ſo muß man auch mit dem Abſchneiden bald aufhören, man hört aber ſpät auf, wann er ſpät anfieng, zu treiben: ſechs Wochen lang, höchſtens acht Wochen lang kann man ihn beſchneiden und nützen.

Das könnte man den ganzen Sommer durch thun, dann ſolange man abſchneidet, ſolange wird er treiben; allein eben deßwegen, wann man zu viele Kielen abſchneidet, wird er auch im folgenden Jahre groſſe Kielen verſagen, kleinere, und die in groſſer Menge geben.

Es geht da, wie mit jedweden Gewächſe: die Hecke oft beſchnitten, treibt viele, aber dünne Reiſer: das Wörſchings Haupt abgeſchnitten, treibt der Strunke wieder andere drey, vier; aber ſehr kleine Häupter.

Hat man dieſen Fehler gemacht, ſo kann man wohl wieder helfen, man dunge den Stock fleiſſig, und laſſe ihn ein paar Jahre wieder unbeſchnitten ruhen, ſeine Kräften wieder ſammeln, ſo wird er gröſſere, fettere Keime anſetzen, und wieder groſſe Kielen hervortreiben.

Alte Stöcke verſagen gemeiniglich gröſſere Kielen, das geſchieht, wie ich ſo eben geſagt habe; man wird ſie durch keine Dungung verbeſſern, wo man nicht den dabey fürgeſchlagenen Handgriff beobachtet.

Wie es dann überhaupt beym Spargelbau gut wäre, wann man alle ſeine Stöcke in zwey gleiche Theile abtheilte: heuer dieſe, übers Jahr die andere Hälfte beſchnitte, ſo daß alſo immerhin die eine Helfte unabgeſchnitten bliebe, und dabey recht gut gedungt würde, wann die andere beſchnitten würde.

Es iſt aller Welt Lauf, daß immer eines vor dem andern abſtirbt, und ſo iſt's auch mit den Stöcken der Spargeln; man hat alſo alle Jahre, wo man viele Stöcke hat, kranke, todte, dieſe letztern muß man alſo erſetzen, zu dem Ende iſt es nöthig, ſich immer Fexer im Vorrath zu verſchaffen, folglich alle Jahre friſche Pflanzen anzuſäen.

So wie man die Spargeln wohl verkaufen kann, ſo werden auch alle Jahre Fexer geſucht, und ganz gut bezahlt, man kann die, die man übrig hat, alle Jahre an Mann bringen und verkaufen.

Ich will es nicht vergeſſen, auch da noch was von den Gewürzpflanzen zu ſagen: ich habe ſie ſchon genannt, und vielleicht noch nicht alle, die Teutſchland hat, und noch aus andern Ländern anzuführen und anzubauen im Stand wäre; welche Vortheile aus dieſen, wann man ſich darauf gewöhnte, und die indiſchen Gewürze, die unſre Väter ehemals nicht hatten, doch geſund waren und alt wurden, wieder abſchaffte? —

Man kann dieſe Gewürzpflanzen zur Einfaſſung der Gänge gebrauchen, auf den ſogenannten Rabatten erziehen.

Die=

Dieſe ihre Erziehung iſt ſo einfach, als die des Salats, man ſäet ſie, ſetzt ſie aus, reinigt ſie vom Unkraut, ſchneidet ſie ab, nützt ſie grün, gedörrt, gepülſert oder ſo, wie man etwa will oder ſoll.

Der Krautgarten oder das Krautbeet.

So heiſſet der Ort, auf dem man den weißen Kopfkohl, oder das weiße Kopfkraut zu bauen pfleget.

Das weiße Kopfkraut iſt in der Haushaltung des Landmanns ein ſehr wichtiger Artikel; nicht nur wegen ſeinem Kopf, der zum Verkochen in der Küche ſehr gut iſt, ſondern auch wegen den vielen in dem Stall abfallenden Blätter und ſeines Strunks, des Winters durch bey der Fütterung ſehr viel thut; auch hauptſächlich wegen dem Sauerkraut, welches aus dem Kopfe verfertiget wird, und dem Landmann, wie faſt jedem Teutſchen, ganz unentbehrlich zu ſeyn ſcheinet, und heutiges Tages immer mehr und mehr geſund und gut, auch bey der Schiffahrt ſehr heilſam befunden, und daher gar ſehr geſucht wird.

Bisher iſt in gar vielen Gegenden dieß weiße Kopfkraut, welches ich als ein jedem bekanntes Gewächs nicht erſt beſchreiben will, ſehr ſchlecht beſorgt und gebaut worden, man iſt mit Häuptern zu 1, 2, 3 Pfunden zufrieden geweſen, da es doch ein ſehr leichtes iſt, jedes Haupt von 12 bis 20, auch noch zu mehreren Pfunden zu haben.

Ich ſelbſt erbaue ſie alle Jahre von dieſer Schwere in Menge.

Wie? — darauf gebe ich in der Folge hier Anweiſung.

Man hat ſehr vielerley Arten Kopfkrauts: frühes und ſpätes, und von dieſen: länglichte, runde, rothe, blaue und weiße Häupter: ſo iſt dieß Kraut am Strunke verſchieden, manches hat hohe dicke, niedrige ſolche, anders hat hohe dünne, wieder ein anders nied-

niedrige ſolche, noch eines liegt ſo am Boden, daß man von ihm faſt gar keine Strunke erhält.

Dem einen nun gefällt dieß, dem andern jenes; gewiß aber iſt es: dasjenige, welches die beſte Nutzung giebt, iſt auch das beſte, und das iſt unſtrittig, welches ſtarke, hohe, dicke Strünke: viele groſſe Blätter, feſte groſſe Häupter, zartes gutes eßbares Kraut giebt.

Das frühe Kraut hat keinen anderen Vorzug, ja ſteht in jedem andern dem Spatkraut weit nach, als daß es etwas früher fertig iſt, als dieſes; unter dem Spatkraut gefällt das ſpitzige manchem beſſer, als das runde, und manchem dieſes mehr, als jenes; — ich habe eine gewiſſe Art rundes, und das von zweyerley Farben: weiß und blau, als das beſte in allen Ausſichten gefunden, daher das ländliche weiße abgeſchafft, und dieſe zwo Arten eingeführt: unter ſolchem nun in meinen Garten alle Jahre Häupter zu 20 und mehr Pfunden zu ſehen, iſt gar nichts ſeltenes; der Strunk iſt hoch und dick, man hat ſehr viele, breite Blätter: die feſten Häupter grün oder eingeſalzen, als Sauerkraut gekocht, iſt es ſehr mürbe, zart und vorzüglich eßbar; das zu erhalten, liegt viel an der Art; das meiſte aber an der Bearbeitung oder Pflege; dieſe will ich beſchreiben.

Den Saamen zu beſchreiben, iſt unmöglich, alſo ſage ich nur, wie man ihn erziehet, wann man einmal ein Saamenhaupt, das iſt, einen ganz ausgewachſenen Krautſtock hätte, und wollte ihn zum Saamenziehen gebrauchen, wie müßte man verfahren?

Man nimmt dieſen Krautſtock mit allen Wurzeln und daran anklebender Erde am ſpäten Herbſt, nur noch vor eingefallenen Froſte heraus, legt ihm ſo im Keller auf den Boden hin, liegt er ſo etliche Wochen, ſo mag man ihn an einem Orte, wo man ihm durch die

Kel-

Kellerfenſter doch zu Zeiten Luft geben könnte, in Erde eingraben, wollte er wachſen, und wollte das Haupt beginnen ſich zu regen oder ſich aufzuſchlieſſen, ſo hebt man ihn wieder aus, läßt ihn bloß auf dem Boden liegen, und bringt ihn endlich wieder in die Erde, ſollten Blätter faulen wollen, ſo nimmt man ſie ab; kurz, man ſorget Winters durch, daß das Haupt grün bleibe, nicht auswachſe; geſchähe auch dieß, und faſt alle, ja alle Blätter fielen ab, wann nur der Strunk mit ſeinen Nebenkeimen geſund bliebe, ſo bringt man im Frühling: im März oder im angehenden April aus dem Keller in den Garten, wo weit und breit kein Saamen von Wörſching, Kohl oder andern Rüben, oder andern Krautarten erzogen würden, damit nicht dieſer Saamenſtaub ſich mit dem des Krauthaupts ſeinem menge, und Spielarten entſtünden, welches ſehr bald geſchiehet, man ſetzt ihn da ſo an einem Orte ein, daß er für und gegen die harten Frühlingswinde gedeckt iſt, macht ihm auf dieſen Zweck gar eine Decke von Stroh, begießt ihn ein paarmal, aber das nur alsdann, wann man keine Fröſte beſorgt; ſo ſchlägt er Wurzel, wächſet, blühet, und giebt ſeinen Saamen.

Nur gar zu oft geſchieht es, daß allerley Inſekten, kleine Läuſe, Raupen ſich anhängen, die die Saamenſtauden verderben, daher muß man oft nachſehen, auch ihn, wenn er in der Folge zu trocken ſtehet, begieſſen.

Findet man Raupen, ſo nimmt man ſie, dann es ſind ihrer doch nicht viele, mit den Fingern hinweg; darauf aber muß man etliche Tage ausſeyn, weil man doch manche überſieht, und andere aus ihren unſerm Auge entgangenen Eyern friſch ausſchlieſen.

Findet man Läuſe oder gewiſſe Mückchen, ſo bewerfe man etliche Tage an einander, früh, wann die Näſſe des Thaues oder des Regens noch aufliegt, den

gan-

ganzen Stock dichte mit Aſchen, wäre es trocken, ſo begieſſe man den Stock durchaus, und ſtreue die Aſche auf, klebt ſie ſo an, ſo werden die Inſekten in wenigen Tagen verkommen, und der Saame wird reifen.

Der abgeerndtete Saame wird wider Froſt, Feuchtichkeiten und Ofenhitze Wintershin an einem temperirten Orte wohl verwahret, und ſodann im Frühling auf gute fette Beeten, am beſten, auf Miſtbeeten, welche der Sonne entgegen liegen, wider Nord- und Oſtwinde gedeckt ſind, ganz bald ausgeſäet.

Ich habe es ſchon einmal geſagt: die Erdflöhe ſind den aufkeimenden Kraut- oder Kapuspflanzen gewaltig zerſtöhrende Feinde, und ſchafft man nicht wider ſie Rath, ſo iſt bald alles dahin. Die beſten Mittel wider ihre Anfälle ſind ſchon geſagt.

Sind nun die Pflanzen erwachſen, erſtarkt, und haben etwa 5, 6 Blätter, ſo ſäume man nicht, ſie aufs Krautland zu verſetzen: je eher man dieß thun kann, je beſſer iſt es: hat man früh Häupter zum Verkauf, ſo verkauft man ſie als was ſeltenes, am beſten und geſchwindeſten; will man das nicht, ſo zeitigen ſie recht aus, und ſetzen an der Gröſſe je mehr und mehr zu.

Man darf nicht ſorgen, die Kälte möchte ihnen ſchaden, oder ſie ſeyen noch zu zart; — können ſie die Kälte auf dem Pflanzenbeete vertragen, ſo können ſie ſie auch da auf dem Krautlande erleiden, zumalen ſie da tief in einer Stufe, gedeckt wider alle Winde, verwahrt ſind; je jünger oder zarter die Pflanze iſt, je eher bekommt ſie; bey allen Dingen iſt es wohl ſo: Krankheiten, Verwundungen heilen bey jungen eher als bey alten: die Jugend nimmt alles eher an, als das Alter. Ich habe Pflanzen, nur zu drey, vier Blättern erwachſen, verſetzen laſſen, und ſie bekamen beſſer, als die ältern und gröſſern.

Von

Von der Lage des Krautlandes: dieſe könnte überall ſeyn, wann nur kein Feind wäre, der es nothwendig machte, es ſo weit und fern ab von Gebäuden zu nehmen, als man nur vermag.

Jeder weiß, daß die Schmetterlinge, aus welchen die Krautraupen, die grünen Raupen, kommen, ſich immer an den Häuſern, Scheunen, und anderen Gebäuden und Wänden aufhalten und herumfliegen; fern, drauſſen auf den Feldern, ſieht man von dieſer Art Schmetterlingen wenige oder gar keine; folglich ſetzen ſie ihre Eyer dort und nicht hier; eine Wahrheit, die die allgemeine Erfahrung alle Jahre lehret, und daher gebietet, das Krautland fern von der Wohnung auf freyem Felde zu haben.

Das Krautland muß guten Boden, tiefen Grund haben, an der Sonne liegen, nicht mit überflüſſigen Feuchtigkeiten angefüllt ſeyn: man überdenke, daß es alle Jahre Früchte bringen muß, daß ſeine Früchte ſehr fette und groß ſind, daß ſie ungemein viele Nahrungen fordern, ſo wird man auch berechnen, daß zu ſolchem fette Erde und alle Jahre vieler und hinlänglicher Dung darauf verlangt werde.

Ein Krautland anzulegen: muß der Boden zwey Schuhe tief aufgeſtochen, rejolet, und von allen hinderlichen und ſchädlichen: Steinen, Wurzeln, Dorn ꝛc. gereiniget werden: man muß, wann das Erdreich zu leichte iſt, ſchweres: Kies, Mergel, Thon aufführen; iſt es zu ſchwer, zu zähe, ſo führt man Raſen, leichtes ſandigtes auf: dieß muß mit dem Grabſcheit untereinander gemengt, zugleich mit Schlam, Gaſſenerde und Miſt gedungt werden; auſſer dieſer erſten Operazion wird man keine Häupter, oder die nicht eher erhalten, bis man das nach und nach gethan hat, was ich auf einmal in der Anlage ſogleich begehrte und abforderte.

In der Folge muß die alljährige Zubereitung des Krautlandes von ähnlicher Art ſeyn: es fordert alljährliche ſatte, hinlängliche Dungung vom beſten Miſt, den man machet, Pferdmiſt nützt da am wenigſten: Schaf- und Rindemiſt iſt da der beſte; wann man das Land manchmal ſatt von den Schafen pferchen laſſet, ſo thut man ſehr wohl.

In vielen Gegenden pflügt man den aufgeführten Miſt unter, und dann ſetzt man die Krautpflanzen ein, ein ſehr groſſes Gebrechen! — Das Krautland muß tief, wohlbearbeitet und ſo zubereitet werden, wie es dem Krautſtock angemeſſen iſt; das kann nicht mit dem Pfluge, das muß mit dem Grabſcheite nothwendig geſchehen: der Krautſtock wächſt hoch, die Wurzeln, wo ſie lockeres Feld finden, gehen tief, und müſſen tief gehen, um ſtets hinlängliche Nahrungen und Feuchtigkeiten, deren dieſes groſſe, fette Gewächs ſehr viele bedarf, aus der Tiefe anzuziehen: das Gewächs wird durch ſeinen Kopf ſehr ſchwer, fällt, wo die Wurzeln nicht tief giengen, leicht um, der Strunk ſelbſten, wo er nicht tief in den Boden gepflanzt wäre, wie wollte er je dem Winde widerſtehen? der mittelmäſſige würde ihn umwerfen, ausreiſſen, und verderben.

Man muß alles thun, um die Wurzeln und den untern Theil des Strunks tief in den Boden zu bringen, folglich iſt es nöthig, ihn tief zu pflanzen, dieß beſſer bewirken zu können, müſſen mit der Karſt oder der Haue auf dem bereits wenigſtens einen Schuh tief umgegrabenen oder geſcharrten, mit dem Grabſcheite aufgeſtochenen Boden, Löcher, die man Stufen heißt, eingegraben werden, in welche man die Pflanze, ſo tief man kann, einſetzet.

Die:

Dieſe Stufen ſollen in einer Ordnung und Gleichheit eingegraben werden, und ſo zwar:

* * * * * * * * *
* * * * * * * * *
* * * * * * * * *

Ihre Quadratbreite wäre ein Schuhe, ihre Tiefe ½ Schuh: alle Entfernungen von einander 2, 2½ Schuhe, wenigſtens 2 Schuhe.

Ueber der letzteren Anforderung iſt man vielleicht verlegen, man glaubt durch ſie zu verlieren, da ſonſt ein Krautſtock vom andern nur 1 oder höchſtens 1½ Schuhe abſtehet;

Ich gebe es zu: man wird an der Zahl der Krautſtöcke verlieren; aber nicht an der Zahl, der Häupter; nicht am Gewichte aller Häupter zuſammen;

Die Kopfkrautpflanzen, ſo nahe zuſammengeſetzt, erhalten kleine, und viele gar keine Köpfe, wenige, ſchmale Blätter, dünne Strünke; da ſie, nach meinem Vorſchlag gerade das Gegentheil werden: alle Pflanzen erhalten Köpfe, und dieſe ſehr groß; was iſt es, wann ich 400 Köpfe, jeden zu drey Pfunden habe, gegen 200 Köpfe, die alle 12 bis 15 Pfunde haben? — Dort habe ich 1200 Pfund; hier aber wenigſtens 2400 Pfunde, und wanns nur mittelmäſſig ausfällt, 2000 Pfunde, und nochmehr! der leere Raum zwiſchen den Stöcken geht drum nicht verlohren; zwiſchen dieſen pflanzt man kecklich Bodenkohlrüben, Burgunderrüben d. i. Turnips, Viehmangold, Salat und dergleichen, alle dieſe und noch mehr andere Gewächſe, über welche das Kopfkraut hinwächſt, ſchaden da wenig, oder nichts; wie viele Burgunder = oder ſolcher Viehrüben baut man nicht unter 400 Krautſtöcken, wann zwiſchen vier Stöcke nur immer einer zu ſtehen kommt?

— eis

— eine herrliche Fütterung für das Vieh, Sommers und Winters!

Sind die Stufen alſo fertig, ſo erwartet man einen Regen: man kann ſie vor, auch einige Stunde nach einen Regen, wann der Boden nicht mehr ſchmierig iſt, verfertigen.

Das Pflanzenbeet, ehe man nun die Pflanzen ausnimmt, muß eher recht durchnäſſet ſeyn. damit an ihren Wurzeln, wenn man ſie ausziehet, etwas Erde kleben bleibet, und man ſie gleichſam ſchon halb angewurzelt in die Stufen bringen und einſetzen kann; hat es nicht geregnet, ſo begießt man das Beet.

Die Zeit des Tags, in der man dieſe Verpflanzung vornimmt, muß niemal der Vormittag, ſondern allemal der Abend ſeyn, wann die Sonne ſchon ihre Hitze verlohren hat: ſo erhebt ſich dieſe Pflanze untern Thau die Nacht hindurch, und wird keines weiter Beyſtandes oder Begieſſens bedürfen; das Begieſſen wird nur alsdann nothwendig, wann der Regen zu lange ausbleibt, die Pflanzen zu groß werden, und die Pflanzzeit, ohne gepflanzt zu haben, gänzlich verſtreichet: die Stufen müſſen gegen Abend begoſſen werden, ein oder zwo Stunden, nach dieſem müſſen ſie mit Pflanzen beſetzt, und dieſe nochmals gegen die Nacht fleiſſig begoſſen werden: ſo eine Operazion allein ſchützt ſie auch bey der heiſſeſten Tröckne wider das Verderben

Wann nun dieſe Pflanzen 14 Tage, drey Wochen geſtanden iſt, ſo erhält jede Stufe eine handvoll zerſtoſſenen gebrannten oder ungebrannten Gyps, den man um die Pflanze herſtreut und hackt die Erde um ſie bis zu ihren Blättern auf an.

Schon das, daß ſie in der Stufe tief ſitzet, wie dieß Erdenanhacken ſchützt ſie wider Winde und Froſt; aber auch das letztere wider das Abfreſſen und Abbeiſſen der an ihnen ſonſt ſpielenden Haſen.

So,

So, wie nun die Pflanze nach und nach mehr und mehr an und groß wächſet, muß man die Erde bey trocknen Wetter immer mehr an den Strunk rundum anhäufen, bis endlich der Haufen Erde im Stande iſt, den Stock wider die Winde zu halten: zu viel kann man ſie nicht anhäufen, aber gar leicht zu wenig.

Nun will man dann auch anfangen, den Krautgarten nach und nach zu nützen, man holet ſich ſchon um Jakobitag daraus Blätter zur Fütterung im Stall; darwider bin ich nun nicht; allein ich bedinge mir voraus,

1) daß man nie zur Regenzeit in den Garten unter die Stöcke eingehe, dann dadurch würde er ſo feſte getreten, daß der Regen nicht mehr anſchläge, und das Regenwaſſer oben weg liefe.

2) Daß man nie früh oder ſpät Abends im Garten abblatten wolle, dann in dieſen zwo Zeiten ſind alle Blätter ſtrotzend voll Saft, und knicken ſchädlichſt im Durchgehen ab! das Abblatten muß Mittags bey der größten Hitze, wann die Blätter welken und nicht ſo leicht abbrechen, geſchehen.

3) Wann man nun abblattet, ſo muß man keine andere Blätter, als dieſe nehmen, die ſich am Strunke, ohne zu zerbrechen, leicht ablöſen, dieſe ſind die gelbgewordene, oder die anfangen, gelb und zeitig oder reiſe zu werden;

Ja keine friſche, grüne! dann dieſe bedarf der Stock nothwendig, ſonſt würde ſich die Natur nicht bemühen, ihm ſie zu geben, noch ſie ihm ſo feſte anzukleben, daß ſie, ohne Gewalt zu brauchen, nicht abgenommen werden können; fraget man wozu? — ſo will ich darauf antworten: a) zum anziehen und auch zum ausdünſten ſeiner Feuchtigkeiten.

b)

b) Auch dazu, daß ſie das Regenwaſſer auffangen, und es auf ſich nahe an den Strunk zu ſeiner Nahrung hinleiten.

Jedes Blatt, ſobald es regnen will, iſt wie eine zu den Wolken ausgeſtreckte flache, halbgebogene Hand, die das Regenwaſſer aufnimmt, und ihr Stiel, wie eine Rinne, in welcher es zu dem Strunk und der Wurzel anlauft.

c) Zum Bedecken des Erdbodens, damit die Sonne auf ihn nicht unmittelbar auffalle, alſo die einmal durch den Regen erhaltene Feuchtigkeiten deſto länger zur Nahrung bleiben möchten.

Dazu iſt auch das Aufhauen um den Strunk, dieß erhält ihm die Feuchtigkeiten, und ſind ihre zuviel, ſo laufen ſie auch an demſelben fern in den Boden hinweg.

Man ſoll alſo nie zuviel und nicht zu frühe abblatten; dabey verliert man nichts, dabey wird man ſichtbar und anſehnlich gewinnen; dann, die Blätter, welche ich heute nicht nehme oder erhalte, die nehme ich morgen, ſie werden mir zuletzt alle noch werden: und dann ſo wird das Haupt ſich früher anſetzen und früher reifen, anſehnlicher, feſter und gröſſer ausfallen; dieß letztere will ich aus Ideen nicht ſuchen zu erweiſen, jeder kann es bald ſehen, wann er zwey Stöcke nebeneinander verſchiedentlich behandelt, den einen ſehr abblattet; den andern aber nicht.

Was da bey dem Unterricht auf die Kopfkohlpflanzung noch geſagt werden könnte, das iſt das, was man in Anſehung der Raupen noch zu wiſſen bedürfte; unterdeſſen, da ich das beſte Mittel dieſe abzuhalten: die Krautbeeten fern von Gebäuden, im freyen Felde

an-

anzulegen, ſchon geſagt habe, ſo bleibt mir nur ein einziger Vorſchlag noch übrig, und dieſer:

Man gebe ſich die Mühe, die von den Schmetterlingen unterhalb den Blättern angeſetzte Eyer zu zerquetſchen, und das in ihrer Legezeit alle Tage 2mal zu thun, ſo wird man nicht haben, groſſe, und doch vergebliche Jagd von dieſer oder jener Art auf die Raupen zu machen.

Man heimſet das Kopfkraut noch vor dem Froſt, bald nach Michaelis: zwiſchen Michaelis und Martini ein; heftig, anhaltender Froſt hat ſchon manche Jahre alles Kopfkraut gänzlich zernichtet.

Ueber alles, oder nach allem, wäre da noch vom Miſtbeete zu ſchreiben: eigentlich nicht meine Sache, da ich Landmann, nicht Gärtner bin, doch auch davon ein Wort!

Man grabe ein Loch etwa 8, 10 Schritte lang, 2 breit, und 2 Ellen tief aus: über dem Boden mache man einen Aufſatz von einem Brette hoch, doch ſo, daß hinten an der Nordſeite 1½ Brett, forn 1, an den zwo ſchmallen Seiten 1½ Brett anlaufend angebracht werde.

Die 2 Ellen ausgegrabenes fülle man im Frühling, früh oder ſpät, ſchon im Januar oder Februar, mit friſchem Pferde- oder Schafmiſt, trette ihn feſte, begieſſe ihn heftig mit Waſſer, fülle ein Schuh hoch gute fette Erde drauf, ſäe ſeine Saamen, und pritſche ſie wohl ein;

Bedecke dieſes mit Fenſtern, und dieſe mit Brettern, oder Strohmatten des Nachts, oder bey ſtarkem Froſt auch Tags durch zu, ſcheint Sonne, ſo decke man

die

die Fenſter ab, ſtelle ſie auch auf, gebe Luft, und begieſſe auch die Pflanzen zu Zeiten.

Vor allem hätt ich ſagen ſollen: dieß Bett muß an einem ſonnenreichen Orte, der auch durch Häuſer oder Mauren wider Nord- und Oſtwinde gedeckt iſt, errichtet werden.

## Ende des erſten Bands.

# Regiſter
## zu dem erſten Theil des Ganzen der Landwirthſchaft.

## A.

pag.

Abgaben, jährliche an die Grundherrſchaft, . . 52
— billige ſind auf zwo Seiten dem Herrn und Unterthanen billig, . . . . . 53
— und Freyheit ſind billig beyſammen, . 53
— zu große höchſt ſchädl. u. unmenſchenfreundlich. 53
— wieviel? . . . 55
— Art ihrer Einſammlung, . . 56
— des Zehenden, der Handlöhner widrige Art, 56. 57
— beſtändige an Geld ſind für Herrn und Unterthanen die beſten, . . . . . . . 59
— natural gegen Geldabgaben aufzuheben, 63. 66
— Betrügereyen dabey und dieſe müſſen ſogar die Herrſchaften bezahlen, . . . . 58. 59
Ackerfeld, . . . . . . 236
— was es iſt und wie vielerley? . 236. 237
— ſchwer, leicht, . . . 237. 238
— mittelfeld, . . . . . 238
— wie das zu ſchwere und zu leichte zu verbeſſern, 239
— Vorſchläge allerley darauf . 239. 240
— unfruchtbar, wann? . . . 240
— fruchtbar zu machen, wie? . . . 241
— zwote Urſache der Unfruchtbarkeit, wie zu verbeſſern, . . . . 241. 242
— weitere Schädlichkeit, . . 242. 243
— Steine nutzen öfters demſelben . 244. 245
— wie oft es zu nutzen . . . 245
— alle Jahre wann? und wie? . 245. 246
— Entwürfe ein paar auf alljährl. Anbauen, 247. 250
— wie dabey weiter zu verfahren . 251. 253
— wie zu Pflügen, Eggen, Säen, . 253
— wie zu beſäen . . . 253. 254
Aecker, Hauptſache des Bauern . . 31
Abtritt, wo und wie? . . . 76
Alleinhandel, ſchädlich wider die Freyheit . 62
— ungerecht . . . . . 107
Ameiſe, . . . . . . 328
— Mittel wider ſie, . . . 328

pag.
Anlage, neue erfordert Arbeit und Koſten . 50
Anlegung eines Landgutes, . . . 41
Anſehen, muſſen Hausherren ſich beybehalten . 90
— wodurch es vergeben wird . . 90. 91
Apfel, allerley Arten . . . . . 307
Arbeiten, übers Maaß muß man von Dienſtbothen nicht fordern, . . . . . 100
Arbeitshäuſer, Zuchthäuſer, herrliche Anſtalten zum Gluck der Unterthanen . . . . 67
Aerzte, Viehärzte, . . . . 125. 126
Auslaufen, nächtliches, dem Geſinde nicht zu geſtatten 94
— nicht zu geſtatten, . . . . 99
Auswahl der Knechte und Mägde. . . . 82

B.

Bauer, wohnt zwiſchen Feldern. . . . 23
— von Profeſſion nutzt das Bauerngut am beſten 95
— wie zu erziehen . . . . . 83
— ſie tüchtig zu lehren nothwendig, öfters unmöglich; für ſie höchſt ſchädlich; Urſachen . 83. 84
— ihr moraliſcher Charakter . . . 84. 85
— ſoll kein Holzhändler werden . . 30
— bedarf allerley Vieh warum . 114. 115
— das beſte für ihn iſt das Rindvieh . 116. 117
— nicht das Pferd. . . . . 117. 118
— halten doch in guten Abſichten Pferde. . 118
— Kühe nöthig. . . . . . 119
— welche Pferde ihm noch zuträglich ſeyn möchten. . . . . . 121. 122
— wie viel er Leute im Hauſe bedarf. . 32
— nicht von Profeſſion wie der zu verfahren, wenn er einen Bauernhof beſitzt. . . 94. 95. ꝛc.
Bauerngüter geben wenig Gewinn, der Viehhandel giebt ihn dem Bauern von Profeſſion. 7. 8. 9. 63. 64. 94
Bauernhaus, von einem oder zwey Geſchoſſen, warum? 72
Bauernhof manches Ruin unverſchuldet, woher alſo? 70. 71
Baumgarten, . . . . . . . 298
— deſſen Lage . . . . . 298
— auf Höhen in Thälern, ihr Gutes und Böſes 298. 300
— Grund und Boden welcherley? . 301
— Auswahl der Bäume . . . 302
— welche für den Landmann die beſte, . 303. 304
— Birnbaum und Apfelbaum ꝛc. ꝛc. wo der ſeine Stelle hat? . . . . . 304. 305

Baum-

pag.
Baumgarten, Moſtbirn . . . . 305
— Raurankenbirn . . . . 306
— Güte des Obſts ausmachen, was zu bedenken 306. 307
— Birnbaum . . . . 305
Baumſchule wie die anzulegen zu behandeln. 311. 313
— Spielarten der Bäume. . . 314
— Pflanzen der Bäume wie . 316. 319. ꝛc.
— wie Bäume trächtig zu machen? . 322
— Beſchneiden der Bäume wann? . 324. 326
— Raupen, Bäumen ſchädlich . 326. 327
— Mayenkäfer, Ameiſen, Blattläuſe, . 328
Bauplane, beurth. die Polizey ehe ſie ausgef. werden. 71
Befriedigung des Gartens: Hecken, Zaun, Mauer 329-332
Berechnung eines Landguts. . . . 7. 8. 9
— des Ertrags eines Gutes . . 63. 64
Beruf, darinn billig jeder bleibt. . . 23
Bettel, dem Landmann höchſt ſchädlich . 66. 67
— dem Evangeliſchen, vielmehr dem Katholiſchen 67. 68
Bettler, privil. drucken mehr als der härteſte Deſpote 68
Biene, wie zu behandeln . . . . 235
Blumenkohl, ſ. Karfiol
Bohnenbau. . . . . . . 272
— allerley Arten, ein Handgriff bey Pferdebohnen. 272
Brandſtätte, ihr Schutt iſt der beſte Dung, . 48
— wie dieſen Schutt zu erhalten? Engländer Art. 48
Bronne, . . . . . . . . 69
— der beſte, welcher? . . . . 69
Bruſt des Viehes, gute . . . . . 136
Burgunderrüben, . . . . . 263
— ihr Anbau. . . . . 263. 264
Buſchwerk, abbrennen und den Boden damit dungen, 48
Buſten oder Waiden werden abgebrannt und ſo gedungt. 48

C.

Calecutiſche Henne. ſiehe Truthenne.

D.

Deſpoten, Beutelſchneidereyen, Geiz und Langeweile. 56
Dienſtbothen, Geſind, Knechte, Mägde, Taglöhner, von dieſen hängt Wohl und Wehe des Hauſes ab. . 81
— wie die beſten ſich zu verſchaffen, . 82. 86
— haben ihre Fehler wie die Herren: einer erträgt billig den andern, . . . . . 86. 87
— Fehler muß man überſehen, gutes belohnen, ſolcher Dienſt wird geſucht 87. gute verdienen guten Lohn. 87

pag.
Dienſtbothen, Lohn wird nach dem Preis der Dinge und dem Werth des Geldes beſtimmt . . 87
— welche zu wählen, welche nicht? . 88. 89
— gute müſſen beybehalten werden, . 89. 90
— ſind zum Haus u. öffentl. Gottesdienſt anzuhalten. 92
— ihnen ſind auch Ergötzlichkeiten zu geſtatten 93
wann nicht? . . . . . . . 99
— muß an nichts, was ſie nöthig haben, was abgehen: der wohl ißt, arbeitet wohl. . . . 97
— ſollen Mittags beſſer Eſſen haben, als Abends 98
— Ruhetäge müſſen ſie haben . . 98
— nächtliches Auslaufen iſt ihnen ſchlechtweg nicht zu geſtatten, . . . . . . 99
— müſſen nicht immer gewechſelt werden 101. 102
— alte beſſer als neue . . 101. 102
— abgehende und neue können Schaden bringen 102
— wie die alten zu erhalten . . 103
Dörfer gut, Weiler beſſer, einzelne Höfe noch beſſer 24
— waren bey den Alten ſelten . . . 42
— wie ſie entſtanden . . . . 42
Dornſchlag, . . . . . . 49
Dung: wie viel man bedarf . . . . 36
— vom Maſtvieh der beſte . . . . 131

E.

Ebenmaaß, iſt im Lande nöthig. . . 21
Eber, Stammſchwein, . . . . 185. 186
Eggen, 252 ⸗ 255. nicht hinlänglich . . 255
Eben begünſtigen, nicht hindern . . 53. 54
Eigenthum der Güter iſt nöthig. 55 wahres, welches es ſeye 66. was und wer dieß dem Bauern raubt und ihn zu Grunde richtet . . . 66. 67
Eilen in Unternehmungen beym Feldbau iſt ſchädlich, 51
Einkünfte, Ungewißheit höchſt ſchädlich, 55. 56. 57
Einöden, wohlfeil erkauft und angelegt bezahlen alles; auf hochbezahlten, ſchon kultivirten Höfen findet man dieß nicht . . . . . . 51. 52
Enten 120. wie ſie zu behandeln . 233. 234
Erdbirn. ſiehe Kartoffeln.
Erde ausgeſtochene vergährte dungt . . 49
Erdflöhe, Mittel wider ſie . . 337. 338
Ergötzlichkeiten, müſſen auch dem Dienſtbothen geſtattet werden 93. worinn ſolche beſtehen können 93. 99. wann und welche aus was Urſachen nicht zu geſtatten 99

Ertrag

pag.
Ertrag der Bauernhöfe iſt oft ein nichts, Urſache, 70. 71
Eſel, . . . . . . . 207
Exempel, thätiges ſoll der Herr und die Hausfrau dem Knecht und der Magd werden, . . 92. 93
Eyer ausbruten durch Kunſt, — durch Pippen 225. wie aufzubewahren verſchiedene Arten 225. 226. was dabey vorzüglich nützet und warum? 226. welches Ey zum Brüten nicht taugt, wie das zu wiſſen. . 226

## F.

Falloch, . . . . . . 242
Farbe des Viehes, welche zuträglich . . 135
Farre, 174. wie er beſchaffen ſeyn ſoll 174. beweiſendes Beyſpiel daß große Farren große Viehgattung geben 174. 175. wie der zu wählen und zu erziehen 175. zu wie viel Kühen einer genug iſt. 176. wie zu füttern 176 wie alt er ſeyn ſoll 176. wann er zum Ritt gut und geſchickt iſt. 176. wie dabey zu verfahren 176. wie der Farre zu nutzen, wenn er ausgedient hat. . 177
Feld muß von Dornen und Gebüſchen befreyt werden. 44
Feldgeräthe, Werkzeuge des Bauern 104. ꝛc. welche dieſe ſind 105. gute, böſe: nutzen, ſchaden 108. 109 können nicht recht verſtehlich gezeichnet und beſchrieben werden, 110. Handgriffe dazu können nicht beſchrieben aber abgeſehen werden 110. verfertigt ſich der Bauer viele ſelbſt 111. ꝛc. muß wohl aufbewahrt werden 112. jeder Dienſtbothe erhält und hat ſein Werkzeug beſtändig fur ſich, warum? 112. 113. Zeichen zu geben und einzubrennen 113. ſind neu, alt und zerſtückt aufzubewahren. 113
Fettwerden. Anlage dazu 136. woher Fettigkeit komme 136
Feuergefahr abzuwenden wodurch? . . . 73
Feiertage der Apoſtel und Heiligen übel angebracht und ſind abzuſchaffen . . . . 98. 99
Flachsbau, . . . . . 266. 267. 274
Follenpferd, wie zu beſorgen . . . 124. 125
Frankreichs Verordnung über der Viehhaltung 126. 127
Freſſen des Viehes . . . . . 136
Freyheit, Quelle der Abgaben . . . . 55. 56
— und alles guten im Lande . 56. 59. 107
Freyjahre von Abgaben den Koloniſten zu geben 56
Frohnen, wider den Landwirth und ſein Gewerb, hindert Freiheit und alles Gute . . . 61
Fromme Dienſtbothen ſind die beſten . . 82
Fruchtbarkeit was ſie ſeye . . . 34

Futter,

pag.
Futter, welches das beſte. . . 136. 137. 138
— wie viel? . . . . . 144
Futtergang. . . . . . . 74
Futter, Kräuter und Wurzel, 290. allerley 290. wie zu benutzen . . . 290. 291. 292
Futterſchneiden nothwendig . . . . 143
Fütterung, wie viel 37. Grund der Landwirthſchaft 37. 292. Ordnung 45. welche die beſte . 153

G.

Geiſe, Böcke, 118. ꝛc. für wen? 119. mehr ſchaden als nutzen, wozu dulden . . 119. 120
Gans, 232. warum gut? wie zu behandeln? 232. 233
Gänſe, wozu? . . . . . 120
Gänſekoth, beſter Dung. . . . 49
Garten, 298. ꝛc. ꝛc.
Gebäude der Landleute, 68. ꝛc. ꝛc. ihr Ort 69. deren Plan 70. ꝛc. ꝛc. entfernt von einander 79. Urſache des Plans . . . . . . 70. ꝛc. ꝛc.
Geiz ſpricht: was hab ich dieweil? . . 56
Gemiſch oder Gemäſch aus Haber und Wicken Surrogatum des Heues, . . . . 50
Geſinde des Hauſes fehlt es bald an Einſichten, Wollen und Treue 81. auf welches man ſehen müſſe. . 81
Getraid, Sommer- und Wintergetraid wie zu behandeln 252. ꝛc. ꝛc. 257. ꝛc.
Getraidböden des Bauernhauſes . . 70
— anzulegen, wo nicht? . . . 73
Gewürz zur Küchen ſoll ſich der Landwirth ſelbſt bauen, welcherley . . . . 334. 365
Gottesdienſt zu dem öffentlichen und häußlichen müſſen Dienſtbothen angehalten werden . . 92
Gottesfurcht iſt in einem Hauſe das wichtigſte für Herrn, Frau, Knecht, Magd . . 90. 91. 92
Gras, ſchädliches den Ackern 243. welches das beſte? 282. 283. wie zu vertilgen? . . 243. 244
Grasarten allerley, wie zu bauen . . 287
Grasgarten . . . . . . 298
Großem, in ſolchem muß man nichts anfangen, aber allezeit im Kleinen. . . . . . 50
Gyps, . . . . . . . 49

H.

Haalbözig, . . . . . . 49

pag.
Haber, zur Fütterung, grünen, wie zu erbauen 188. ſehr nützlich über aller grüner Fütterung . 289
Häckerling wo zu ſchneiden? . . . . 73
Handel muß der Bauer verſtehen. . . . 134
Handel mit Vieh wie er vormahls und jetzt getrieben wird. . . . . 132. 133. 134
Handgriffe 110. wie zu erlernen ibid. . . 111
Handlohn, . . . . . . 55
Handlohnsberechnung und Austheilung auf jährliche Abgaben. . . . . . 64
Handwerksleute für den Bauern 105. wo dieſe wohnen ſollen. . . . . . 105 - 107
Hanfbau, . . . . . . 267
Haus eines Bauern ſoll ein Bauernhaus ſeyn 70. kein Sammelplatz der Wollüſtlinge, ſonſt es mit dem Bauern bald aus ſeyn wird 70. 71. aus was zu erbauen. 77. 78. Dach derſelben aus was? . . . . 78
Haustenne; Aehren. . . . . . 76
Hausvater. Herr und Fürſt beſtehet da am beſten, wenn er weiß, was er einnimmt und darnach ausgiebt 57. muß unter ſeinem Geſinde tolerant ſeyn . 94
Haut des Viehes welche gut. . . . 136
Hengſt alter nicht zum bedecken. . . 123. 124
Herr im Hauſe iſt der Bauer 100. 101. ſetzt einen an ſeine Stelle: Oberknecht . . . . 101
Herren und Hausfrauen müſſen ihr Anſehen gegen das Hausgeſind beybehalten. . . . 90
Herren die Bauernhöfe haben und nicht Bauern von Profeſſion ſind, wie die zu verfahren, um etwas zu gewinnen. . . . . . 94. 95. 96
Hirſenbau. . . . . . . 271
Hof, Bauernhof ſoll nicht zu groß ſeyn 25. wie groß er ſeyn kann . . . . . . 27
Höfe, einzelne waren der Alten Sache 42. ſind beſſer zur Landwirthſchaft als Dörfer und Weiler 42. 43. wie dieſe wieder herzuſtellen . . . 43
Hopfenbau, . . . . 261. 262. 263. 264
Hund, ob wann und wo dieſer nothwendig iſt 207. verſchiedene Art und von verſchiedener Geſchicklichkeit 208. rc. rc. Schafhunde 209. 210. welche für den Landmann 210. iſt ein nützliches und gefährliches Hausthier 212
Henne unentbehrlich. 220. ſeine Fütterung ibid. legt Eyer, wann? ibid. Ein vorzügliches Hühnerland. 221. welches

pag.
ches Ey ein Junges enthalten kann 221. welche Hühner brüten 221. ihr Stall wo? 221. 222. ihre Neſter 222. ihr Befühlen 222. 223. brüten, wie viel Eyer in wie viel Wochen aus? 223. wie bey den Bruten zu thun 223. 224. wie die Jungen zu behandeln 224. verſchnitten. 225. hat Feinde 226. wie abzuhalten 226. 227. Fütterung der Hühner 227. nicht viel Gewinn, aber nothwendig 226.
Hühner wild erzogen zu Hechingen . 227. 228
Hühner, . . . . . . 120

## J.

Jochen, anjochen. . . . . . 75
Intolleranz, in Anſehung der Religion in Abſicht aufs Geſind iſt ſchädlich. . . . . 94

## K.

Kalb, 159. ob die Kuh vom Ritt empfangen habe 159. daß es nicht unzeitig abgehet 159. wie mit der Kuh zu verfahren die trächtig iſt 160. beym Werfen oder Kalben was da zu beobachten 160. 161. 162. wann die Zeit da iſt 161. 162. wie das Kalb anzubinden 162. 163. ſoll das Kalb ſaugen oder die Milch aus einem Gefäß empfangen 163. 164. überſaufen ſich, wie zu helfen und zu heilen 164. wie abgewöhnen und anzuſtellen 165. 166. wie die Schweizer verfahren 166. wie man in Franken verfährt 167. 168. welches anzuſtellen . . 169
Kalbinn. ſiehe Rind.
Kammern des Bauernhauſes . . 72. 73
Kammern ſollen ihrer Einnahmen gewiß ſeyn. . 57. 58
Karfiol, Blumenkohl, wie der groß zu erziehen . 348
Kartoffeln, . . . . 339. ꝛc. ꝛc.
— wie vielerley, welche die Beſten . 340
— ihr Kraut iſt Futterung. . 340. 346
— ihr Land. . . . . 341
— ihr Dung. . . . . 341
Kartoffeln, ihr Saame . . . 342
— ihre Einlegung oder Säen . . 342
— ihr Saame, wie der zu erhalten. . 342. 344
— ihr Ausarten . . . 343
— wie nach der Einſaat zu behandeln 344. 345
— Erndte der Kartoffeln, . . 345
— Wann das Kraut abzuſchneiden 346. 347
— ihre Benutzung . . 347
Kaufhandlohn, wie viel 55. ſchädlich . . 62

pag.
Kavallerie, was durch dieſe bey der Landwirthſchaft leicht zu bewirken wäre, . . . . . . 48
Katze, nothwendig dem Landmann 212. die Ratten fängt, iſt ſchätzbar. 213. hat auch ihren Fehler, wie zu verbeſſern 213. wie ſie zu halten . . 213. 214.
Keller, 76. wozu? . . . . 77
Kinder des Hauſes und Dienſtbothen müſſen ſo viel möglich getrennt werden. . . . . . 93
Kirſchen allerley Arten . . . . 308. 309
Klee natürliches iſt auf allen Böden durchaus auf Erden zu finden und wächſt hervor, ſo er ſeinen, ihm angemeſſenen Dung erhält 45. dreyerley Arten 277. 278. wo zu erkaufen 278. Kleebau 282. 283. ꝛc. ꝛc. wie jede Sorte zu erbauen 283. ꝛc. ꝛc. wie viel Saamen von jeder Sorte 283. wie zu ſäen 284. wie lang zu nutzen. 284
Kleines, in dem fange man an und endige im Großen 50
Knechte, wie zu verbeſſern 82. und Mägde müſſen nicht geſchimpft werden, ſonderlich nicht der Oberknecht vor dem übrigen Hausgeſinde 91. gottesfürchtige ſind die beſten 91. 92. evangeliſcher ſchickt ſich in das Haus eines katholiſchen Herrn beſſer, als der katholiſche in das Haus des evangeliſchen Herrns, warum? 94. in Gegenden, wo man Wein giebt, greifen hitzig an und werden bald laſch: in Bierländern bei vielen Meelſpeiſen, zwar anhaltend aber verdroſſen: die bei Fleiſch, Gemüß und Waſſer, Apfel- oder Birn-Moſttrank am beſten 97. 98. und Mägden iſt nächtliches Auslaufen zu verwehren. 99. was in Nächten zu arbeiten 99. wie ihnen zu begegnen 102. 103. zu verſchicken oder zu erhalten um neue Bauarten ꝛc. ꝛc. einzuführen iſt nicht hinlänglich 110. 111
Korn, türkiſches. ſiehe Mais! — Johanniskorn wie anzubauen . . . . 291. 292
Kopfkohlkraut, iſt ſehr nothwendig. 357. der Kopf kann zu vielen Pfunden anwachſen 357. giebt allerley Arten, welche das beſte 357. 358. Saamen wie zu erziehen 358. 359. leidet Schaden wie der zu verwehren 359. wie aufzubewahren. 360. wie Pflanzen zu erziehen, wie zu verſetzen 360. 361. wo dieſer Garten anzulegen 361. wie zu pflegen 362. wie die Pflanzen zu verſetzen 363. wie ſeiner zu pflegen 364. Regeln zu erwünſchtem Kopfkrautbau 365. 366.
Krappbau, . . . . . 264. 265
Krautgarten, 298. oder Kohlgarten. . 357. ꝛc. ꝛc.
Kriegsgeld. . . . . . . 55

Kuchen-

pag.

Kuchengarten 298. 333. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Gewürz dazu bauen 334. 356. Regeln ſo bey deſſen Anlagen und Bau zu beobachten ſind 334 = 335. wie zu behandeln 336. 337. ꝛc. Erdflöhe Mittel dagegen . . 337
Kuh wann zu melken 169. 170. wann die Kälber todtgeworfen werden oder ſterben wie ſich zu rathen. 170. 171.
Kuhe ꝛc. ꝛc. 118. iſt nothwendig 119. 150. ihr Nutze 119. die beſte 150. 151. wie viel ſie Butter giebt 151. welche große Kälber geben 151. 152. Kennzeichen guter Milchkühe 152. welche und wie auszuwählen 152. worauf es vorzüglich gute Milchkühe zu haben ankommt 153. ihre Fütterungsſorten und wie die zu erhalten 153. ſaufen und ſalzen ſehr nothwendig 153. 154. die beſte Milchkuh kann bald die ſchlechteſte werden 154. 155. wie zu verwehren 154. 155. Aberglaube hiebey 155. wann die Kuh wenig und viel Milch giebt 156. ſuchen den Farrochſen. 156. 157. wie dabey zu verfahren 157. verſchnittene arbeiten vortrefflich, werden bald und ſehr fett. . 158

## L.

Lage. Aecker und Wieſen ꝛc. 14. 15. ꝛc. innerliche, äußerliche 10. ꝛc. in Anſehung des Klima. . . 18
Landgut Lage, innerliche, äußerliche 10. Gewinn auf ſolchem wann? wann nicht. . . 5
Landleute, erſte Klaſſe von Menſchen, wo ſie wohnen. 24
Landwirthſchaft, was eigentlich dazu gehöre. . 27
Leibeigen, . . . . . . . 61
Leimen, gebrannter guter Dung 48. wie der zu erhalten. 48
Löcher zu Rüben und Getraide auf Feldern ſind ſchädlich 68
Lohn, beſtimmt der Werth der benöthigten Dinge und der Preis des Geldes . . . . . 87
Lohnbauern, Sackbauern 96. ihr Lohn 96. für Taglöhner Brod . . . . 100
Luftlöcher im Stall. . . . 149. 150

## M.

Mägde, wie zu verbeſſern 82. was Nachts zu arbeiten. 99. wie ſich gegen ſie zu halten . . 102. 103
Mais, türkiſches Korn, . . . 269. 270
Markungen der Orte, wie beſchaffen . . 24. 25
Mäſten, viel, wenig, wann? . 131
Maſtvieh, Dung ſehr gut 131. allerley, Ochſen, Rinder 131. müſſen nicht arbeiten 147. was am Verdauen hindert. 148. bringt jährlich über 2 Millionen Geld von außen ein . . . . 132

pag.
Maſtung, Viehmaſtung ſehr großen Einfluß in die Landesgüte 130. 131. Gewinn aus ihr 130. 131. wie ſie zu beſorgen, was dabey nöthig 137. 138. 139. 140. 141. 142. 2c.
Maulwurf 275. wie zu helfen.
Mayenkäfer 275. wie dagegen zu rathen . . . 275. 276. 328
Miſten nothwendig. . . . . 145. 149
Miſtbeet, wie anzulegen, . . . . 367
Miſtgauche, wie zu nutzen. . . . . 79
Miſtſtätt, wo anzulegen? . . . . 74
Mohnbau, . . . . . . 270. 271
Monopolium, ſchädlich, wider die Freyheit 62. 107
Morgen, 21. Acker ſind hinlänglich genug für einen Bauernhof. . . . . . 33

N.

Nachſteuer 10 fl. vom Hundert . . . 55. 65
Naturalabgaben aufzuheben wie . . 63. 66
Neſſeln, . . . . . . 280
Nüſſe, . . . . . . 309

O.

Oberknecht, . . . . . . 100. 101
Obſt, . . . . . 398. 2c. 2c. 2c.
Ochs, 127. von ihren Arten, Größen, Gewicht, Güte, 127. 128. 129. fettwerden aus Franken zu tauſenden nach Frankreich ausgetrieben 129. wo die beſten? 129. Urſache hievon, daß einige ſo gutes zartes Fleiſch haben 130
Oel, Urſtof der Nahrung 137. welche Fütterung dieß hat 137. 138. welches zur Fütterung nicht taugt. . 138
Ordnung beym Vieh nothwendig. . . 141. 142

P.

Perſonen benöthigte auf einem Bauernhof . 80
Pfau, . . . . . . . 234
Pferd, deſſen Werth Nutzen und Preis 117. 118. nicht beym Bauern 117. ſind nicht für Bauern 117. und wann doch? 118. ſollte doch nicht ſeyn, warum und wie? 118. 120. ihre Erziehung 121. Pferdefutterung 126. Pflege . . . . . . 126
Pflanzen, Verſetzen der Bäume 322 - 324. Handgriff aufm Sandfeld 324. wann zu verpflanzen . . 324
Pflaſter außen an den Gebäuden . . 79
Pflug, kann leicht und ſchwer gehen . . 109
Pflügen, . . . . . 252. 253
Pfropfen, okuliren. . . 315. 318. 319. 320. 321

pag.
Phyſiokratiſches Syſtem wann gut? . . . 67
Pipe. Piphenne, ſiehe Truthenne
Plan der Gebäude eines Bauernhofes 70. ꝛc. ꝛc. Urſachen deſſelben. . . . . 70. ꝛc. ꝛc.
Proportion iſt nöthig im Lande . . 21

Q.

Queerfurchen im Ackerfeld wie? warum, wozu gut 256
Quetſchenbaum der nützlichſte beſte Baum 310. ſiehe Zwetſchgenbaum.

R.

Rangerſen ſiehe Burgunderrüben.
Raufen der Ställe. . . . . . 74
Raupen, Baumen ſchädlich . 326. 327. 328
Raygras. ſiehe Gras.
Recht des Knechts gegen den Herrn und dieſes gegen den Knecht. . . . . 103. 104
Reinigung des Viehes nothwendig 140. 148. Mangel ſehr ſchädlich 148. wann ſolche zu thun . 149
Religion einerley in einem Hauſe beſſer als zweyerley, doch auch dieſe ſollen und können beyſammen beſtehen. 94
Reps, Rappſaat, was dabey zu beobachten, 259. 260. 261
Ribben, breite gebogene am Rindvieh gut. . 136
Rind, 171. Kalbinn Stier. 171. wann ſich die Kalbinn begattet 171. 172. Stierkalb, wann zu kaſtriren 172. 173. wann unter das Joch zu bringen 173. wann zu mäſten 174
Rindvieh das beſte für den Bauern . 116. 126
Rübenbau, allerley Arten 266. weiße Rüben . 292
Ruhe fürs Vieh iſt nothwendig . 138. 139. 140
Ruhetäge fürs Hausgeſind. . . . . 98

S.

Saamen, was bey allem zu beobachten, gute Früchte zu erhalten . . . . 257. 258
Säen 253. wie viel von jeder Fruchtſorte 254. ſäen des Hausvaters Sache allein, 254. dabey worauf nicht zu ſehen.
Sackbauern, Lohnbauern 96. ihr Lohn des Jahrs 96. 97
Salzung nothwendig 143. wie . . 204
Schaf 186. zweyerley Arten 188. Verbeſſerung der Schaafe 188. Waide derſelben 189. ihre Krankheiten 189. woher 189. 190. wie zum Beſten eines Landes mit Schäfereyen zu verfahren . . . 192
Schafe 29. entbehrlich 119. warum nöthig . 119
Schäfer wer er ſeyn ſoll? . . 183. 194. 195

pag.

Schäferey 193. in Pacht zu geben, oder wie dem Schäfer den Lohn zu beſtimmen 194. 195. Schafknechte 196. wo Schäferey anzulegen; wo nicht 196. wie zu füttern Sommer und Winter 197. welche Fütterung geſund und nicht geſund iſt 197. 198. 199. wann im Stall zu füttern anzufangen 198. 199. wo Schäfereyen zu haben, wo aufzuheben 199. wie dabey zu verfahren 199. 200. Zuchtſchäferey 201. von welchen Reithämmeln die Schaf und wann bedecken zu laſſen 201. wie das Mutterſchaf zu halten 202. wie mit ihme zu verfahren wenn man ihme ein fremd Lamm zum ſaugen zu gibt 202. wann Hammellämmer zu kaſtriren 202. Schwanz nicht abzuſchneiden 202. wo Lämmer zu waiden 203. wie mit der Milch zu verfahren wenn die Lämmer abgeſetzt ſind 203. Salze wie 204. 205. Schur der Schafe 206. dieſe Kranken ſind auszumerzen 206. Maſtſchäferey 106. 107
Schafheerden Schade 60. wann gut? . 60
Schatzung . . . . . . 55
Scheune . . . . . 78
Schlamm, Teichſchlamm wie zu nutzen? . . 46
Schleichhandel der Weiber . . . . 227
Schnecken, wie zu vertreiben, . . 260. 338
Schober aus Heu und Stroh, auf Feldern aufbewahrt ſchädlich . . . . . 68
Schulmeiſter und Lehrer der Bauern ſind öfters die ſchlechteſten Leute, leider! . . 83
Schutt, Bauſchutt, vortreffliches Dungmittel . 47
Schwanen, . . . . . . 234
Schwein, 177. iſt nützlich 177. 178. Schweine erziehen wäre für jede Länder groſſer Gewinn 178. was es hindert 179. das Schwein liebt die Reinlichkeit 179. Mutterſchweine werfen, wie oft? 179. wie viel Junge und was ertragen dieſe 179. 180. welche die beſten 180. wann es trächtig werden kann 180. welche Schweine zur Zucht auszuleſen ſind 180. 181. junge Schweine wie ſie zu pflegen ſind 182. Weisheit des Schöpfers hiebey 182. Anmerkung auf die Geſundheit der Jungen 183. werden verſchnitten 183. Pfinnen zu wehren, was zu thun 184. wie? 185. wann zu mäſten 184. Stammſchwein ſiehe Eber afrikaniſche Schweine ſehr nützlich. . 186
See, Teiche zu Wieſen umzukehren . . 292. 294
Seidenwurm, Seidenbau wie zu befördern. . 225
Sonntäge heilig zu halten, wozu zu nutzen . 98

pag.
Spargel, das nützlichſte im Küchengarten 348. ihre Andauer 348. allerley Arten 349. wie zu erziehen aus Saamen 350. wie zu pflanzen 350. 351. warum ſo und nicht anders 352. wie zu dungen und warum ſo 353. Pflege in der Folge . . . . 354. 355
Spergul. . . . . . . . . 287
Spiegelhütte. Abgang da; herrlichſter Dung . . 49
Spielarten des Obſtes . . . . 314
Spielen um Geld iſt dem Hausgeſinde nicht zu geſtatten, warum? . . . . . . . 93
Städte, da wohnet die zwote Klaſſe Menſchen 23. ſollen nicht zu groß ſeyn 23. mehrere kleinere ſollen in einem Lande ſeyn 24. wie ſie entſtanden? . . . 52
Ställe der Schweine, der Hühner 76. warum letztere im Viehſtall? 76. wie einzulegen 73. was über ihnen? 73. ihre Oeffnungen und Luftzüge 74. 149. finſter gut 150. ihr Pflaſter 74. Harnkanal 74. ihre Höhe 75. Thüren 75. welche ſchädlich. . . . . 148
Stammochſe. ſiehe Farre.
Stäuben das Vieh. . . . . . 140
Stelle eines Landsguts die beſte . . . 1
Steine nutzen im Acker 24. warum? . . 245
Sterbfall, wie viel 15. ſchädlich. . . . 62
Stier, ſiehe Rind.
Stiftungen, Spitäler machen Bettler, Faullenzer 68
Striegeln nothwendig . . . . . 140
Stroh, Futterſchneiden nothwendig . . . 143
Stube des Bauern ſoll geräumig ſeyn, warum? 72
Stutte, Mutterpferd deſſen ganze Beſorgung, Beſchaffenheit, . . . . . 123. 124. 125
Sulla, italieniſche, deutſche, . . . . 280
Sumpf, 274. muß abgelaſſen werden, wie . . 44

## T.

Taglöhnerbrod . . . . . . 100
Taube, 214. weſſen Sache 214. ſchädlich 214. 215. Feld- und Haustauben 215. was ihnen gefährlich iſt 216. wie ſie darwider zu ſchützen 216. 217. wo ſie gerne wohnen 217. Taubenbeitze 217. wie ſie an ihre Wohnung zu gewöhnen 218. wie ſie zu paaren 218. wie die beliebigen Farben zu erhalten 218. ihre Neſter 219. ſind fruchtbar 219. ihre Tränke und Fütterung wie ſie geſchieht und womit 219. 220. wann ſie zu verſpeiſen . . 219
Tauben. . . . . . . . 120

pag.
Teich dem Bauern wozu gut? 28. zur Wieſe, wo, wie? verkehrt 292. 293. 294. alte, wie zu nutzen 45. wie auszutrocknen . . . . . 45
Teutſche alte wie ſie ſich anbauten oder ihre Bauernhöfe anlegten . . . . . . . 42
Tobacksbau. . . . . 267. 268. 269
Tobackrauchen iſt dem Geſinde nicht zu geſtatten 94
Tränken ſatt nothwendig 145. welcherley 145. warmes 145. 146. kaltes und welcherley 146. wie . 147
Treue des Geſindes, Wollen deſſelben iſt beſſer als Einſichten . . . . . 82
Treſpen 257. wie zu vertilgen . . 257. 258
Tröge, Futtertröge im Stall . . . 74
Truthenne 228. giebt wenigen oder gar keinen Gewinn aber einen ſchönen guten Braten 228. wie zu behandeln, nach einer neuen weit beſſern Weiſe . 229. 230. 231
Turnips, ſiehe Burgunderrüben.

## U.

Unkraut 257. ꝛc. ꝛc.
Unterthanen Preis. . . . . . 53

## V.

Verdauung nothwendig 138. 139. 147. was dazu nothwendig . . . . . 141. 142
Verhältniß aller Stücke eines Landgutes 19. zwiſchen Vieh- und Futter . . . 37
Vieh, welches für die Bauern 35. zum Zug wie viel? 35. zum Unterhalt wie viel? 36. und welcherley 36. Maſtvieh Dung 131. mageres taugt nichts 37. nicht eher anzuſtellen bis Fütterung genug da iſt 51. allerley und deſſen Behandlung 114. 115. wird von ſeinen Aerzten mißhandelt 125. deſſen Güte und Schwere, wie zu beurtheilen 134. 135. deſſen Farben, welche gut? 135
Viehhandel mit magerem Vieh, wie er vormals und jetzt getrieben wird . . . 132. 133
Viehmangold, ſiehe Burgunderrüben
Viehſeuche, iſt ſie noch nicht unter meinen Bauern? fragt der Edelmann . . . . 57
Volksmenge, wie groß ſie ſeyn ſoll 21. und Vermehrung das wichtigſte 53. wie? . . . 53

pag.

## W.

Waldungen. . . 29 = 30
Walzen, des Ackerfeldes . . 255. 256
Wand, um die Hofraith, woraus? . . 79
Wechſel, nöthig . . . 301. 302
Weiler, bey alten Teutſchen ſelten, wie ſie entſtanden 42
Weinbau. . . . . . 271
Weinberg, des Bauern . . . 28. 29
Werkzeuge. Feldgeräthe des Bauern 104. nutzen gute, ſchaden böſe 108. verfertigt der Bauer ſich ſelbſt 111. 112. jeder Knecht, jede Magd, alle im Hauſe haben ſtets ein und eben das Werkzeug warum? 112. 113. allerley; gute, und ſchlechte, . . . . 114
Werren . . . . . . 276
Wieſe 273. ꝛc. ꝛc. wie vielerley? 273. ihre Feinde 274. 275. Raſen zu geben 277. wie zu dungen durch Natur und Kunſt 277. 278. künſtliche Wieſe, welche? 278. wie und womit anzulegen . . . . 273. 279
Wieſen, wie viel? 36. 37. genug: Grund der Landwirthſchaft 292. wie die ſatt zu erhalten 293. 294. 295. das Surrogat der Wieſen und der Fütterung . 295. 296
Wildpret nimmt Freyheit . . . 90

## Z.

Zaun um die Hofraith . . . 79
Zehendbare Felder ſchädlich und läſtig . 60. 61
Zeichen dem Feldgeſchirre zu geben . . 113
Zeichendeuten beym ſäen . . . . 255
Ziege. . . . . . . 207
Zwetſchgenbaum, der beſte Baum. . . . 310

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google